BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Friedrich / Loebell, Johann Wilhelm, / Menzel, Karl Adolf,

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte

Bd.: 5

Berlin 1825
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 654 -5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247145-1

655

654

Karl Friedrich Becker's

Weltgeschichte.

Fünfte verbesserte Ausgabe;

mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Fünfter Theil.

Berlin,
verlegt bei Duncker und Humblot.

1825.

STAATS- UND STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Inhalt des fünften Bandes.

Mittlere Geschichte. Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis auf Rudolf von Habsburg (1085—1273.)

(Fortsetzung.)

35. Zustand von Deutschland in der Hohenstaufischen Zeit . . . . . Seite 3
36. Das Papstthum seit Gregor VII. 11
37. Neue Mönchsorden 19
38. Das Ritterwesen 22
39. Die Turniere 28
40. Das Narren- und Eselsfest 32
41. Romanische Dichtkunst 34
42. Deutsche Dichtkunst der Schwäbischen Zeit 39
43. Die Scholastiker 43
44. Die ersten Universitäten 49
45. Ludwig IX., der Heilige, und sein erster Kreuzzug (1226 — 1254.) 53
46. Ludwigs IX. fernere Regierung (1254 — 1270.) . 61
47. Ludwigs IX. zweiter Kreuzzug und Tod (1270.) . 65
48. Ende der Kreuzzüge 68
49. England unter Heinrich III. (1216 — 1272.) . . . 71

50. Spanien und Portugal . . . . . Seite 80
51. Die Deutschen Ritter in Preußen 94
52. Die Nordischen Staaten 99
53. Die Mongolen 104
54. Das Byzantinisch-Lateinische Kaiserthum (1204—1261.) 108

Mittlere Geschichte. Vierter Zeitraum.

Von Rudolf von Habsburg bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken (1273—1453.)

1. Einleitung . . . . . Seite 115
2. Frankreich unter Philipp III. (1270—1285.) . . . 116
3. Philipp IV., der Schöne (reg. 1285—1314.) . . 118
4. Philipp im Kampfe mit Bonifacius VIII. 122
5. Philipps fernere Regierung 131
6. Philipps Söhne (1314—1328.) 139
7. England unter Eduard I. (1273—1307) 140
8. Eduard II. (1307—1327.) 153
9. Rudolf von Habsburg (1273—1291.) 164
10. Adolf von Nassau (1292—1298.) 176
11. Albrecht I. (1298—1308.) 181
12. Die Schweizerische Eidgenossenschaft (1307. 1308.) 189
13. Heinrich VII. (1308—1313.) 195
14. Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III. (1328—1350.) 206
15. Wiederausbruch des Krieges unter Johann dem Guten 221
16. Unruhen in Frankreich während Johanns Gefangenschaft 226
17. Frankreich unter Karl V. (1364—1380.) 235

18. Bertrand du Guesclin (geb. 1313, gest. 1380.) Seite 242
19. Castilien unter Sancho IV., Ferdinand IV. und Alfons XI. (1284 — 1350.) 256
20. Peter der Grausame und Heinrich der Unächte (1350 — 1379.) 264
21. Portugiesischer Erbfolgestreit 270
22. Aragonien (1276 — 1409.) 274
23. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich (1314 — 1326.) 277
24. Ludwigs Römerzug (1327 — 1329.) 285
25. Ludwigs fernere Regierung (1330 — 1347.) 289
26. Fortgang des Schweizerbundes (1315 — 1358.) . . 301
27. Italien (1333 — 1386.) 313
28. Deutschland unter Karl dem Vierten (1347 — 1378.) 337
29. Cola di Rienzi 350
30. Dante, Petrarca und Boccaccio 359
31. England unter Richard II. (1377 — 1399.) 372
32. England unter Heinrich IV. (1399 — 1413.) . . . 377
33. Frankreich unter Karl VI. 381
34. Neuer Krieg der Engländer gegen Frankreich (1415 — 1429.) 387
35. Das Mädchen von Orleans (1429. 1430.) 395
36. Karls VII. fernere Regierung (1431 — 1461.) . . . 413
37. Deutschland unter Wenceslaus (1378 — 1400.) . . 420
38. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel (1386 — 1411.) 425
39. König Ruprecht, die Kirchenversammlung zu Pisa und Italien 432
40. König Siegmund. Die Kostnitzer Kirchenversammlung 444
41. Johann Huß (geb. 1373. gest. 1415.) 452
42. Der Hußitenkrieg (1419 — 1434.) 458

43. Siegmunds Ausgang . . . . . Seite 463
44. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II. und Friedrichs III. Anfang 466
45. Die Deutschen Städte 473
46. Der Hanseatische Bund 479
47. Die Vehmgerichte 481
48. Die Schweizer (1414 — 1450.) 483
49. Italien (1412 — 1464.) 488
50. Francesco Sforza (geb. 1401. gest. 1466.) 497
51. Spanien und Portugal (1406 — 1481.) 505
52. Die Türken, bis zur Eroberung von Constantinopel (1300 — 1453.) 513
53. Die Deutsche Herrschaft an der Ostsee, im Kampf mit den Slaven 526
54. Die Skandinavischen Reiche 530
55. Litteratur und Kunst 537
56. Große Erfindungen 544

Mittlere Geschichte.

Dritter Zeitraum.

Von Gregor VII. bis auf Rudolph von Habsburg.

1085 — 1273.

(Fortsetzung.)

35. Zustand von Deutschland in der Hohenstaufischen Zeit.

Nachdem wir die Deutsche Geschichte dieses Zeitraums am Schlusse des vorigen Bandes bis an ihr Ziel geführt haben, wird es zweckmäßig seyn, bevor wir die noch übrige Geschichte der anderen Völker bis zu dem angenommenen Gränzsteine nachholen, ein wenig still zu stehen, und auf die damalige Gestaltung des Staatsthums in Deutschland sowol als auf die Verhältnisse des Ritterthums, der Kirche, der Kunst u. s. w. einen Blick zu werfen.

Die Feudalverfassung, die wir schon bei den ersten Niederlassungen der Deutschen auf dem Römischen Grund und Boden haben entstehen und wachsen sehen, erhielt in dieser Periode ihre Vollendung, indem das in der Lehnsverbindung herrschende Verhältniß als das wahre Wesen des ganzen Staatslebens betrachtet ward. Diesem Systeme zufolge wurde die höchste Gewalt im Staate wie in der Kirche als eine unmittelbar von Gott stammende betrachtet. Wie der oberste Träger und Besitzer derselben in der letztern, der Papst, als geistliches Oberhaupt der Christenheit erschien, so der Kaiser als das weltliche. Da dieser höchste Herrscher aber nicht alle ihm solchergestalt von oben her übertragene Macht selbst üben kann, so verleiht er sie an Andere, die zu ihm in einem

unmittelbaren persönlichen Verhältnisse stehen, gleichwie diese wiederum einen Theil des ihnen Anvertrauten lehnsweise weiter übertragen können. Was auf diese Art verliehen wird, ist theils Besitz eines Gutes, theils ein Recht der öffentlichen Gewalt, als das der Gerechtigkeitspflege, der Steuererhebung, des Aufgebots zum Kriegsdienst ꝛc. Aber auch die letzteren werden von den damit Belehnten in keinem andern Verhältniß als in dem des Eigenthums besessen, und müssen von den Untergebenen aus diesem Gesichtspunkte betrachtet werden.

Auf diese Weise trat in dem nach den Grundsätzen des Feudalwesens geordneten Staate der Begriff der Rechte, welche der Staat als eine moralische Person, ein Gedankending, übt und gewährt, gänzlich in den Hintergrund; wer Pflichten zu leisten hatte, wer Schutz und Gerechtigkeit in Anspruch nahm, sah dabei nur auf den ihm zunächst Vorgesetzten, als die nächste Quelle seines politischen Daseyns. Dadurch entstand überall eine unmittelbare, persönliche Verknüpfung zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, und wenn die Persönlichkeit Beider hier so, dort anders beschaffen war, so gestaltete sich auch ein und dasselbe Verhältniß sehr verschieden und mannichfaltig, wie überall, wo die lebendige Einwirkung dem Buchstaben des todten Gesetzes entgegentritt. Daß wohl- oder übelgemeinte Willkühr hier leicht eintreten konnte, ja eintreten mußte, liegt in der Natur der Sache, und man hat das Feudalsystem oft hart angeklagt, als ob es der Eigenmacht Thür und Thor geöffnet, und die Untergebenen dem harten Drucke der Oberen schonungslos preisgegeben habe. Aber genauer besehen, treffen diese Vorwürfe nicht sowol das Feudalsystem selbst, als die Entartung und das Verderbniß desselben, denen jede menschliche Einrichtung unterliegt,

und fast nie wird dem Geschlechte ein Gut zu Theil, welches nicht auf Kosten eines andern dagegen zu Grabe getragenen Vorzugs erkauft werden müßte. Das neuere Staatsthum hat Alle mit den Vorzügen genauer abgegränzter Rechte und Pflichten, Viele mit der Befreiung von persönlicher Belastung und mit größerer politischer Mündigkeit beschenkt. Dagegen haben jene Jahrhunderte die Tugenden in die Wage zu legen, welche aus dem festen unbedingten Anschließen des Dienstmannen an seinen Herrn, mit dem sein Glück steht und fällt, aus der innigen Verknüpfung Beider, aus Liebe und treuer Anhänglichkeit hervorgehen.

Deutschland, mit dem von Karl dem Großen erneuerten Römischen Reiche seit Otto I. unzertrennlich verbunden, sah auf dem Haupte seines Königs die erste Krone der Christenheit, welche nach den theoretischen Ansichten des Zeitalters ihrem Besitzer sogar die oberste Gewalt in allen Landen (dominium mundi) verleihen sollte. Aber so wenig die Kaiser eine solche Gewalt in den übrigen Staaten der Christenheit jemals durchgreifend gelten machen wollten und konnten, so wenig erhöhte selbst in ihrem eignen Deutschland der größere Glanz ihrer Krone ihre monarchische Gewalt, vielmehr geschah es, daß, während die klugen Capetinger auf der Bahn zur königlichen Allgewalt langsam aber sicher fortschritten, und in England die Baronen der Willkühr der Herrscher durch Capitulationen Gränzen setzen mußten, das Königthum in Deutschland von seinen Rechten und seinem Ansehn immer mehr einbüßte. Während die Hohenstaufen nach dem Besitze des schönen Italien rangen, wankte der Boden unter ihren Füßen, auf welchem ihre Macht gegründet war. Doch hat man dieses Bestreben mit Unrecht angeklagt, als ob es allein oder vorzüglich

die Auflösung Deutschlands als eines Gesammtstaates verschuldet. Nicht die Züge nach Italien haben der Kaisermacht den Untergang gebracht, sie hätten vielmehr als ein kräftiges Erregungsmittel gewirkt und einbrechender Erschlaffung gewehrt, wenn nur daheim der Boden nicht unterwühlt worden wäre. Weil aber die Welfen stets lüsterne Blicke auf die Krone richteten, mußten die Hohenstaufen, um sich in dem Gewühl der Parteien Freunde zu erhalten, ihr Stammgut verschleudern, und sich der sichern Grundlage berauben, auf welchem die Capetinger ihre Macht errichteten. Die Welfen fielen, und die Herzogthümer wurden zerschlagen, aber nicht zum Vortheil der königlichen Gewalt. Die Fürsten wollten von der alten Abhängigkeit nichts mehr hören, und erwarben in den Landschaften, denen sie vorgesetzt waren, in Bezug auf Gerichtsbarkeit, Heerbann, Steuern, immer mehr sonst dem Könige eignende Rechte, die man unter dem Namen der Landeshoheit begriff. Mehr Gewalt besaßen die Kaiser noch in solchen Bezirken, wo keine Fürsten und Grafen waren, und die durch Vögte des Reiches verwaltet wurden. Nach und nach aber ging es mit den Vogteien nicht anders, als vorher mit den Grafschaften, sie gingen durch Verkauf, Verpfändung u. s. w. dem Reiche verloren.

Alles ging unter Kämpfen hervor. Seitdem der Bürgerstand sich durch Gewerbe und Handel bereicherte, ward der niedre Adel, theils durch Neid, theils aus Lust an einem wilden, unruhigen Leben und nach Beute, gegen die fleißigen Städte getrieben. Adelige Sitte wurde es nun, von unzugänglichen Raubschlössern oder aus Hinterhalten wehrlose Kaufleute auf den Heerstraßen oder Flüssen zu überfallen und auszuplündern, reichen Gewerbsstädten unter leichten Vorwänden den Krieg zu erklären,

damit man ein scheinbares Recht hätte, ihre Güter und Feldfrüchte zu jeder Zeit zu rauben, u. dgl. Wie frohlockten diese Räuber nicht erst, als seit dem großen Bannfluche von Lyon gegen Kaiser Friedrich jeder Unordnung ein breiter Weg eröffnet war, und niemand dem Unwesen wehren konnte. Die Raubschlösser vermehrten sich von Jahr zu Jahr, und wenn ein einzelner Ritter nicht im Stande war, einen solchen Bau zu bestreiten, so vereinigten sich mehrere dazu, und raubten nachher in Gemeinschaft. Auch die geistlichen Güter wurden von ihnen keinesweges verschont. Bequemere Kriege konnte man nicht führen, denn jeden Abend war man wieder von dem Streifzuge zurück. Dem Kaiser hingegen nach Italien zu folgen, und dort die Ehre des Reichs mit gemeinsamer Kraft retten zu helfen, dafür hatte niemand mehr Ohren. Es neigte sich allmählig dahin, daß das Reichsoberhaupt, einst so allgemein geehrt, und der Schiedsrichter Europa's, als eine lästige und überflüssige Person im Lande betrachtet ward. Der Sinn für das große Ganze erlosch, weil in der That dieses Ganze nicht mehr als Ganzes vorhanden war.

Indem nun die alten Reichsbeamten ganz und gar zu erblichen Fürsten werden, und in den Ländern, die sie regieren, einen gesonderten Staatsvortheil zu verfolgen beginnen, treten neben der allgemeinen Deutschen Reichsgeschichte viele Specialgeschichten auf. Die vornehmsten der noch heut zu Tage blühenden Deutschen Fürstenhäuser sind in diesem Zeitraum hervorgetreten, wo sie sich meistens auf den Trümmern der aufgelöst'en Herzogthümer erhoben.

In dem alten Herzogthume Niederlothringen ging der herzogliche Titel auf Brabant über. Die demselben ehemals unterworfenen Grafschaften Limburg,

Flandern, Hennegau, Namur, Geldern, Jülich, Kleve, Berg, Holland, erscheinen jetzt als unabhängig. Eben so die geistlichen Gebiete: das Erzstift Köln, die Bisthümer Lüttich, Utrecht u. s. w. Köln und Aachen waren Reichsstädte. Vom ehemaligen Oberlothringen (ein Theil davon behielt den Namen Lothringen und den herzoglichen Titel) waren getrennt: das Erzstift Trier, die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, nebst anderen unmittelbaren Stiftern und mehreren weltlichen Besitzungen.

Zu den Ländern, welche ehedem das Herzogthum Franken ausgemacht hatten, gehörten besonders: das Erzbisthum Mainz, die Bisthümer Speier, Worms, Bamberg, Würzburg, Fulda, die Rheinische Pfalzgrafschaft, die Grafschaften Henneberg, Nassau u. a., die freien Reichsstädte Frankfurt, Nürnberg ꝛc. Das Burggrafthum Nürnberg (von der Stadt wohl zu unterscheiden) kam in der Hohenstaufischen Zeit an einen Zweig der aus Schwaben stammenden Grafen von Hohenzollern, und wurde von diesen Herren in der Folge zu zwei Fürstenthümern, Ansbach und Baireuth (oder Culmbach) erweitert. Wie sie von da aus Brandenburg und endlich den Preußischen Königsthron erwarben, wird die folgende Geschichte erzählen.

In Schwaben waren die Hohenstaufen die letzten Herzoge. Dafür erscheinen jetzt die Häuser Würtemberg, Baden, Hohenzollern, Habsburg u. s. w. Nirgends erhielten so viele kleine Herren und Städte die Unabhängigkeit als hier. Unter den letzteren war besonders Augsburg ausgezeichnet, so wie in dem bis dahin zu Schwaben gerechneten Elsaß, Straßburg.

In Baiern blieb das Herzogthum in den Händen der Wittelsbacher den früheren Verhältnissen zwar noch

am meisten ähnlich, aber doch in sehr verringertem Umfange. Seit den Welfischen Zeiten waren Oesterreich, Tyrol, Steiermark davon getrennt, Regensburg wurde freie Reichsstadt, das Erzbisthum Salzburg und andere Stifter machten sich unabhängig. Das Erlöschen des Babenbergischen Mannsstammes in Oesterreich hatte sehr wichtige Folgen. Herzog Friedrich der Streitbare nämlich (Th. IV. S. 525.) fiel 1246 gegen die Ungern, und hinterließ keine Erben. Kaiser Friedrich II. wollte das Land als eröffnetes Reichslehn einziehen, konnte dies aber in den Verwirrnissen seiner letzten Jahre nicht durchsetzen, und Markgraf Hermann von Baden, Gemahl der Gertrud, einer Schwestertochter des letzten Herzogs, erwarb einen Theil des Landes. Nachdem er gestorben war (1250), gewann der Böhmische Prinz Ottokar die Oesterreichischen Stände, daß sie ihn als Herzog anerkannten, indem er durch eine Heirath mit Margarethen, der Schwester des letzten Babenbergers und Wittwe des in der Gefangenschaft gestorbenen Römischen Königs Heinrich (Th. IV. S. 522.), ein Anrecht zu begründen suchte. So gewann der Böhme Oesterreich mit Steiermark und Krain, und als er nach dem Tode seines Vaters König von Böhmen (wozu Mähren gehörte) geworden war, auch noch Kärnthen nach dem Tode des letzten kinderlosen Herzogs zu seinen Besitzungen fügte (1269), war er bei weitem der mächtigste Fürst in Deutschland. An das Recht des jungen Friedrich, Gertrudens Sohn, dachte niemand. Es ist derselbe, der mit seinem Freunde Konradin auf dem Blutgerüste zu Neapel starb; wegen seiner Ansprüche heißt er in der Geschichte auch Friedrich von Oesterreich.

Wie das alte Sachsen, d. h. Niedersachsen und Westphalen, mit Heinrichs des Löwen Aechtung zerfiel,

und dessen Nachkommen nur Braunschweig und Lüneburg behielten, hat die bisherige Geschichte gezeigt. Die Landstriche, auf welche Bernhard von Askanien den Namen des Herzogthums Sachsen übertrug (Th. IV. S. 440.), zerfielen späterhin in zwei Linien, Wittenberg und Lauenburg. Aus dem alten Sachsen gingen die Erzbisthümer Magdeburg und Bremen, die Bisthümer Halberstadt, Hildesheim, Lübeck, Ratzeburg, Schwerin, Osnabrück, Verden, Paderborn und Münster, die Grafen von Holstein und Oldenburg, die Fürsten von Anhalt, die Städte Lübeck, Hamburg, Bremen ꝛc. als unabhängig hervor.

Die Markgrafen von Meißen waren ursprünglich Grafen von Wettin. Einer derselben, Konrad, tauschte 1134 das damals noch unbedeutende Leipzig von dem Bischof von Merseburg ein. Im Laufe desselben Jahrhunderts erlangten diese Fürsten durch die Entdeckung der Silberbergwerke im Erzgebirge große Reichthümer, und im folgenden erwarb Markgraf Heinrich der Erlauchte Thüringen, als Neffe des letzten Landgrafen, des Gegenkönigs Heinrich Raspe. Doch hatte er einen langwierigen Krieg mit einer andern Verwandten, der Herzogin Sophie von Brabant zu führen, die zuletzt das bis dahin mit Thüringen verbunden gewesene Hessen für ihren noch unmündigen Sohn Heinrich erwarb, welcher Stammvater des jetzigen Hessischen Hauses wurde. Markgraf Heinrich der Erlauchte war der prächtigste Fürst seiner Zeit. Selbst Kaiser Friedrich II., als er seine Tochter Margarethe mit einem Sohne Heinrichs vermählte, erstaunte über den Glanz seines Hofstaats. Dieser Sohn war der (Th. IV. S. 552.) schon erwähnte Albrecht der Entartete, der von seinem Vater Thüringen erhalten hatte.

In der Reihe der ehemals Slavischen, während

der Hohenstaufischen Zeit erst für Christenthum und Deutsche Nationalität gewonnenen Länder wuchs besonders die Mark Brandenburg unter den Askanischen Fürsten kräftig empor. Zwei wackre Brüder, Johann I. und Otto III., welche unter Friedrich II. und bis in das Zwischenreich herrschten, vergrößerten den Staat durch die Uker- und Neumark und die Oberlausitz, und sorgten für Anbau und Gewerbe. Auch hatten die Askanier die nach Jahrhunderten sehr wichtig gewordene Lehnsherrlichkeit über Pommern erworben. — So entwickelten sich in unserm Vaterlande allmählig die Keime zu den Gestalten, die wir in den letzten Jahrhunderten darin erblicken.

---

36. Das Papstthum seit Gregor VII.

Auch in der Hierarchie bereiteten sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts große und folgenreiche Veränderungen vor. Der Einfluß, welchen Innocenz III. auf die Staaten übte, wie keiner seiner Vorgänger, mußte der weltlichen Macht freilich höchst drückend seyn, doch herrschte in allen Schritten dieses Papstes eine Besonnenheit, die wol die Unterordnung des Gegners für die Zwecke der Kirche, keinesweges aber gewaltsame Vernichtung desselben wollte. Diese großartige Staatskunst aber verschwand bald nach ihm, und nachdem auch der milde Honorius, der den Frieden mit dem Kaiser aufrichtig wünschte, vom Schauplatze abgetreten war, kamen Päpste, bei welchen der Grundsatz, sich der Uebermacht der Hohenstaufen entgegenzusetzen, zu einer todten Maxime erstarrte. Mit verblendetem Haß wüthete Innocenz IV. gegen Friedrich II. und sein Geschlecht, und glaubte

Alles erreicht zu haben, als er diesen Gegner gestürzt hatte. Aber er bedachte nicht, daß kleinere Mächte, weil sie rücksichtsloser und bestimmter handeln konnten, als der von Allen beobachtete und beneidete Kaiser, der Papstmacht noch weit gefährlicher werden konnten. Die Kräfte der ganzen Christenheit bot er auf, um sie in seinem Kampfe gegen den Kaiser zu vergeuden, und vergaß, daß der noch unerhörte Druck, den er durch halb Europa übte, die ohnehin schon große Unzufriedenheit mit der Priesterherrschaft steigern, und besonnenen Gegnern der Papstmacht die wirksamsten Waffen bereiten mußte. Man darf daher wol behaupten, daß Innocenzens unverständige Willkühr die Säulen der Hierarchie zuerst bedenklich erschüttert, und ihren Gegnern Grund zu den gerechtesten Klagen gegeben hat.

Indeß vollendeten Roms Bischöfe während dieses Zeitraums ihre absolute Gewalt innerhalb der Kirche. Nachdem sie die Höhe erreicht hatten, auf welche sie der falsche Isidor heben wollte, gingen sie, von den Zeiten Gregors VII. weit über dieses Ziel hinaus. Nach jenem System sollte der Papst die oberste Gewalt in der Kirche haben: jetzt strebten sie danach, nicht nur die oberſten, sondern auch die einzigen Regenten in der Kirche zu seyn, nicht nur den Vorrang vor allen und die Aufsicht über alle Bischöfe zu haben, sondern allein die Bischöfe der allgemeinen Kirche zu seyn, als deren Stellvertreter die übrigen Erzbischöfe und Bischöfe nur aus Gnaden gelten sollten *). Da in den Vorstellungen der Zeit alle Gewalt auf Erden als eine verliehene betrachtet wurde, die jeder Berechtigte nur im Namen und

---

*) Planck Gesch. der christlichen Gesellschafts-Verfassung, Bd. IV. Abschn. 2, 3. Cap. 3 u. fg.

im Auftrage eines Höheren übte und verwaltete, und Alles auf eine höchste Spitze, einen Mittelpunkt, eine Quelle zurückgeführt wurde, von der aus sich die Ströme nach allen Richtungen ergossen; so fand auch das Papstthum an diesem Princip des Lehnssystems eine sichere Grundlage. Jede Macht in der Kirche wurde als eine im Auftrage des unmittelbar von Gott dazu Berechtigten, des Papstes, geübte gedacht. Darauf gründeten die Päpste alle ihre Ansprüche und Foderungen, welche sie noch viel weiter trieben, als es die weltlichen Herren gegen ihre Vasallen thaten. Denn hier fand ein wechselseitiges Verhältniß von Rechten und Pflichten Statt, von welchem die Päpste nichts hören wollten.

Von Gregor VII. wurde zuerst den Bischöfen eine Eidesformel vorgelegt, die sie bei ihrer Einsetzung schwören mußten, und deren aus dem damaligen Lehnseide der Vasallen genommenen Ausdrücke die Bischöfe zu förmlichen Lehnsmannen des Römischen Stuhls machte. Anfangs wurde dieser Eid zwar nur von den der Römischen Kirche unmittelbar unterworfenen Bischöfen und von den Metropoliten, welche ihr Pallium in Rom holten, gefodert, nach und nach aber rissen die Päpste das Bestätigungsrecht aller Bischöfe an sich, und ließen sonach diesen Eid von allen schwören. Daß aber in Demjenigen, der allein das Recht habe, sämmtliche Bischöfe zu confirmiren, auch die Quelle aller kirchlichen Macht sey, war eine sehr natürliche Schlußfolge.

Aber diese in Anspruch genommene allgemeine bischöfliche Gewalt würde doch in der Ausübung sehr beschränkt gewesen seyn, wenn die Päpste nicht dafür gesorgt hätten, sie in allen Ländern durch ausgesandte Stellvertreter thätig in Anspruch zu nehmen. Dieses waren die Legaten, von denen in unserer bisherigen

Geschichtserzählung schon häufig die Rede gewesen ist. Ihr Gebrauch war sehr alt, aber erst seit Gregors VII. Zeiten wurde ihr Wirkungskreis bedeutend. Oft wirkten sie heilsam für Frieden und Kirchenzucht, überschritten aber bald alle Gränzen der Billigkeit so sehr, daß der Nutzen, den sie stifteten, gegen ihre ungebührlichen Anmaßungen völlig in den Schatten trat. Sie beriefen Concilien, und geboten den Metropoliten und Bischöfen bei Strafe der Absetzung darauf zu erscheinen, führten auf diesen Versammlungen den Vorsitz, und zogen Streitsachen, die vor die Bischöfe gehört hätten, vor ihren Richterstuhl. Kurz, sie ließen den Bischöfen von der ihnen gebührenden Gewalt nur so viel, als ihnen gut dünkte. Mit dem Geschrei darüber wurde bei der Festigkeit, welche die päpstliche Gewalt einmal erlangt hatte, nicht viel ausgerichtet, so laut es sich auch erhob, und am lautesten über die unerhörten Erpressungen, welche die Legaten übten. Unter dem Namen der Procurationen, worunter die den Geistlichen gebührenden Tagegelder verstanden wurden, trieben sie in den Provinzen solche Summen bei, daß die Legationen deswegen vervielfältigt wurden, weil die Päpste sie als ein treffliches Mittel betrachteten, ihre Günstlinge und Verwandte zu bereichern. Schon der heil. Bernhard schrieb dem Papst Eugen III.: „sein Legat habe vom Fuß der Alpen bis an die Pyrenäen alle Französischen Kirchen so rein ausgeplündert, daß man glauben möchte, die Madscharen wären in's Land gefallen." Johann von Salisbury, ein berühmter Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, klagt: „wenn ein Römischer Legat in eine Provinz kommt, so ist es, wie wenn der Teufel Hiobs von dem Herrn ausgeht, um ein Land zu verwüsten." Die Legaten raubten theils für sich, theils für den päpstlichen Stuhl, über dessen

Geldgier, Habſucht und Verkäuflichkeit die Klagen aus jenen Jahrhunderten nicht minder laut erſchallen. Ohne Zweifel mußte der Papſt, wenn er einmal eine monarchiſche Gewalt und Stellung in der Kirche hatte, auch berechtigt ſeyn, Abgaben zu verlangen, welche zur Regierung des Ganzen erfoderlich waren; aber eben ſo gewiß iſt es, daß man weit über das Nothwendige hinausging, und beſonders übte Innocenz IV., als er alle weltliche Mittel aufbot, um den Kaiſer Friedrich II. zu einem Opfer ſeines Haſſes zu machen, ſo ſchamloſe und drükkende Erpreſſungen, daß die Engliſchen Geſandten auf der Kirchenverſammlung zu Lyon laut erklärten: „ſie könnten die vor Gott und Menſchen verabſcheuungswürdigen Erpreſſungen, die unerträglichen Beſchwerden, nicht länger ertragen.“

Die Eingriffe der Legaten entzogen den Biſchöfen in vielen einzelnen Fällen die ihnen gebührende Gerichtsbarkeit, aber damit begnügten ſich die Päpſte noch nicht. Sie machten es ſchon im zwölften Jahrhundert zum wirklichen Rechtsgebrauch, daß in allen erheblichen Sachen von den Ausſprüchen der Biſchöfe noch an ihren Stuhl appellirt werden könne, ja ſie nahmen ohne weiteres ſchon in der erſten Inſtanz Rechtsſtreitigkeiten an, die mit völliger Uebergehung der biſchöflichen an ſie gebracht wurden. Sie ſchrieben ſich nicht nur das ausſchließende Recht zu, allgemeine Kirchenverſammlungen zu berufen, ſondern brachten es auch dahin, daß die Beſchlüſſe der Provinzialſynoden nur durch ihre Beſtätigung Gültigkeit erhielten. Sogar die Beſetzung der geiſtlichen Stellen und Pfründen ſuchten ſie nach und nach an ſich zu reißen. Sie ſchickten Leute mit Empfehlungsbriefen an die Biſchöfe und Capitel, daß ſie dieſelben mit einer Stelle verſorgen möchten. Der Papſt, welcher dieſen

Gebrauch einführte, war Hadrian IV. Anfangs geschah dies unter der Form einer höflichen Bitte, daher die Bischöfe auch keinen Anstand nahmen, der Empfehlung Gehör zu geben. Aber in kurzer Zeit schickte man von Rom einen solchen Schwarm von Precisten (so nannte man die Bittenden dieser Art) in alle Lande, daß die Capitel wol anfangen mußten abzuweisen, wenn ihnen nur noch irgend etwas zu eigner Ertheilung übrig bleiben sollte. Sogleich änderten die Päpste ihre Sprache, und schon Alexander III. befahl, einen von ihm Empfohlnen einzusetzen. Ja im dreizehnten Jahrhundert hielt man die Formel des Bittens schon für eine sehr überflüssige, und die Päpste besetzten nun die Stellen ohne weiteres aus ihrer Machtvollkommenheit. Gewiß verhalfen die Päpste oft tüchtigen und gelehrten Männern zu Pfründen, aber solche löbliche Fälle verschwanden gegen den ungeheuren Mißbrauch, den sie bald mit dieser Einrichtung trieben. Sie füllten die Capitel mit ihren Creaturen an, und setzten alle Rücksicht auf den wahren Beruf des Priesters so schamlos aus den Augen, daß sie Fremdlinge schickten, welche nicht einmal die Sprache des Landes kannten, in das sie versetzt wurden. Ein ausgezeichneter, freimüthiger Geschichtschreiber des dreizehnten Jahrhunderts, der Englische Benedictinermönch Matthäus Paris, erzählt in der Geschichte des Jahres 1240, daß man auf einmal von Rom aus nicht weniger als dreihundert Italienische Cleriker an drei Englische Bischöfe gesandt habe, welche auf diese Weise untergebracht werden sollten. Alles dieses geschah, weil die Päpste dafür bezahlt wurden. So sehr hatten sich die Zeiten seit Gregor VII. geändert. Als damals die weltlichen Herren mit geistlichen Stellen Handel trieben, bekämpfte jener Papst ihre Ungebühr zum Besten der

Kirche

Kirche mit Kühnheit und Glück; als aber die Päpste selbst den Tempel des Herrn zu einem Kaufhause machten, war niemand, der ihre Wechslertische umstieß.

Die bisher geschilderte große Verderbniß in der Regierung der Kirche war jedoch keinesweges bloß bei dem Haupte derselben, dem Papste, zu finden, obschon sie bei diesem allerdings am deutlichsten und schneidendsten erscheint. Sie erstreckte sich vielmehr auch auf Bischöfe, Prälaten und Priester, die sich in ihren Wirkungskreisen nicht weniger Willkühr und Entfernung vom evangelischen Geiste zu Schulden kommen ließen. Ja ihre Gebrechen waren es zum Theil, welche die Papstmacht so hoben, weil ihre Untergebenen vielen Anlaß fanden, höhere Hülfe gegen sie zu suchen.

Von dem Verfahren der Kirche gegen die Ketzer ist schon bei dem Albigenserkriege (Th. IV. S. 485.) die Rede gewesen. Ging Innocenz III. in seinen Ketzergesetzen auch noch nicht so weit als seine Nachfolger, so waren sie doch auch schon hart und ungerecht genug. So sollte z. B. schon auf einen bloßen Verdacht der Ketzerei hin, von dem der Angeschuldigte sich nicht vollkommen zu reinigen im Stande wäre, der Bann verfügt werden. Die weltliche Macht unterstützte die Päpste bereitwillig, Friedrich II. und der König von Frankreich, Ludwig IX., erließen die härtesten Gesetze gegen die Ketzer. Doch das Schlimmste in diesem Zeitraume geschah auf einer zu Toulouse im Jahre 1229 gehaltenen Synode. Zuerst durch Schärfung der Vorschriften wider die Ketzer. Das Haus, worin ein Ketzer gefunden würde, sollte niedergerissen; freiwillig Reuige aus verdächtigen Orten in eine katholische Stadt versetzt werden, gezwungen Reuige sollten in solcher Haft bleiben, daß sie niemand verführen können. Schon das Eigenthum

eines jeden Gutsherrn, der nur wissentlich einen Ketzer auf seinem Grund und Boden dulden werde, sollte eingezogen werden. Noch mehr hat diese Synode ihr Andenken durch die erste Einrichtung der schrecklichen Inquisitions-Tribunäle befleckt. Es wurde nämlich hier verordnet, daß an jedem Ort und in jedem einzelnen Kirchspiele eine stehende Inquisitions-Commission eingerichtet werde, die sich das Aufspüren der Ketzer und Ketzereien zum eignen und beständigen Berufsgeschäft machen solle. Für sie sollte kein Haus verschlossen, kein Schutzort unzugänglich seyn. Waren die Gesetze dieser Synode zwar nur für ihre Provinz bestimmt, wo die Kirche der Albigenser wegen ein ganz besonderes Verfahren nöthig zu haben glaubte, so machte doch Gregor IX. bald nachher die meisten der zu Toulouse gefaßten Beschlüsse zur Grundlage für das allgemeine Verfahren gegen Ketzer, und ernannte die Dominicaner zu beständigen Inquisitoren. Die Einführung der Inquisition in allen zur Römischen Kirche gehörigen Ländern gelang freilich nicht, aber wo sie zu Stande kam, that sie Uebles genug. Gegen Ketzer war das ungerechteste, verstecktеste Verfahren, welches fast jeden Beweis der Unschuld unmöglich machen mußte, nicht nur erlaubt, sondern geboten. Die Anklagezeugnisse wurden geheim gehalten, und zu solchen Zeugnissen ließ man Mitschuldige, Verbrecher und Ehrlose zu. Es wurde bestimmtes Gesetz, überführte Ketzer zum Feuertode zu verurtheilen, und zahllos loderten die Scheiterhaufen. Der Predigermönch Johannes ließ 1233 zu Verona auf einmal sechzig Männer und Frauen verbrennen. Viele waren von der Wahrheit ihres Glaubens so durchdrungen, daß sie mit Freuden in den Tod gingen und als Märtyrer sterben wollten. Auch in Deutschland trat der Dominicaner Konrad von Marburg

1231 mit dem Auftrage Gregors IX. auf, die Irrgläubigen zu bekehren oder zu bestrafen. Der stolze und finstre Mönch wollte den Angeklagten die treffliche Wahl lassen, ihr Verbrechen einzugestehen, und dann nach Uebernahme schwerer Bußen ihr Leben zu erhalten, oder ihre Unschuld zu beschwören und verbrannt zu werden. Wirklich übergab Konrad Viele den Flammen, und lud Grafen und Herren vor seinen Richterstuhl, aber diese heiligen Gräuel erweckten in unserm Vaterlande so vielen Abscheu, daß Konrad 1233 auf dem Wege von Frankfurt nach Marburg erschlagen ward. Niemand hatte Lust in seine Fußtapfen zu treten, und ein Reichsschluß sicherte allen wegen Ketzerei Angeklagten billige Behandlung nach rechtlichen Formen zu.

---

37. Neue Mönchsorden.

Von den eigenthümlichsten der in diesem Zeitraume neu hervortretenden Mönchsgesellschaften, den Bettelorden, ist schon oben (Th. IV. S. 490.) die Rede gewesen. Schon früher aber waren, da beides, die Meinung und die Noth der Zeiten, die Klöster immer mehr füllte, einige strenge Aebte, vorzüglich in Frankreich, darauf bedacht gewesen, der alten Regel des heiligen Benedict zweckmäßige Zusätze zu geben, und daraus entstanden dann mehrere neue Orden, von welchen wir hier nur folgende bemerken wollen.

1. Der Cluniacenserorden, von dem Kloster Clugny in Burgund, dem ein Abt Odo schon im zehnten Jahrhundert eine neue Vorschrift gab, die von so vielen anderen Klöstern angenommen wurde, daß zur Zeit Peters des Ehrwürdigen, der 1126 Abt war, diesem

Stammkloster an 2000 andere Klöster unterworfen waren. Daher stand Clugny in einem so großen Ansehn, daß der Abt desselben bischöfliche Abzeichen und bischöfliche Rechte erhielt. Die Cluniacenser gehörten zu den gebildetesten Mönchen, und liebten wissenschaftliche Beschäftigungen.

2. Der Karthäuserorden, von einer Sündenbüßungsanstalt zu Chartreuse, einer rauhen Gegend bei Grenoble. Ein Chorherr aus Rheims, Namens Bruno, der gelehrteste und angesehenste Theologe seiner Zeit, legte hier 1084 ein Kloster an, dessen Mönche er zu einem äußerst strengen Leben, zum Stillschweigen, immerwährenden Andachtsübungen, langem Fasten und scharfen Geißelungen verdammte. Denn damit hoffte man den bösen Trieb aus dem Fleische zu verbannen und Vergebung seiner Sünden bei Gott zu erlangen. Auch dieses Ordens Vorschrift ward in vielen anderen Klöstern nachgeahmt, hat aber wegen ihrer Strenge nie einen so ausgebreiteten Beifall erhalten als die übrigen, und besonders wenigen Eingang in Nonnenklöstern gefunden.

3. Der Cistercienserorden, gestiftet 1098, vom heiligen Robert, dem die Cluniacenser nicht streng genug waren. Daher legte er zu Citeaux (Cistertium), bei Dijon, ein neues Kloster an, aus dem ein neuer Orden erwuchs, der nach größerer Heiligkeit und Strenge strebte als die Cluniacenser. Wir wissen schon, daß sich der heil. Bernhard hieher wandte (Th. IV. S. 398.), und dies gab den Cisterciensern ein solches Ansehn, daß auch die Zahl ihrer Klöster allmählig auf 2000 stieg.

4. Der Orden von Fontevrauld, ebenfalls von einer waldigen Gegend dieses Namens, unweit Tours, so genannt, wo ein andrer Robert, von Arbrissell, nachdem er durch seine Predigten eine Menge Sünder beiderlei Geschlechts, besonders liederliche Weibspersonen (denn er

predigte sogar in dergleichen Häusern) bekehrt hatte, das erste Kloster dieses Ordens anlegte. Das eigene desselben war, daß eine Aebtissin an der Spitze aller Klöster stand, und daß selbst Aebte und Mönche ihr unterworfen waren.

5. Der Prämonstratenserorden, von Prémontré, einer Gegend bei Laon in Isle de France, wo ein Niederrheinischer Edler, Norbert, nachheriger Erzbischof von Magdeburg, 1122 ein Kloster anlegte, dessen Regeln in vielen anderen Klöstern nachgeahmt wurden, die sich nun auch Prämonstratenserklöster nannten.

Alle diese Mönchsorden verpflichteten sich zu einer immerwährenden Armuth, zur Keuschheit und zum Gehorsam, aber der fromme Glaube drang ihnen Güter und Vermächtnisse wider ihren Willen auf. Besonders die Cluniacenser, Cistercienser und Prämonstratenser sammelten ungeheure Reichthümer ein, von denen ein großer Theil nach Rom floß. Die Mönche überhoben sich bald ihrer Heiligkeit gegen die Bischöfe und Priester, welche bei den Stadtkirchen angestellt waren, und daher hat zwischen diesen sogenannten Weltgeistlichen und den Ordensgeistlichen nie ein gutes Vernehmen geherrscht.

Man spricht oft von den Mönchen als von einem Heer unverschämter Tagediebe und schlauer Betrüger, und verabscheut die vielen Klöster als die stillen Wohnsitze aller Laster. In diesen Urtheilen hallt eigentlich noch immer das Geschrei der ersten Reformatoren wieder, die freilich zu einer Zeit lebten, wo das Mönchswesen schon sehr ausgeartet war. Denn das ist der Gang der Weltgeschichte, daß auch die beste neue Verfassung einer Menschengesellschaft schon bei ihrem Entstehen einen faulen Stoff in sich trägt, der, anfangs unbemerkt, allmählig aber immer sichtbarer um sich

greift, und zuletzt das Ganze zerstört. In ihrer Blüthezeit waren die Klöster die Zufluchtsörter der verfolgten Unschuld, die Beschirmer der Schwachen, die Ernährer der Armuth, die Erhalter und Fortpflanzer der litterarischen Trümmer des Alterthums, die Beruhigungsörter so manches beängstigten Gewissens und die Vorbilder heldenmüthiger Entsagung und wohlthätiger Frömmigkeit. In ihnen allein waren die Gelehrten und Denker jener Zeit und auch wol die edelsten Menschen zu finden, nur daß von ihnen eben, weil sie im Verborgenen lebten, wenig bekannt geworden ist.

Wahrhaft rührend für den, der sich in den Geist jener Zeiten versetzen kann, erscheint der Beruf dieser der Welt abgestorbenen Menschen, für ihre draußen handelnden und sündigenden Brüder zu beten. Odilo, ein frommer Abt zu Clugny am Ende des elften Jahrhunderts, setzte sogar einen eigenen Tag im Jahre zu Gebeten für die Erlösung aller abgeschiedenen Seelen aus dem Fegefeuer fest. Eine so menschenfreundliche Bekümmerniß, selbst um die Verstorbenen, rührte Alle, die davon hörten, und des Stifters anfänglich gewiß uneigennütziger Gedanke ward nicht nur in der Folge die Quelle großer Erwerbungen für sein Kloster, sondern das Beispiel ward auch von anderen frommen Aebten nachgeahmt, und der Tag aller Seelen zuletzt förmlich zu einem Fest erhoben, als welches er noch jetzt im Kalender unter dem 2. November verzeichnet ist.

---

38. Das Ritterwesen.

Wie die Zeit der Kreuzzüge jede Blüthe des Mittelalters zur Entfaltung brachte, so gewann in ihr

auch das Ritterthum seine schönste Gestalt. Diese merkwürdige Erscheinung ging aus dem mächtigen Einflusse des Christenthums auf die ursprüngliche Germanische Gemüthsart hervor, und aus der innigen Verschmelzung beider. Dem alten Deutschen galt der Mann nur, in so fern er seine Kraft, den Inbegriff seiner Mannheit, darthat und übte, und keine Beleidigung seiner Ehre ungerochen ließ. Geadelt wurde diese Gesinnung schon durch die Verschmähung aller Hinterlist, durch die redliche Offenheit mit der sie sich kund gab. Dies waren die ursprünglichen Elemente des ritterlichen Wesens, welches indeß noch ungezähmt und roh blieb, bis die Religion der Liebe den Ritter lehrte, sich vor dem zu beugen, was der äußern Kraft am wenigsten zu widerstehen vermag. Gerechtigkeit, Milde, Schonung der Schwachen, Schutz der Unterdrückten, besonders der Frauen und Geistlichen gegen mächtige Dränger, wurden allgemein anerkannte Pflichten christlicher Krieger. Endlich der Kampf für Gott und seine Kirche, der Streit gegen die Ungläubigen, galten der begeisterten Zeit mit Recht für die würdigste Weihe, für die Verklärung der irdischen Tapferkeit. Darum wurden auch die Kreuzzüge eben so von dem Ritterthum getragen, als dieses in ihnen sein höchstes Ziel fand.

Wenn man, um die ersten Keime des Ritterthums zu entdecken, bis zu den Gefolgschaften der alten Germanen (Th. IV. S. 34.) hinaufsteigt, so findet man hier zugleich die Spuren der Verbindung der Ritter zu einer Gemeinschaft. Es ist eine besonders bei den Germanischen Völkern hervortretende Eigenthümlichkeit, daß ein gemeinsames Lebensgeschäft, ein gemeinsames Ziel der Bestrebungen die Menschen zu eng verbundenen Genossenschaften führt, ohne Rücksicht auf die ursprünglichen

Bande der Familie, des Stammes, selbst des Vaterlandes. Im Mittelalter vorzüglich haben diese Verbindungen sehr merkwürdige und folgenreiche Erscheinungen veranlaßt; sie bestanden unter Kriegern, Mönchen, Gelehrten, Künstlern und Handwerkern, und da sie fast durch ganz Europa gingen, so fanden sich in allen Ländern, wo nicht völlig gleiche, doch ähnliche Einrichtungen unter ihnen, und gegenseitiger Antheil an Fortschritten und Schicksalen. In diesen Genossenschaften fand Jeder die natürlichste Befriedigung des Bedürfnisses, sich in seinem Berufe von Andern unterstützt zu sehen; im gemeinschaftlichen Handeln, in den steten lebendigen und persönlichen Berührungen gedieh Alles fröhlicher und besser. Die vollendete Tüchtigkeit eines Jeden zu seinem Geschäfte, seine Meisterschaft, wurde nur durch eine bestimmte Art von Erlernung und Bildung für möglich gehalten, die nach einer gesetzlich vorgeschriebenen Abstufung geregelt war, und auch das Ritterthum folgte einer solchen.

Den Ritterdienst zu erlernen, ward der Knabe an eines fremden Ritters Hof geschickt, wo er als Page oder Bube aufwarten und die ersten Reiterkünste lernen mußte. Wuchs er heran, so hieß er Knappe, und wurde nun Bereiter, Stallknecht und Waffenträger seines Herrn. Er mußte ihn auf seinen Zügen begleiten, ihm das Streitroß nachführen, während der Schlacht hinter ihm warten, u. dgl.

Die Aufnahme in den Ritterstand selbst war eine feierliche Ceremonie. Sie geschah gewöhnlich an großen Höfen, bei Hoffesten in einer glänzenden Versammlung von Fürsten, Geistlichen und Edelfrauen. Wenn ein vornehmer Jüngling zum Ritter geschlagen werden sollte, so fanden sich dazu gewöhnlich viele andere Knappen ein, die alsdann von jenem sogleich wieder den Ritterschlag

empfingen. Denn Jeder, der selbst Ritter war, konnte einen Knappen dazu machen. Der Ritterschlag bestand in einer dreimaligen Berührung mit dem flachen Schwerte, wobei gewisse religiöse Formeln ausgesprochen wurden. Geschah die Handlung in einer Kirche, so wurde ein Hochamt vorher gehalten, und die Geistlichen wurden großmüthig beschenkt. Ein Schmaus und andere Ergötzlichkeiten beschlossen meistens die Feier des Tages. Oft schrieben auch die Geistlichen einem aufzunehmenden Knappen eine andächtige Vorbereitung durch Fasten, Gebet, Baden, Wachen und Allmosengeben vor.

Aermere Ritter begnügten sich mit weniger Ceremonie. Oft belohnte ein alter Held nach einer gewonnenen Schlacht, unmittelbar auf der Wahlstatt eine Anzahl von Jünglingen, die sich tapfer gehalten hatten, mit dem Ritterschlage.

Um Ritter zu werden, mußte man jedoch nicht bloß die vorgeschriebenen Dienstjahre ausgehalten haben, sondern auch aus einem ritterlichen Geschlechte seyn, d. h. aus einem solchen, in welchem neben freier Geburt die kriegerische Lebensart herkömmlich war. Aus Solchen bildete sich in Deutschland allmählig der Stand der Ritterbürtigen, welche zwischen dem hohen Adel und den übrigen freien Geschlechtern in der Mitte standen, und aus denen der niedere Adel erwachsen ist.

Zu den schärfsten Gegensätzen des Alterthums und der modernen Zeit gehört das Verhältniß der Männer zu den Frauen, welches durch das Christenthum auf eine Stufe gehoben wurde, von der auch die feinsten Griechen und Römer keine Ahnung hatten. Die Frau wurde jetzt nicht mehr wie eine halbe Sklavin vom Manne besessen, sie sollte ihm nur dann zu Theil werden, wenn er ihre Gunst erlangt, wenn er, um sie wer-

bend, sich ihr freiwillig unterworfen hatte. Dies begründet das Wesen der modernen Liebe, die nirgends so weit getrieben wurde als bei den Rittern, und ihrem aus Tapferkeit und Frömmigkeit bestehenden Charakter das dritte Element hinzuthat, die Galanterie. Eine Dame der Gedanken und des Herzens durfte dem rechten Ritter nicht fehlen, und jede Liebeswerbung erhielt einen poetischen, romantischen Anstrich. Das Fräulein, das er sich erwählte, mußte lange streng gegen ihn seyn, mußte ihm Abenteuer auflegen, damit er ihre Liebe erst durch Tapferkeit verdienen konnte, und selbst wer von seiner Geliebten noch nicht einmal anerkannt war, sondern nur noch im Stillen für sie seufzte, schlug sich doch für sie mit allen Läugnern ihrer Schönheit und Tugend auf Tod und Leben herum.

Wer aber die seinige laut nennen durfte, trug ihr Bildniß am Halse, führte beständig ein Zeichen ihrer Gunst, eine Leibbinde, einen Ring, oder eine Halskrause von ihrer Arbeit mit sich herum, und ließ sich von ihr ein Losungswort (parole) geben, das er in allen Gefahren im Munde führte. Ging er zu öffentlichen Kampfspielen, so mußte sie ihm die Rüstung anlegen, ihm ein Andenken an sie mitgeben, und wenn es seyn konnte, auch bei dem Ritterspiel selbst zugegen seyn. Doch diese an sich sehr löbliche Achtung gegen das weibliche Geschlecht artete späterhin, besonders im vierzehnten Jahrhundert, in läppische Tändelei aus, wie folgende Beispiele zeigen mögen.

Einmal kam ein fremder Ritter nach Paris, dessen Arm und Fuß mit einer langen goldenen Kette geschlossen war. Er hatte seiner Geliebten gelobt, diese Fesseln fünf Jahre lang zu tragen, wenn er bis dahin nicht von einem tapfreren Ritter überwunden würde. Er ließ

die Sache durch einen Herold bekannt machen, und lud alle Französische Ritter zum Kampfe mit sich ein. Viele stellten sich, unter andern der starke Ritter Saintré, der von seiner Dame den Auftrag dazu erhalten hatte. Dieser überwand ihn in jeder Art des Kampfes zu Pferde und zu Fuß, und lösete ihm dann seine Kette ab.

Von ganz anderer Art war die Bedingung, unter welcher ein Französisches Fräulein einem Ritter Herz und Hand zu geben versprach. Er sollte ihr die Bildnisse von dreißig anderen Schönen bringen, deren Ritter er überwunden hätte. Auch er zog von einer Hofstadt zur andern, foderte alle Ritter heraus, und setzte Bildniß gegen Bildniß ein. Binnen einem Jahre, sagt man, hatte er die verlangte Anzahl glücklich beisammen, und legte sie nebst den Namen der Schönen seiner Dame ehrerbietig zu Füßen.

Es gab endlich auch fahrende oder irrende Ritter, die auf Abenteuer umherzogen, um Ehre und Ruhm, auch wol um Beute zu gewinnen. Ihr Sinn und Streben findet sich trefflich in den Worten eines altdeutschen Gedichts ausgesprochen, wo ein Ritter auf die Frage, was das sey, Abenteuer suchen, antwortet: „Ich heiße ein Ritter, und bin des Sinnes, daß ich suchend ausreite, um einen Mann zu finden, der mit mir streitet, und der wie ich gewappnet sey. Schlägt er mich, so wird er gepriesen, besiege ich ihn aber, so hält man mich für einen Mann, und ich werde dadurch würdiger, als ich bisher war" *).

---

*) Büsching Ritterzeit und Ritterwesen, Bd. II. S. 60.

39. Die Turniere.

So hießen bekanntlich die ritterlichen Kampfspiele des Mittelalters. Sie haben zur Erhaltung des kriegerischen Geistes nicht wenig beigetragen. Auch ihr Entstehen fällt in's elfte Jahrhundert, es ist aber zweifelhaft, ob damals schon die Sitte, einzeln gegen einander zu fechten, festgesetzt war, oder ob man nicht zuerst in ganzen Schaaren focht, um so einen Krieg im Kleinen vorzustellen.

Gewöhnlich veranstaltete man ein großes Turnier zur Ehre eines sehr festlichen Tages, und machte es lange vorher bekannt. Da fanden sich denn aus der Ferne und Nähe eine Menge tapferer Ritter ein, prächtig geschmückt mit Sammet, Seide, Gold und feinem Pelzwerk, und vom Haupt bis zu den Füßen geharnischt. Auch die Pferde der Ritter waren fast ganz mit glänzendem Eisenblech überzogen. Nur Ritter von gutem Adel wurden zugelassen, und deshalb mußte sich Jeder erst vorher bei den Kampfrichtern melden, und seine Turnierfähigkeit erweisen. Es gab eine Menge Turniergesetze, desgleichen viele Personen, die dazu da waren, die Ordnung zu erhalten, z. B. Turniervögte, Herolde, Wappenkönige, Grieswärtel (die die zu hart streitenden aus einander brachten) und Prügelknechte (die das Volk in Ruhe hielten).

Der Platz, auf dem das Spiel gehalten werden sollte, war mit Schranken umgeben. Auf Balkonen und Gerüsten saßen die Damen und vornehmen Zuschauer, rings umher stand das Volk. Die Paare der Fechter, die schon vorher, entweder durch's Loos oder nach dem Range, ausgesondert wurden, ritten unter kriegerischer

Musik in einem pomphaften Aufzuge in die Schranken ein. Ein Herold rief die einzelnen Paare nun namentlich auf, außer wenn etwa ein unbekannter Ritter mit geschlossenem Visiere, der aber seinen Stand den Kampfrichtern anvertraut haben mußte, ausdrücklich unbekannt zu bleiben wünschte.

Das erste war das Lanzenstechen. Mit eingelegter Lanze im rechten Arme rannten die beiden Ritter, auf ihren scharf angespornten Pferden, gegen einander an, und suchten sich gegenseitig vom Pferde zu stoßen. Saßen sie Beide fest, so zersplitterten oft die Lanzen an den Brustharnischen, zuweilen flogen auch Beide zugleich aus dem Sattel, zuweilen ward einer, der Zügel und Steigbügel nicht loslassen wollte, mitsammt dem Pferde rücklings zur Erde geworfen. Dann focht man auch mit dem Schwerte, zu Fuß und zu Pferde. Hier konnten die Verwundungen nicht häufig seyn, weil der Kämpfer ganz mit Eisen bedeckt, und Stechen nicht erlaubt war. Zuletzt pflegte man wol noch schaarenweise einige Angriffe zu thun, und wenn die Ritter abgetreten waren, hielten die Knappen noch zur Uebung ein sogenanntes Gesellenstechen.

Die Ritter, welche in allen Arten des Kampfes den Sieg davon getragen, erhielten, nach dem Ausspruch der Richter, aus den Händen der vornehmsten und schönsten Damen, einen sogenannten Dank, etwa eine goldene Kette, ein Wehrgehenk, eine gestickte Leibbinde, ein Schwert, oder sonst ein kostbares Geschenk. Der Ritter, der damit geschmückt ward, hatte die Erlaubniß, der Dame, die sich so huldreich gegen ihn erwiesen, die Lippen zu küssen. Zuweilen gaben die Edelfrauen selbst die Geschenke aus ihrem Vermögen her. So brachten zu einem Turniere, welches die Rheinische Ritterschaft 1290

nach Worms ausgeschrieben hatte, vier Fürstinnen selbst die Preise oder den Dank mit. Den ersten, einen Kranz mit zwölf goldnen Ringen, 1200 Gulden an Werth, überreichte eine Gräfin von Montferrat einem Herzog von Böhmen; den zweiten, der auf 400 Gulden geschätzt ward, empfing Graf Ruprecht von Kärnthen aus den Händen einer Fürstin von Lothringen; der dritte und vierte ward zweien Rittern von Limpurg und Nußdorf durch die Gräfinnen von Kleve und von Bitsch zu Theil. — Nach dem Turniere ging man zu Tische, und hier hatten die Sieger die Ehre, von den Damen entwaffnet und mit prächtigen Feierkleidern angethan zu werden, und neben den schönsten Frauen und Jungfrauen zu sitzen.

Nicht immer liefen diese Spiele so fröhlich ab. Mancher Ritter mußte mit zerbrochenen Rippen weggetragen werden. Im J. 1186 verlor ein Englischer Prinz, Gottfried, in einem Turnier zu Paris das Leben. Auch ein Markgraf Johann von Brandenburg blieb 1269 todt auf dem Platze. Eben so erhielt 1175, 17. Nov. Konrad, Markgraf Dietrichs von Meißen Sohn, einen tödtlichen Lanzenstoß. König Heinrich II. von Frankreich ward 1559 in einem Turniere zu Paris durch die Lanze eines Grafen von Montgommery in's Auge gestochen und starb an der Wunde. Der Pfalzgraf Friedrich II. zerbrach den Rückgrath, als er rücklings vom Pferde gestürzt ward. Zuweilen mischte sich persönlicher Groll in das Spiel, und dann verwandelte sich Scherz in Ernst. So kamen im Jahre 1175 allein in Sachsen sechzehn Ritter in Turnieren um, und in einem einzigen Turniere zu Nuys in Niederlothringen blieben gar einmal zwei und vierzig Ritter und eben so viele Knappen. Bei einem Turniere zu Darmstadt, 1403, geriethen die Hessen und Franken so hart an einander, daß sie trotz

aller Bemühungen der Prügelknechte nicht aus einander gebracht werden konnten.

Auch bei diesen Turnieren offenbarten sich der phantastische Geist der Rittergalanterie und Prunksucht in allen ihren Ausschweifungen. Mancher Kämpe ließ sich von seiner Gebieterin, zum Zeichen seiner Sklaverei, an einem Kettlein in die Schranken führen. Jeder trug ein Pfand der Liebe von seiner Schönen als Amulet an sich, und bat sich, wenn es im hitzigen Kampfe verloren ging, ein neues aus. In einem Französischen Turniere mußten die anwesenden Damen ihre Paladine so oft durch neue Liebespfänder stärken, daß sie zuletzt fast ganz entblößt da saßen. Auf einem Turniere zu Beaucaire 1174 schenkte ein Graf von Toulouse einem Ritter hunderttausend Goldstücke, welche dieser sogleich wieder an hundert andere Ritter austheilte. Bertrand Raibaux ließ das Feld, auf dem ein Turnier gehalten werden sollte, mit zwölf Paar Ochsen umpflügen, und 3000 Silberstücke hineinsäen. Guillaume Gros de Martello ließ seine Tafel mit Gerichten besetzen, die bloß bei Wachskerzen und Fackeln gekocht worden waren, und ein Herr Ramnon de Venans glaubte sich dadurch zu verherrlichen, daß er dreißig prächtige Pferde vor den Augen der ganzen Versammlung verbrennen ließ.

Zum Schlusse verdienen hier noch die Wappen Erwähnung, die auf Veranlassung der Turniere und der Ritterzüge entstanden sind. Da die Ritter durch ihre alles verhüllende Rüstung ganz unkenntlich geworden waren, so diente irgend ein symbolisches Zeichen, auf den Schild gemalt, oder an den Helmbüschen angebracht, ihren Knappen und Freunden zum Unterscheidungsmerkmal. In den Wappen, welche seitdem in den adlichen Familien erblich geworden sind, hat sich die ritterliche Phantasie

in ihrer Eigenheit gegen andere Zeitalter charakteristisch ausgesprochen. Sie enthalten nicht selten eine schöne und sinnreiche Hieroglyphik, in Bezug auf sprechende Namen, auf Eigenschaften der Länder, oder verewigen auch mit kurzen treffenden Zügen das Andenken irgend einer glorreichen That oder wundervollen Begebenheit *).

---

40. Das Narren- und Eselsfest.

In der Sittengeschichte dieses Zeitraums erwähnen die Französischen Schriftsteller gewöhnlich jener Volkslustbarkeiten, die unter dem Namen des Narren- und Eselsfestes noch bis auf neuere Zeiten fortgedauert haben. Sie sind auch in der That merkwürdig, als Beispiele, wie gern auch in Zeiten, wo fromme Andacht neben Aberglauben herrscht, der dem Menschen angeborne Muthwille selbst mit dem Heiligsten spielt.

Beide Feste sind uralt. Das Narrenfest ging schon aus dem Heidenthum in's Christenthum über, und die Vorsteher der ersten Gemeinden mochten wol bei solchen Dingen dem wilden Volke etwas nachsehen. Es fällt in die Jahreszeit, in der die Römer ihre Saturnalien feierten, dies bekannte Possenfest, an dem die Herren sieben Tage lang mit ihren Sklaven die Rollen tauschten, womit die Neujahrsfeier verbunden wurde, bei der man sich mit lächerlichen Vermummungen belustigte. So übernahm nun in der Zeit zwischen Weihnachten und Epiphanias, am gewöhnlichsten aber am Neujahrstage, der Pöbel die Rolle seiner geistlichen Vorgesetzten, und tra-

---

*) A. W. v. Schlegel im Deutschen Museum, Bd. II. S. 452.

travestirte sie folgendermaßen. Nachdem ein Haufe junger Leute, als Pfaffen gekleidet und die Gesichter geschwärzt, sich in einer Kirche versammelt hatten, wählten sie unter tausend lächerlichen Gebräuchen einen Narrenbischof, mit dem sie im feierlichen Aufzuge durch die Stadt zogen, und dann wieder in die Kirche zurückkehrten. Hier hielt der Narrenbischof einen förmlichen Gottesdienst, und sprach den Segen. Hierauf tanzten und sprangen die als Geistliche Vermummte auf das Priesterchor, und stimmten Sauf- und Zechlieder an. Während ein Priester Messe las, aßen die Diaconen und Subdiaconen Würste, die sie auf dem Altare zerschnitten, spielten unter seinen Augen mit Würfeln oder Karten, warfen ihm alte Schuhsohlen in's Rauchfaß ꝛc. Nach der Messe stiegen sie auf Mistkarren, von denen sie den nebenher laufenden Pöbel mit Koth bewarfen. Alle mögliche Ausschweifungen gingen den Frechen an diesem Tage durch, und Groß und Klein kannte nichts lustigers als dieses Narrenfest. Ungeachtet es schon 633 von einem Concilium zu Toledo verboten wurde, so dauerte es doch, in Frankreich besonders, noch bis in's sechzehnte Jahrhundert fort, wo es denn zum großen Leidwesen der Pariser durch einen Parlamentsschluß zu Dijon 1552 gänzlich aufgehoben wurde. Die Vertheidiger desselben sagten, es sey höchst nothwendig, daß der so lange unter dem Zwange des Ernstes und der religiösen Furcht beklommene Mensch einmal Luft bekomme, und seine angeborne Narrheit ausdunsten lasse, so wie man von den Weinfässern von Zeit zu Zeit den Spund lüften müsse, damit der gährende Most die Fässer nicht zersprenge; ein Satz, hinter welchem wol etwas mehr als bloßer Scherz stecken möchte.

Durch das Eselsfest wollte man die Flucht der Jungfrau Maria nach Aegypten vorstellen. Man suchte

dazu das schönste Mädchen aus der Stadt aus, setzte sie schön geputzt auf einen stattlich behängten Esel, und gab ihr ein Kind als Jesusknäblein in die Arme. So führte man sie unter Begleitung der ganzen Geistlichkeit und des Volkes in die Hauptkirche, und stellte den Esel neben den Hochaltar. Nun ward die Messe gelesen. Jedes Stück derselben, der Eingang, das Kyrie, das Gloria und das Credo, wurde mit dem Tone des schreienden Esels, Hinham! Hinham! geendigt. Auch am Schlusse des Gottesdienstes stimmte der Priester statt des Segens den Eselsgesang dreimal an, welchen dann das ganze Volk dreimal mit Hinham beantwortete. Den Beschluß machte die Absingung eines halb Lateinischen, halb Französischen Liedes, von dem jede Strophe folgendermaßen schloß:

He! Sire Asne, car chantez!
Belle bouche, rechignez!
Vous aurez du foin assez,
Et de l'avoine à plantez.

---

41. Romanische Dichtkunst.

Alle von der Natur begabten Völker zeigen, so weit man ihre Geschichte verfolgen kann, eine große Liebe zur Poesie, und bilden sie um so eigenthümlicher aus, je weniger sie mit anderen Nationen in Berührung kommen. Schon im Tacitus finden sich die deutlichsten Spuren von Heldengesängen der Germanen. Sie brachten diese Liebe mit in die Länder des Römischen Reiches, die sie eroberten, aber eine Reihe von Jahrhunderten verging, ehe die neuentstandenen Sprachen sich einer kunstmäßigen Gestaltung der Poesie fügten. Die erste, welche diese

Ausbildung erreichte, war die Provenzalische. Die Provence machte einen Theil des Arelatischen Reiches aus, aber ihre Grafen, auch Grafen von Arles genannt, waren so gut wie unabhängig. Nach dem Aussterben derselben kam das Land an die Grafen von Barcellona, und wurde dadurch auf eine Zeit mit Aragonien vereinigt *). Unter Provenzalen verstand man aber damals nicht nur die Bewohner der heutigen Landschaft Provence, sondern die des ganzen südlichen Frankreich, welches sich vor dem nördlichen durch größere Betriebsamkeit (besonders in den Handelsstädten Toulon und Marseille), feinere Sitten, und eine verschiedene, gebildetere Sprache, die Provenzalische genannt, auszeichnete **). Diese Sprache war auch über das Aragonische Reich verbreitet, wo sie eben so wie im südlichen Frankreich, freilich mit merklichen Veränderungen, noch heut zu Tage im Munde des Volkes ist.

Der Hof der Grafen von Provence galt im zwölften Jahrhundert für den gebildetesten und prachtvollsten in Europa. An ihm konnte man nur durch das Talent geistreicher und in eine zierliche Sprache gekleideter Unterhaltung gefallen. Die Ritter bereiteten sich zu jedem Besuch durch künstlich gesuchte Verse vor, und Dichtkunst und Musik waren die Würze jeder gesellschaftlichen Unterhaltung. Der Adel vertauschte auf eine Weile Schwert und Lanze mit der Laute, und ergötzte die Damen abwechselnd mit kriegerischen und poetischen Wettkämpfen.

---

*) Der Mannsstamm dieser Herrscher erlosch mit Raymund Berengar IV., dessen Erbtochter Beatrix Karl von Anjou, dem nachmaligen Könige von Neapel, ihre Hand reichte und ihm die Provence zubrachte.

**) Da die Südfranzosen oc für oui sagten, theilte man die beiden Sprachstämme in Frankreich in langue d'oc (wovon der Name der Provinz) und langue d'oui.

Alles reimte, auch Damen, Fürsten, Könige und Kaiser. Troubadours (Erfinder) war der eigentliche Name der Provenzalischen Dichter. Sie nannten ihre Kunst die fröhliche Wissenschaft (gaya ciencia), mit Bezug auf ihre kunstreichen Sylbenmaße, Rhythmen und mannichfaltige Art zu reimen *). Ihre Gesänge gehörten fast alle der lyrischen Gattung, und feierten Frauenliebe, Ritterthum und die Schönheiten der Natur. Dagegen bildeten die Nordfranzosen die Gattung der größeren Rittergedichte oder Romane aus, und zwar ursprünglich und bis auf Philipp August in Lateinischer Sprache, bis endlich unter diesem König auch die Französische diejenige Bildsamkeit erhielt, die sie zu poetischen Vorträgen geschickt machte.

Um die Zeit der Kreuzzüge wurde die Geschichte Karls des Großen ein vorzüglicher Stoff der Ritterdichte. Nicht seine wahre, die, an romantischen Begebenheiten arm, dazu wenig Stoff gegeben hätte, sondern eine erdichtete, welche an die unglückliche Niederlage bei Roncesvalles (Th. IV. S. 153.) anknüpfte. Dieser Krieg gegen die Saracenen wird hier nicht nur fabelhaft ausgesponnen und mit den wunderbarsten Abenteuern bereichert, sondern auch dem alten Kaiser, in der Absicht den damaligen Kreuzfahrern ein hohes Vorbild aufzustellen, ein Kreuzzug nach dem Morgenlande zugeschrieben. Allmählig wurden alle Fürsten und Zaubereien des Orients in diese Geschichten gezogen, in welchen Karl übrigens, im völligen Gegensatz mit seinem geschichtlichen Charakter, müßig im Hintergrunde steht, und Alles sich um die Abenteuer seiner Helden dreht. Die berühmteste unter

---

*) A. W. de Schlegel observations sur la langue et la littérature provençales, p. 8.

diesen romantischen Chroniken schrieb man einem Erzbischof Turpin zu; sie erhielt etwa um das Jahr 1110 allgemeines Ansehen. Ein anderer Sagenkreis war der vom Brittischen König Artus und den zwölf Rittern seiner Tafelrunde. In dieser Dichtung suchte man besonders das Ideal des vollkommenen Ritterthums zu entfalten; der geschichtliche Artus, ein christlicher König vom Celtischen Stamm in Britannien, und dessen Kriege gegen die noch heidnischen Sachsen wären nur ein sehr beschränkter Gegenstand gewesen *). Endlich nahm man auch die alten Griechischen Helden zu Hülfe, schmolz den Curtius und Virgil zu gereimten Ritterbüchern um, und schmückte den großen Alexander und die Trojanischen Helden mit allen Zierden neuerer christlicher Ritterschaft. Auch die Feen bekamen allmählig eine Stelle in den Französischen fabliaux. Sie sind den Peri'n in den Persischen Märchen nachgebildet, himmlischen Genien, welche die eingeschlossenen Schönen im Harem mitleidsvoll umschweben, und ihnen die Qualen der Sklaverei durch ihren unsichtbaren Umgang versüßen. Die Phantasie der Französischen Ritter schuf diese holden Wesen zu weiblichen Schicksalsgöttinnen (fate) um. Sonst haben die Abendländischen Dichtungen vom Morgenlande bei weitem nicht so viel entlehnt, als man wol irrig anzunehmen pflegte.

Viele dieser Gedichte waren für die öffentliche Absingung zur Harfe bestimmt. Das übernahm entweder der Verfasser selbst, oder solche Ritter, die sich durch die Gabe der Darstellung auszeichneten. Diese scheinen ausschließlich den Namen Jongleurs (joculatores), vielleicht auch menêtriers (ministeriales) geführt zu haben.

---

*) Fr. Schlegel Werke, Bd. I. S. 292.

Die Dichter selbst, in Südfrankreich Troubadours genannt, hießen in Nordfrankreich Trouveres, in England Minstrels. In einer Kunst, die der Zeitgeschmack so sehr begünstigte, mußte gewiß durch den allgemeinen Wetteifer viel vorzügliches geleistet werden. Kaum ehrte an den Höfen der Könige und in den Zirkeln der Frauen Rittertugend so sehr, als die Gabe des Gesanges. Ludwig dem VII. und dem tapfern Richard Löwenherz mußten Dichter in's gelobte Land folgen, um die Muße der Helden im Lager durch ihre Gesänge zu erheitern. Für einen neuen Gesang wurden Dichtern aus den Händen der Frauen schöne Geschenke, ein Kleid, ein Waffenstück, ein Pferd, eine goldene Blume oder ein anderes Denkmal von Werth geschenkt *).

Als endlich die Provenzalische Gesangskunst im vierzehnten Jahrhundert auszuarten drohte, wollte die Stadt Toulouse, die bisher so fruchtbar für dieselbe gewesen war, sie zusammenhalten und veredeln, und errichtete in dieser Absicht 1324 die sogenannte Académie des jeux floraux, in deren Sitzungen — die jährlich zweimal, am 1. und 3. Mai, im großen Rathhaussaale gehalten wurden — dem besten Gedicht ein goldenes Veilchen

---

*) Nach der gewöhnlichen Ansicht sind auch die berühmten Liebeshöfe (cours d'amour), welche um die Zeit der Kreuzzüge in der Provence erschienen, wo Damen Sitzungen hielten, und Fragen über Verhältnisse und Streitfälle der Liebe entschieden, aus den dichterischen Spielen der Troubadours hervorgegangen. Aber neben den Antworten, die sie auf spitzfindig ersonnene Liebesfragen ertheilten, ahndeten sie unsittliche Vergehungen gegen die Gesetze der Minne mit sehr nachdrücklichen Strafen, und wachten mit strengem Ernst über Sitte und Anstand im Umgange beider Geschlechter. Es scheint daher, daß die Liebeshöfe auch einen ernstern Ursprung hatten, und daß zu einer Zeit, wo alle Verbindungen bestimmte Formen und Gesetze annahmen, auch die Damen Vereine schlossen für Recht und Sitte in ihren Verhältnissen. S. Ebert, im Hermes No. XII. S. 65. fg.

als Preis zuerkannt ward. Diesem Beispiele folgte späterhin der König von Aragonien Johann I. Er schickte 1388, wie in einer wichtigen Reichsangelegenheit, eine außerordentliche Gesandtschaft an König Karl VI. in Frankreich, und erbat sich einige Dichter aus Toulouse, um in Barcellona ein ähnliches Institut anlegen zu können, wofür er ihnen die anständigsten Belohnungen zusicherte. Sie kamen, und richteten nach seinen Wünschen ein Consistorio de la gaya sciencia ein, das sich monatlich versammelte, eine poetische Bibliothek anlegte, und bestimmte Gesetze, Privilegien und Einkünfte erhielt.

Dennoch erlosch allmählig die schöne Kunst, nach einer Blüthe von beinahe drei Jahrhunderten, erschöpft an Stoff und an Behandlungsarten. Die Ritter überließen nun das Dichten dem gemeinen Haufen, und so sank der edelste Zeitvertreib der Höfe zur Bänkelsängerei vor dem Pöbel herab. Die letzten Troubadours und Minstrels sind elende Gaukler und Zotenreißer gewesen.

---

42. Deutsche Dichtkunst der Schwäbischen Zeit.

Der Antheil, den das Deutsche Volk an jenem Frühling der Poesie nahm, welcher sich bei allen Völkern des Abendlandes durch die Rittersitten und Kreuzzüge gezeitigt entfaltete, fällt gleichfalls in das Zeitalter der Hohenstaufen. Daß der Minnegesang, der einen großen Theil dieser dichterischen Blüthe ausmacht, von den Provenzalen entlehnt sey, wie Viele annehmen, ist unerweislich. Es ist gar nicht nöthig, daß von ähnlichen Erscheinungen, die bei verschiedenen Völkern in demselben Zeitraum hervortreten, die eine der andern

nachgebildet sey, wenn die Richtung von der sie ausgehen, die ganze Zeit durchdringt. Damals aber beseelte Ein Geist das ganze christlich-germanische Europa, wie es ein Deutscher Dichter schön ausdrückt:

Ein Ritterthum schuf Kämpfer zu Genossen,
Für Einen Glauben wollten Alle streiten,
Die Herzen waren Einer Lieb' erschlossen,
Da war auch Eine Poesie erklungen
In Einem Sinn, nur in verschiednen Zungen.

Mit Kaiser Friedrich I. beginnt das Erwachen und Aufblühen der Deutschen Sprache und Poesie, mit dem Ende der Hohenstaufischen Herrschaft ist auch die Blüthe schon vorüber. Heinrich von Veldeck ist einer der ältesten in dieser Reihe von Dichtern. Konrad von Würzburg, dessen Ruhm in das letzte Viertel des dreizehnten Jahrhunderts fällt, steht am Ende dieses Zeitraums. Innerhalb desselben ist eine reiche Fülle schöner und herrlicher Werke. Sie sind theils lyrische, theils epische Gedichte.

Die lyrischen sind bekannt unter dem Namen der Minnelieder. Voll zarter Gefühle, voll Anmuth in der Sprache und kunstreich in ihrem Versbau, stellen sie in den mannichfaltigsten Wendungen und Weisen, die Sehnsucht, die Liebe, die Schönheit, den Frühling dar. Kaiser (Heinrich VI.), Könige (wie Ottokar von Böhmen), Herzoge (von Brabant, Breslau; der Markgraf Otto mit dem Pfeile von Brandenburg), Fürsten und andere Edle des Volks, welche die Geschichte an anderen Stellen in ernsthafter Anstrengung, in kühnen Schlachten, in gewaltigen Thaten darstellt, erscheinen in diesem Kreise mild, zart und fast tändelnd. An den Höfen der Fürsten, wie an dem der Landgrafen von Thüringen und der Oesterreichischen Markgrafen aus dem Babenbergischen

Hause, sammleten sich die liederreichen Sänger, und der poetische Wettstreit zur Wartburg, ein noch vorhandenes Werk, hat eine solche Zusammenkunft der berühmtesten Minnesinger, eines Heinrich von Veldeck, Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide u. s. w. zum Gegenstande. Die Poesie, sagt ein geistreicher Schriftsteller, war ein allgemeines Bedürfniß des Lebens und von diesem ungetrennt. — Rüdiger von Maneſſe, der um's Jahr 1300 zu Zürch oder auf seiner Burg zu Manegk lebte, machte eine Sammlung ausgewählter Lieder von mehr als hundert und vierzig Dichtern.

Außer diesen lyrischen Gesängen sind auch viele epische Gesänge übrig, welche sich hauptsächlich auf drei Sagen- und Fabelkreise beziehen, nämlich auf die schon angeführten von Karl dem Großen und dem König Artus, und auf den von den alten Gothischen, Fränkischen und Burgundischen Helden aus der Zeit der Völkerwanderung. Von allen dreien sind Bearbeitungen Deutscher Dichter aus dieser Zeit vorhanden, z. B. Wolframs von Eschenbach Parcival und Titurel, der Tristan von Gottfried von Strasburg; aber die merkwürdigsten derselben sind die Gesänge, welche den dritten Fabelkreis betreffen, und wozu die Nibelungen gehören. Die ersten beiden Fabelkreise sind auch von den Dichtern der übrigen Völker behandelt, und besonders die Sagen von Karl dem Großen sind gewiß zuerst in Französischer Sprache vorhanden gewesen, aber die Nibelungen und das Heldenbuch sind ihrem Stoff und ihrer Weise nach ganz Deutsch; diese Sagen sind den Provenzalen und Franzosen kaum bekannt gewesen; sie weisen, wie Tieck sagt *), nach dem

*) Vorrede zu den Minneliedern, S. VIII.

Norden hin und seiner Mythologie; auch sind sie vielfach in den Skandinavischen Sprachen besungen und behandelt. Das Gedicht der Nibelungen selbst, dessen letzte Abfassung in diese Zeit fällt, zeichnet sich auch durch die Sprache, durch Versbau und durch seine innere Verbindung vor allen aus; die Regelmäßigkeit, Rundung und Beziehung alles Einzelnen auf einen großen Mittelpunkt haben diesem Werke mit Recht die allgemeine Bewunderung verschafft, und der wiederbelebte volksthümliche Geist der Deutschen erfrischt sich daran wie an einer reinen und ungetrübten Quelle. Es ist mit Recht bemerkt worden, daß das Werk sich treuer als irgend etwas an die alten Sagen muß angeschlossen haben, weil von den Kreuzzügen, die doch sonst in allen Werken jener Zeit vorkommen, nichts erwähnt wird. — Daß nicht Konrad von Würzburg, wie man früher glaubte, der Verfasser ist, hält man jetzt für ausgemacht; ob es Heinrich von Ofterdingen gewesen, ist wenigstens zweifelhaft.

Außer diesen Gedichten, welche jenen drei Fabelkreisen angehören, giebt es noch eine Menge anderer historischer Gedichte, die entweder aus der spätern Geschichte genommen sind, wie der Herzog Ernst von Heinrich von Veldeck, oder, nach der schon im vorigen Abschnitt erwähnten Art, die Geschichten des Griechischen und Römischen Alterthums behandeln, wie zum Beispiel die Aeneide von Heinrich von Veldeck, die Trojanischen Abenteuer von Konrad von Würzburg bearbeitet. Aber der Stoff dieser letztern Gattung ist nicht aus den Römischen und Griechischen Dichtern selbst geschöpft, sondern aus späteren Volksbüchern entlehnt, wo er zum Theil schon die Umbildung in den romantischen Geist und Sinn erhalten hatte, in welchem alle Römische und Griechische Sagen in diesen Werken dargestellt erscheinen.

Diese schöne Zeit der Poesie, wie schon gesagt, war nicht von langer Dauer, sie ging unter, zerstört und vernichtet durch den veränderten Zustand der Dinge *). Die Fürsten entzogen sich den Dichtern, und der Adel gab die Beschäftigung mit der Poesie auf, welche nun in die Städte und in die Werkstätten der Handwerker eindrang. Hierdurch mußte sich der ganze Stoff und die bisherige Weise verändern. An die Stelle ritterlicher und romantischer Gefühle trat ein moralischer Ernst, und das freie Spiel der Verskunst verwandelte sich in eine steife handwerksmäßige Förmlichkeit unter den Händen der Meistersänger, die in den folgenden Zeitraum gehören.

43. Die Scholastiker.

Wie die politische Welt zwischen zwei gewaltigen Kräften getheilt war, so sonderten sich auch in der geistigen Welt Kunst und Wissenschaft ganz von einander. Während unter fröhlichen Festen an den Höfen der Fürsten die Liebe und das ritterliche Leben in süßen Gesängen und in der lebendigen Landessprache ertönte, bildete sich abgesondert von dem Leben in den dumpfen Zellen der Klöster als ein Anhang zur Hierarchie die tiefsinnige Scholastik.

Durch religiöse Ansichten selbst von der Erforschung der Natur abgeschnitten, durch ihre Bestimmung in einfache Verhältnisse versetzt, welche durch festgesetzte religiöse Dienste ausgefüllt wurden, blieb den nach höherer Wissenschaft Strebenden dieser Zeit nichts übrig, als Be-

*) Konrad von Würzburg klagt sehr häufig, daß die Kunst von denen, welche sie ehren sollten, verachtet werde.

trachtung über Religions- und andere damit verwandte Begriffe, wozu das Wesen der christlichen Religion selbst, als auf Begriffen und Einsicht sich stützend, einlud. Indem aber die Scholastik von unveränderlichen Sätzen ausging, und späterhin sich an das unbestreitbare Ansehn des Aristoteles band, wurde sie ein wunderbares Gemisch von Glauben an feste alle weitere Auflösung verbietende Bestandtheile, und von alles auseinanderlegender und nach allen Seiten wieder frei verknüpfender Wissenschaft, von Beharrlichkeit an festen Ausgangspunkten und von strenger Durchführung; welches Gemisch denen, welche den rechten Gesichtspunkt nicht gefunden haben, so wunderbar vorgekommen ist, daß sie, indem sie auf der einen Seite mit Bewunderung den redlichen Ernst in der Untersuchung, den nie ermüdenden Scharfsinn bei der Erforschung bemerkten, doch andrerseits sich kaum eines mitleidigen Lächelns enthalten konnten, wenn sie den Inhalt mancher Fragen betrachteten, bei welchen dieser bewunderte Tiefsinn geschäftig war.

Eine ausgestorbene, mit der kirchlichen Verfassung verwachsene Sprache, die Lateinische, wurde das Werkzeug dieser Scholastiker. Da aber diese Sprache, selbst in ihrer lebendigen Blüthe, zur Bezeichnung philosophischer Begriffe unfähig gewesen war, so mußten die Scholastiker bis an ihre Wurzel greifen, und, zum größten Nutzen aller neueren aus der Lateinischen entstandenen Sprachen, die dadurch einen Vorrath von Bezeichnung abgezogener Begriffe erhielten, sie zwingen, eine neue Frucht zu treiben, die Denen, welche die Lateinische Sprache nach der durch den Römergeist beschränkten Form betrachteten, nur als eine Ausartung und geschmacklose Barbarei erschien. Die Scholastiker aber, welche nur strebten, die Sprachbezeichnung so zu vervielfältigen, als

es die sich immer überbietende Abstraction erfoderte, wie z. B. die Diesheit, haecceitas, u. a. m., setzten sich über alle Kunst und Geschmackfoderung hinweg, welche auch vermöge der oben bemerkten Trennung aus ihrer ganzen Darstellung entfernt blieb. Aller Stil ging unter in den bloß logischen Formen von Sätzen und Gegensätzen, Beweisen und Widerlegungen, die noch dazu in förmlichen Schlußreihen ausgesprochen wurden, so daß die Losreißung von aller Schönheit und Kunst sich nicht allein durch die Beschränkung des Inhalts, sondern auch durch die Beschaffenheit der äußern Weise beurkundet. Daher ist auch an keine lebendige Eigenthümlichkeit der Schriftsteller zu denken, sondern alle sehen sich in der Darstellung gleich, und unterscheiden sich nur durch den höher getriebenen Grad der Spitzfindigkeit und der Abgezogenheit. Bei dem beginnenden Kampf mit der Hierarchie wurde auch die Scholastik der Gegenstand des Angriffs. Der aufkeimende Kunstsinn und die über den Glauben siegende Protestation verdrängte sie als geltende Ansicht, und die Erforschung der Natur und der Geschichte gab vollen und reichern Stoff.

Die Scholastik bildete sich, wie natürlich, nicht auf einmal, sondern entstand nach und nach. Schon früh, wie anderswo bereits bemerkt ist, wurde die christliche Religion von den Kirchenvätern auf philosophische Weise behandelt, und so eine Verbindung der Philosophie mit der Religion herbeigeführt. Aber Lanfrancus war es vorzüglich, welcher der scholastischen Dialektik aufhalf. Er war ein Lombarde, und lebte als Benedictiner im Kloster Bec in der Normandie. Sein siegreicher Kampf mit Berengarius von Tours in einem Streite über die Abendmahlslehre machte ihn nicht weniger berühmt, als seine Kunst. Sein Ruf wuchs so sehr, daß aus ganz

Frankreich Schüler zu ihm kamen, seinen Unterricht zu empfangen. Herzog Wilhelm von der Normandie machte ihn darauf im Jahr 1063 zum Abt in Caen, und zuletzt zum Erzbischof von der Normandie, wo er 1089 starb. In seinen sämmtlichen Aemtern und Würden folgte ihm, und in seiner Kunst übertraf ihn, sein Schüler Anselmus.

Mit dem Albertus Magnus, um das Jahr 1200 zu Lauingen an der Donau aus einem adlichen Geschlechte geboren, fing vorzüglich das Ansehn des Aristoteles an, und es sonderte sich die natürliche Theologie von der dogmatischen ab. Mit dem Aristoteles erwuchs auch die Schwierigkeit, seine Behauptungen mit dem kirchlichen dogmatischen System auszugleichen, und zwang oft zu der Unterscheidung zwischen einer theologischen und philosophischen Wahrheit. — Albertus lehrte in den Mönchsschulen zu Hildesheim, Regensburg und Köln, ja auch in Paris. Im Jahr 1249 ward er der Schule zu Köln vorgesetzt, und sogar vom Könige Wilhelm mit einem Besuche beehrt. Er gab freiwillig sein ihm vom Papst übertragenes Bisthum zu Regensburg auf, um sich als Mönch in seiner Zelle zu Köln mit den Wissenschaften zu beschäftigen.

Sein großer und scharfsinniger Schüler Thomas von Aquino wurde eine Hauptstütze der Scholastiker. Er war ein Neapolitaner, aus einem edlen Geschlechte. Weder Gewalt noch Ueberredung von Seiten seiner Eltern konnten ihn von den Studien abhalten. Er entsprang aus einem Fenster, um in den Dominicanerorden zu treten, erst zu Rom, dann zu Köln, wo Albert der Große lehrte. Nachdem er sich in Paris 1255 die Doctorwürde geholt hatte, trat er fast in allen angesehenen Städten Italiens, dringend dazu aufgefodert, als Lehrer

auf. Die große dialektische Kunst, vermöge deren er neue Sätze erfand oder alte bestritt und berichtigte, machte ihn zum Haupte einer Schule, deren Anhänger sich nach ihm Thomisten, ihn selbst aber den engelgleichen Lehrer (Doctor angelicus) nannten.

An grübelndem Tiefsinn, an einem Scharfsinn, der alles bis zur höchsten Spitze treibt, übertraf ihn noch sein Gegner, der große Johann Duns Scotus (geb. 1275, gest. 1308), mit dem Beinamen der Scharfsinnigste (Doctor subtilissimus), ein Franziscaner aus Duns in Irland, der in Oxford mit außerordentlichem Beifall lehrte. Seine neuen Distinctionen und Abstractionen, durch welche er alle bisherige Scholastiker überbot, und diejenigen, welche ihm auf diesen schmalen Wegen nicht folgen konnten, in die tiefste Dunkelheit stürzte, machten ihn zum Haupt einer zweiten scholastischen Schule, deren Anhänger Scotisten hießen. Zu ihm bekannten sich vorzüglich die Franziscaner, so wie zum Thomas die Dominicaner. Ihre schriftstellerische Fruchtbarkeit war nicht gering. Der Eine hinterließ achtzehn Folianten, der Andere vierzehn, ohne das was ungedruckt geblieben ist.

Die Bekanntschaft mit den naturhistorischen Schriften des Aristoteles brachte auch einige physikalische Kenntnisse und Untersuchungen in Gang. Schon Albert der Große beschäftigte sich neben seiner Scholastik damit, und er soll viele sehr künstliche Maschinen verfertigt haben. Weit mehr aber leistete Roger Baco (geb. 1214, gest. 1294), ein Franziscanermönch. Nachdem er sich den Doktorgrad aus Paris geholt hatte, eröffnete er zu Oxford Vorlesungen. Er war schon im Besitz mancher schönen Erfindungen, die ihm aber alle den Ruf eines Zauberers zuzogen, den Ansichten jener Zeit gemäß, welche

weder das Verhältniß Gottes noch das der menschlichen Vernunft zur Natur richtig einsahen. Er wurde daher auch heftig verfolgt, woran freilich Neid eben so viel Schuld hatte als Aberglauben, endlich sogar in das Gefängniß geworfen, aus dem er erst nach vielen Jahren, kurz vor seinem Tode befreiet wurde. Die Bekanntschaft mit den Arabern verbreitete auch mehrere mathematische, chemische und medicinische Kenntnisse, allein man überkam zugleich damit alchimistische und astrologische Verirrungen.

Neben der strengen und ernsthaften Scholastik hatte sich aber auch als ihr Gegensatz die Mystik gebildet, sie lag zum Theil eben so natürlich in dem Wesen der christlichen Religion, die ja noch viel inniger mit der Tiefe der Empfindung als mit der Schärfe des Begriffs aufgefaßt werden kann und soll, zum Theil aber ward sie, wie die Scholastik durch den Aristoteles, so durch die Platonische Philosophie gefördert. Der Deutsche Sinn neigte sich vorzüglich dazu hin, und die Verehrer derselben nannten sich in der spätern Zeit die Jünger der Brüderschaft der ewigen Weisheit. Einer der merkwürdigsten dieser Männer war der zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu Strasburg geborne Dominicanermönch Taulerus, der durch seine begeisterten Predigten seine Zeitgenossen und spätere Geschlechter erbauet hat, und eben so merkwürdig ist die sogenannte Deutsche Theologie ein Buch, dessen Verfasser man nicht kennt, dessen Vortrefflichkeit aber schon allein aus der Liebe und Hochachtung erhellt, welche Luther gegen dasselbe hegte.

44. Die ersten Universitäten *).

Die ältesten hohen Schulen gingen nicht von Stiftungen der Fürsten oder Stadtobrigkeiten aus, sondern bildeten sich von selbst, wenn an einem Orte ein berühmter Lehrer auftrat, viele Schüler zu sich lockte, und aus diesem einmal geknüpften Verhältniß dann eine ganze Reihenfolge von Lehrern hervorging. Es war das Zeitalter der Corporationen, und nichts natürlicher, als daß auch die des Studirens wegen an einem Orte Versammelten eine Innung bildeten, wie Geistliche, Ritter und Handwerker, und besondere Gesetze und Verfassungsregeln erhielten. In jenen Jahrhunderten, wo Bücher noch wenig verbreitet und schwer zu erlangen waren, wo daher mündlicher Unterricht beinahe der einzig mögliche Weg war, zu umfassenden Kenntnissen zu gelangen, waren Einfluß und Wirksamkeit der Universitäten noch viel größer als heut zu Tage, und als es nur noch wenige gab, war ihr Ruhm um so höher und um so verbreiteter. Man studirte weit länger als jetzt, viele der Lernenden standen durch ihr reiferes Alter, ihren Rang, ihre Aemter und Würden in weit größerem Ansehn, als die Studenten unserer Tage.

Die drei Universitäten, welche am frühesten blühten, waren Salerno für Arzneikunde, Paris für Theologie und Philosophie, und Bologna für Rechtswissenschaft. Denn zuerst lehrte man an diesen Orten nur einzelne Wissenschaften oder einen bestimmten Kreis von Disciplinen, erst später kamen die übrigen Lehrgegenstände

*) v. Savigny's treffliche Darstellung in der Geschichte des Röm. Rechts im Mittelalter, Bd. III. Kap. XXI.

hinzu. Daher auch der Name Universitas nicht auf die Gesammtheit der Wissenschaften zu beziehen ist, sondern auf die bei Gelegenheit der hohen Schule entstandene Corporation. Auch der in jenen Jahrhunderten gebräuchliche Ausdruck studium generale geht nur auf die ausgedehnte Bestimmung und Wirksamkeit der hohen Schulen. Salerno erhielt seine Verfassung durch König Roger II. von Sicilien, die beiden anderen genannten Universitäten aber sind für die allgemeine Culturgeschichte ungleich wichtiger, weil sie den zahlreichen späteren hohen Schulen als Vorbild gedient haben, welches bei Salerno nicht der Fall ist. Paris wurde das Muster für England und Deutschland, während sich fast alle übrige Universitäten in Frankreich so wie die Italienischen und Spanischen nach Bologna bildeten.

Der Anfang der Universität von Bologna kann so wenig als der der beiden übrigen mit Genauigkeit bestimmt werden. Das Römische Recht war in Italien zu keiner Zeit völlig erloschen, es wurde in Gerichten angewendet, in Schriften bearbeitet und mündlich gelehrt, aber die Kenntniß und Anwendung desselben waren dürftig, bis die Cultur, der Wohlstand, die Macht, die republikanische Gestaltung, zu welchen die Lombardischen Städte im zwölften Jahrhunderte emporwuchsen, auch ein ausgebildetes bürgerliches Recht erfoderten, und daher ein gründlicheres, lebendigeres Studium des Römischen Rechts hervorriefen. Dieses fand zu Bologna seine Hauptstätte *). Der erste berühmte Lehrer, welcher

---

*) Neben dem Römischen Rechte wurde auch das canonische oder kirchliche ein vorzüglicher Lehrgegenstand der hohen Schulen. Der neu erwachte große Eifer für die Rechtswissenschaft regte den Benedictinermönch Gratian zur Bearbeitung eines Systems des geistlichen Rechts an, welches er um das Jahr 1150 in einer

der dortigen Rechtsschule ihren großen Schwung gab, war Irnerius (gest. um 1140); Kaiser Friedrich I. ertheilte ihr 1158 auf dem Roncalischen Reichstage die ersten Privilegien, durch welche die Schüler in besondern Schutz genommen, und ihnen ein eigener Gerichtsstand bewilligt wurde. Ueberhaupt begünstigte sie die weltliche und geistliche Obrigkeit hier so wie auf anderen Universitäten so viel als irgend möglich. Sie waren frei von bürgerlichen Lasten, und obschon sie dadurch, daß man sie zu den Geistlichen zählte, mancher härtern weltlichen Strafe entgingen, so drangen doch selbst die Päpste darauf, daß man die Kirchengesetze nicht sogleich streng gegen sie anwenden solle *). Zur Zeit des berühmten Rechtslehrers Azzo, der um das Jahr 1200 blühte, waren in Bologna 10,000 Studirende aus allen Ländern. Die Schüler waren es, die hier die eigentliche Corporation bildeten, und aus ihrer Mitte die Häupter der Genossenschaft wählten. Man wird diese Einrichtung weniger seltsam finden, wenn man bedenkt, daß ein großer Theil der damaligen Studirenden aus Männern bestand, welche in der Heimath schon Aemter und Würden besaßen, und nur aus Liebe zur Wissenschaft das ferne Bologna aufsuchten, daher große Begünstigun-

---

Sammlung von Kirchenschlüssen und päpstlichen Verfügungen aufstellte. Das Decret Gratians (so wurde es genannt) erhielt außerordentlichen Beifall, und wurde als Rechtsquelle betrachtet. Da aber die Decretalen der Päpste sich seit dieser Zeit außerordentlich häuften, so entstanden wieder mehrere Sammlungen derselben, bis Gregor IX. durch den Dominicaner Raymund von Pennaforte eine neue in fünf Büchern getheilte verfertigen ließ, die er als die völlig authentische betrachtet wissen wollte. Daher sandte er sie 1234 den Universitäten Paris und Bologna zu, damit sie in den Vorlesungen erklärt würde, und befahl, daß in den Gerichten danach gesprochen werden sollte.

*) v. Raumer Gesch. d. Hohenstaufen, Bd. VI. S. 456.

gen erwarteten und verdienten. Noch ehe die übrigen Facultäten in Bologna auftraten und abgesonderte Corporationen bildeten, theilten sich die dortigen Scholaren in zwei Hauptkörper oder Universitates nach dem Vaterlande, nämlich in Citramontaner und Ultramontaner. Jene bestanden wieder aus siebzehn Nationen, diese aus achtzehn. Der erste Beamte der Universität war der Rector. Um zu dieser Würde zu gelangen, mußte man Scholar seyn (doch kommen auch Professoren als Rectoren vor), unverheirathet, fünf und zwanzig Jahre alt, und wenigstens fünf Jahre auf eigne Kosten die Rechtswissenschaft studirt haben. Der Rector wurde jährlich neu gewählt, und sollte im Range, mit Ausnahme des Bischofs von Bologna, allen Bischöfen und Erzbischöfen vorangehen. Anfänglich bezeichnete man die Lehrer mit dem Namen Doctor, ohne darunter eine besondere Würde zu verstehen, erst um die Mitte des zwölften Jahrhunderts scheint der Name und die Würde eines Doctors besonders verliehen worden zu seyn. Die sich dazu meldenden Candidaten wurden geprüft, und wenn sie würdig erschienen, als neue Glieder in die Reihe der Doctoren einzutreten, so erhielten sie durch diese Aufnahme (Promotion) ein unbeschränktes Recht zu lehren, und das Recht der Theilnahme an neuen Promotionen.

Keine Universität hat ihren Ruhm so lange behauptet und einen solchen Einfluß auf Kirche und Staat geübt, als Paris. Obschon die Meinung einiger Schriftsteller, welche die Stiftung dieser Universität unmittelbar von den Einrichtungen Karls des Großen ableitet, unhaltbar ist, so ist sie doch sehr alt, aber ihr eigentlicher Anfangspunkt nicht anzugeben. Im zwölften Jahrhundert fanden sich hier mehrere ausgezeichnete Lehrer der Theologie und Philosophie, unter welchen Petrus Lom-

bardus (gest. 1164) der berühmteste wurde. Seine libri sententiarum enthalten ein System der Theologie, welches Jahrhunderte hindurch aller Bildung in derselben zum Grunde gelegt worden ist. In der Verfassung der Universität Paris zeigt sich ein merkwürdiger Gegensatz zu der von Bologna. Denn hier bestand die Corporation aus sämmtlichen Lehrern, diese waren im Besitz aller Gewalt, und von den Schülern, als bloß unterthänigen Mitgliedern des kleinen Staates, war dabei gar nicht die Rede. Ja so groß zeigte sich der Unterschied in der Disciplin der Scholaren, daß Ruthenstreiche, die dem Schuldigen in Gegenwart des Rectors auf den entblößten Rücken gegeben wurden, eine sehr gewöhnliche Strafe waren. Dennoch fehlte es weder hier noch auf anderen Universitäten an Unruhen, Händeln mit der Bürgerschaft und Auswanderungen der Studenten. Die Furcht vor diesen Auswanderung bewirkte, daß Unruhestifter unter den Studirenden oft weniger streng bestraft wurden, als sie es verdient hätten.

Zu den Universitäten, die in diesem Zeitraume noch entstanden, gehören in Italien: Padua, Neapel (Th. IV. S. 511.), Reggio, Rom, Treviso; in Frankreich: Montpellier, Orleans und Toulouse. In Spanien war Salamanca. In England sind Cambridge und Oxford so alt, daß man ihren Ursprung nicht angeben kann.

---

45. Ludwig IX., der Heilige, und sein erster Kreuzzug.

(1226 — 1254.)

Doch es ist Zeit, den Faden der politischen Geschichte wieder aufzunehmen. Der lange Zeitraum der

Regierung Friedrichs II. in Deutschland und seiner beiden ohnmächtigen Nachfolger war für das benachbarte Frankreich ein Zeitraum kräftiger Entwickelung, fast nur durch einen einzigen König ausgefüllt, der dabei ein Muster von Gerechtigkeit, Frömmigkeit und ritterlicher Tugend war. Ludwig IX., der Sohn Ludwigs VIII. (Th. IV. S. 464.), welcher nach einer dreijährigen Regierung auf einem Kreuzzuge gegen die Albigenser (die damals von neuem bekriegt wurden) 1226 an einer Krankheit gestorben war, bestieg, zwölf Jahre alt, den Französischen Thron. Bis zu seiner Großjährigkeit, und auch wol noch etwas darüber hinaus, führte seine kluge und kräftige Mutter Blanca von Castilien, unterstützt von dem trefflichen Kanzler Guerin, die Regierung. Da waren Empörungen der Großen zu stillen, und alte Streitigkeiten fortzusetzen. Die Grafen von Champagne, Bretagne und Flandern wurden geschreckt; mit dem Grafen Raimund VII. von Toulouse ward nach zwanzigjährigem verheerenden Kriege ein Friede geschlossen, in welchem er dem König einen ansehnlichen Theil seiner Grafschaft abtreten mußte. Was man ihm ließ ward so gestellt, daß es gleichfalls an die Französische Krone kommen konnte, denn der Graf von Toulouse mußte seine Tochter und Erbin an Ludwigs IX. Bruder, den Grafen von Poitou verheirathen, mit der Bedingung, daß bei Ermangelung von Erben aus dieser Ehe die Länder an die Krone fallen sollten. Im J. 1242 brach auch ein Krieg mit England aus, um welches willen König Heinrich III. in Person nach Frankreich herüberkam, aber der Erfolg war im Ganzen zum Nachtheile Englands. Der Krieg ward durch einen langen Waffenstillstand unterbrochen.

Ludwig IX. that um diese Zeit einige heilsame Schritte zur Beförderung der Einheit in seinen Staaten.

Damals gab es noch viele Normannische Baronen, welche Lehen in Frankreich und England zugleich besaßen. Ludwig befahl ihnen, entweder die einen oder die anderen aufzuopfern, weil nach dem Ausspruche der Schrift niemand zweien Herren dienen könne. Eben so verbot er auch die Vermählungen vornehmer Vasallentöchter mit Fremden, und verstopfte auch dadurch eine Quelle unendlicher Unruhen. Das unter seiner Regierung auch in Frankreich gemeiner gewordene Römische Recht gab Gelegenheit zu wichtigen Verbesserungen im Gerichtswesen. Das ganze Land ward in bestimmtere Gerichtssprengel vertheilt, und die persönliche Gerechtigkeitsliebe dieses Königs gewann es über die Baronen, daß sie unerwartet leicht jede Appellation ihrer Unterthanen an den König zuließen. Ein wichtiger Schritt zur allmähligen Begründung der königlichen Gewalt.

Bei aller Frömmigkeit hielt sich doch der heilige Ludwig von dem Papst Innocenz IV. immer in einer gewissen Entfernung, als dieser in Lyon eine Zuflucht vor Kaiser Friedrichs Angriffen suchte. Er verbat sich sogar dessen Eintritt in Frankreich (die Stadt Lyon gehörte ihrem Erzbischofe unter kaiserlicher Oberhoheit), und schützte seine Unterthanen, auch die geistlichen, kräftig gegen die unerhörten Gelderpressungen der päpstlichen Legaten.

Dennoch war er es gerade, der dem lange nicht mehr beachteten Wunsch der Päpste Genüge leistete, einen Kreuzzug in das heilige Land zu thun. In einer schweren Krankheit hatte er das Gelübde dazu gethan, und keine Vorstellungen seiner Mutter und seiner treusten Freunde konnten ihn zurückhalten. Mehrere Herren vom Hofe, die keine Lust hatten, ihn zu begleiten, vermochte er durch einen Scherz dazu. Es war damals

Sitte, daß der Hof am Weihnachtsmorgen vom Könige mit Pelzmänteln beschenkt ward. Ludwig ließ diesmal die Messe sehr früh ansagen; die Herren empfingen die Mäntel noch während der Dunkelheit, und sahen in der Kirche beim Schein der Lichter mit Verwunderung goldne Kreuze darauf gestickt. Zur Versorgung des Heeres waren in Sicilien und Cypern durch die freundschaftliche Vermittelung Friedrichs II. die besten Anstalten getroffen. Die angesehensten Vasallen schlossen sich an den Zug an. Ludwig IX. bereitete sich dazu wie zum Tode vor, und schickte als ein guter Christ Ordensleute durch alle seine Staaten, die jedermann auffodern mußten, ob etwa noch eine königliche Schuld zu tilgen, oder ein Unrecht gut zu machen sey. Man findet aber nicht, daß sich jemand gemeldet habe.

Am 12. Juni 1248 ging er mit seinen Brüdern nach St. Denis, um aus den Händen des päpstlichen Legaten Otto die Oriflamme, den heiligen Stab, die Pilgertasche ꝛc. zu empfangen. Die Staatsverwaltung übertrug er seiner ohnehin herrschsüchtigen Mutter Blanca. Am 25. Aug. schiffte sich das Kreuzheer bei Aigues-mortes ein. Ein günstiger Wind brachte die Flotte in der Mitte des Septembers nach Cypern, dessen König, Heinrich von Lusignan, seine Landsleute mit großer Pracht in seiner Hauptstadt Nikosia einführte. Man mußte hier bis zum Frühjahr liegen bleiben, welche Zeit der gute und kluge Ludwig dazu anwandte, die ewigen Streitigkeiten zwischen Johannitern und Tempelherren, Genuesern und Pisanern, Griechen und Lateinern, auszugleichen. Für den bevorstehenden Feldzug machte man den Plan, Aegypten zuvor anzugreifen, nach dessen Bezwingung Palästina's Eroberung und Behauptung leichter zu seyn schien.

Man kündigte hierauf nach Ritterſitte dem Sultan von Aegypten, Nodgemeddin Ayub, mit dem Beinamen Saleh, offenen Krieg an, und brach ſodann mit 1800 großen und kleinen Schiffen nach Damiette auf. Am Donnerſtag nach Pfingſten (1249) warf man im Angeſicht dieſer Stadt die Anker aus. An der Küſte lag die ganze Aegyptiſche Flotte ausgebreitet, bereit, ſich der Landung aus allen Kräften zu widerſetzen. Dennoch wurde der Angriff beſchloſſen, und am andern Morgen glücklich ausgeführt. Ludwig IX. ſprang ſelber bis an die Bruſt in's Waſſer, und ſeine Truppen folgten dem Beiſpiel. Die feindlichen Schiffe wurden durch die großen Steinmaſchinen zerſchmettert und verſenkt, die Türken flohen und überließen die Stadt den Franzoſen.

Der fromme Ludwig hielt ſeinen feierlichen Einzug in dieſelbe am erſten Sonntag nach Trinitatis, mit bloßem Haupt und Füßen, von ſeiner Gemahlin, ſeinen Brüdern, dem König von Cypern, dem päpſtlichen Legaten, dem Patriarchen von Jeruſalem und vielen anderen geiſtlichen und weltlichen Herren begleitet. Die große Moſchee ward zu einer chriſtlichen Kirche geweihet, und das Tedeum darin geſungen.

Mit den weiteren Eroberungen ging es langſam, theils weil die Ueberſchwemmung des Nil eintrat, theils weil man erſt friſche Hülfe aus Frankreich erwarten wollte *). So blieb man bis zum 20. Nov. in Damiette, wo ſich das Kreuzheer durch alle Arten von Ausſchweifungen ſo verhaßt machte, daß der König ſelbſt traurig darüber ward. Endlich ward nach Cairo aufgebrochen, wobei die Flotte den Nil hinauf fuhr. Aber

*) Der Bruder des Königs, Alfons, Graf von Poitou, kam auch im September mit einem Haufen an.

je weiter man vordrang, desto tapferer ward der Widerstand der Türken, die besonders durch das den Kreuzfahrern unbekannte Griechische Feuer den Französischen Schiffen vielen Schaden thaten. So oft eine Ladung von diesem Feuer geschleudert ward, fiel der heilige Ludwig auf seine Knie und betete weinend mit lauter Stimme: „Beau Sire, Dieu Jésus-Christ, garde moi et toute ma gent."

Es wurden herrliche Thaten ritterlicher Tapferkeit in diesem Kriege verrichtet. Der allzu ungestüme Graf Robert von Artois, des Königs Bruder, fiel mit 280 Tempelherren in den Straßen der Stadt Mansura, in die ihn seine Verwegenheit vorangetrieben hatte. Der König selbst mußte mehr als einmal um sein Leben fechten. Endlich unterlag das Kreuzheer dem fremden Himmel, den Seuchen, dem Mangel und der feindlichen Uebermacht. Der Graf von Montfort ritt zum nächsten Emir, um Unterhandlungen anzuknüpfen. Schon hatte er ziemlich gute Bedingungen erhalten, als unvorsichtiger Weise ein Franzose daher gesprengt kam, und dazwischen rief: „Ihr Herren, ergebt euch, der König befiehlt es; gebt ihn nicht dem Tode Preis!" Jedermann glaubte den König in Gefahr, und der Emir sagte sogleich, man mache keine Verträge mit Ueberwundenen. Die Ritter wurden hierauf sämmtlich entwaffnet, der König selbst in der Stadt Meniat-Abuabdallah aufgehoben, und das ganze Französische Heer zu Gefangenen gemacht (April 1250) *).

---

*) Die Königin Margarethe erwartete eben in Damiette ihre Niederkunft, als die Nachricht von dem Unglück ihres Gemahls einlief. In der Angst warf sie sich einem alten Ritter zu Füßen, und bat ihn um ein Geschenk. Er versprach es mit einem Schwur. „Sire Chevalier, sagte sie darauf, je vous requiers

Der Sultan verlangte die Räumung aller Schlösser in Palästina, die noch in christlichen Händen seyen, allein Ludwig IX. blieb dabei, daß dies nicht von ihm, sondern von dem Kaiser abhange. Er fragte darauf, wie theuer er sich auslösen wolle. Ludwig antwortete, er erwarte die Foderungen des Sultans. Dieser verlangte außer der Räumung von Damiette eine Million goldener Byzantiner für ihn und sein Heer. Mit ritterlichem Stolze ließ ihm der König zurücksagen, ein König von Frankreich lasse sich nicht für Geld verhandeln, er wolle für seine Person Damiette abtreten, und die gefoderte Summe für seine Leute erlegen. Der Sultan ehrte diese königliche Gesinnung, und erließ freiwillig den fünften Theil der Summe. Der Vergleich lautete nun so, daß zwischen dem Sultan und den Franzosen ein zehnjähriger Waffenstillstand seyn, alle Gefangene frei gegeben, Damiette geräumt, und 800,000 Byzantiner oder ungefähr 100,000 Mark Silbers bezahlt werden sollten.

Aber als man über Alles einig war, brach in Aegypten eine Empörung aus, durch welche die Franzosen in neue und größere Gefahr geriethen. Die Mamelucken, ausländische Söldner, aus welchen die Sultane ihr Heer, besonders ihre Leibwache, seit einiger Zeit zusammengesetzt, und die an dem Siege über die Christen großen Antheil hatten, fanden sich durch diesen ohne ihre Zustimmung gemachten Frieden beleidigt, und ermordeten den Sultan in Gegenwart der Franzosen, die nicht ohne Angst und Schrecken von den wilden Mördern

---

sur la foy que vous m'avez donnée, que si les Sarazins prennent ceste ville, vous me couppiez la teste, avant qu'ilz me puissent prandre." Worauf der Ritter antwortete, er wolle es sehr gern thun, ja er habe selbst schon daran gedacht, so zu verfahren, wenn der Fall eintreten sollte. Zum Glück kam es nicht dahin.

eine ähnliche Behandlung fürchteten. Zum Glück kamen sie mit dem Schrecken davon. Der aus den Mameluken erwählte neue Sultan *) bestätigte endlich den vorher geschlossenen Vertrag mit Ludwig. Die Franzosen zogen nach Damiette zurück, wo die Hälfte der Summe abgetragen ward, für die andere blieb der Graf von Poitiers, der Bruder des Königs, als Geisel zurück. Der König schiffte mit einem kleinen Rest seines Heeres nach Akkon, von wo er bald auch die zweite Hälfte der Schuld nach Aegypten sandte, allein ohne dafür die Freude zu haben, seine Leute befreit zu sehen. Statt 12,000 Gefangener wurden ihm nur 400 zurückgeschickt. Die Kranken waren alle getödtet, von den Anderen viele zu Sklaven gemacht und zu Abschwörung ihres Glaubens gezwungen worden. Auf den Mauern von Cairo prangte eine ganze Reihe aufgespießter Christenköpfe.

In Akkon sann Ludwig IX. auf die Erneuerung des Krieges, und unterhandelte deshalb mit dem Sultan von Damaskus, befestigte auch Jaffa und andere Städte, ward aber zuletzt doch durch den Tod seiner Mutter (1. Dec. 1253) bewogen, auf die Rückkehr zu denken. Diese unternahm er jedoch erst, nachdem er die Seestädte Palästina's in den besten Vertheidigungsstand gesetzt hatte, im April 1254. Auf der Fahrt von Cypern nach Frankreich, welche sechs Wochen dauerte, machte er die Verpflegung der Kranken zu seinem Geschäfte. Sein Schiff war wie eine Kapelle eingerichtet. Vor einem darin aufgerichteten Altar mit einer kostbaren Monstranz und vielen Reliquien ward alle Tage Messe gelesen, und wöchentlich dreimal gepredigt. Wenn es das Wetter

---

*) So endigte die Dynastie der Eyubiden in Aegypten, und die Mameluckenherrschaft begann.

erlaubte, wurden mit den Matrosen Catechisationen angestellt, und viele Sterbende bereitete der fromme Ludwig selbst zum Tode.

Am 11. Juli 1254 landete die Flotte endlich im Hafen von Marseille. Die Städte, Klöster und Bisthümer, durch welche der König kam, gaben ihm nach alter Art Geschenke, und Jeder freute sich, ihn wiederzusehen. Sechs Jahre hatte dieser unselige Kreuzzug gedauert.

---

46. Ludwigs IX. fernere Regierung.

(1254 — 1270.)

Ludwig fand, wie man denken kann, allenthalben Streit und Krieg unter seinen Baronen. Diesen beizulegen schrieb er nicht nur große Reichsversammlungen aus, sondern reisete auch wie die Deutschen Kaiser selbst in die Provinzen. Er begab sich in die Picardie, nach Flandern, nach Soissons. Seine mit der strengsten Gerechtigkeitsliebe und Festigkeit sattsam verbundene Güte machte, daß man seine Urtheilssprüche als Gottesurtheile verehrte. Ein sehr angesehener Baron, Enguerrand von Couci, hatte drei junge Flandrische Edelknaben, die in seinem Jagdrevier Kaninchen geschossen hatten, aufhängen lassen. Der König rief ihn nach Paris, warf ihn in den Thurm des Louvre, und war entschlossen, das Wiedervergeltungsrecht zu üben. Seine erschrockenen Verwandten eilten persönlich herbei, und ersuchten den König, sie als Mitrichter anzunehmen. Es ward ihnen bewilligt. Unter ihnen war der junge König von Navarra, der Herzog von Burgund, der Erzbischof von Rheims, die Gräfin von Flandern, die Grafen von Bretagne, von Bar, von Soissons, von Blois, und viele

andere angesehene Herren. Der König, weit entfernt, eine solche Versammlung zu scheuen, fing die Untersuchung an, und überführte den Schuldigen beinahe. Dieser verlangte seine Unschuld durch den Zweikampf zu beweisen, aber Ludwig, der den Zweikampf abschaffen wollte, verweigerte es, und da der Graf von Bretagne das Begehren unterstützte, sagte der König mit der ihm eigenen Majestät: „So habt ihr nicht immer gedacht. Ihr solltet euch erinnern, wie ihr einmal, da eure Baronen euch verklagten, mich batet, die Sache gerichtlich auszumachen, weil der Zweikampf kein rechtlicher Weg sey.“ Der ganzen vornehmen Versammlung blieb nichts übrig, als auf den Knieen für den Verbrecher um Gnade zu bitten. Gerührt von diesem Anblick sagte der König: „Enguerrand, wenn ich gewiß wüßte, daß mir Gott beföhle, euch sterben zu lassen, so sollte ganz Frankreich und selbst unsere Verwandtschaft euch nicht retten können.“ Er schenkte ihm darauf das Leben unter der Bedingung, daß er drei Kapellen, und in denselben ewige Seelmessen für die Ermordeten stiften, in allen seinen Ländern die hohe Gerichtsbarkeit und die Kaninchenjagd verlieren, jenes Gehölz der Abtei St. Nicolaus schenken, drei Jahre lang mit einer gewissen Anzahl von Rittern im gelobten Lande dienen, und endlich für seine Loslassung 12,500 Livres zu milden Stiftungen erlegen sollte. Ein Ritter, Johann von Thorotte, hatte bei dieser Gelegenheit gesagt: „nach diesem bleibt nichts übrig, als uns Alle hängen zu lassen.“ Diesem sagte der König, dem man diese Worte hinterbracht hatte: „Ihr sehet aus Allem, was jetzt vorgegangen ist, daß ich meine Barone nicht hängen lasse, daß ich aber auch diejenigen zu strafen weiß, die die Gesetze des Staats und der Menschheit verletzen.“

Im Jahr 1259 brachte Ludwig IX. endlich auch sein lange zweifelhaft gewesenes Verhältniß mit England in's Reine. Seitdem Philipp August die Engländer aus der Normandie und den angränzenden Provinzen vertrieben, hatte es diesen nur immer an Muße gefehlt, das Verlorene wieder zurückzufodern. Auch Heinrich III., Ludwigs Zeitgenosse, hatte zuviel mit seinen aufrührerischen Baronen zu thun, um auf äußere Eroberungen denken zu können, indessen betrachtete er sich doch noch immer als im bloßen Waffenstillstande mit Frankreich, und widersprach noch ernstlich der förmlichen Abtretung jener Provinzen. Ludwig IX., der lieber einen Theil mit Sicherheit, als das Ganze mit Unsicherheit besitzen wollte, opferte etwas von dem Eroberten auf. Ein päpstlicher Legat leitete die Sache ein, der König von England besuchte den heiligen Ludwig mit seiner ganzen Familie persönlich zu Paris, und hier ward sodann der Friede völlig abgeschlossen. Heinrich III. entsagte für sich und seine Nachkommen auf immer der Normandie und den Grafschaften Anjou, Maine, Touraine und Poitou. Dafür zahlte ihm Ludwig IX. die Summe von 134,000 Livres aus, und überließ ihm Limousin, Perigord, Querci, Agenois und den Theil von Saintonge, der zwischen der Charente und Guyenne liegt, wofür jedoch der jedesmalige König von England dem Französischen, als Pair von Frankreich *), unter dem Titel eines Herzogs von Guyenne, die Huldigung leisten sollte. Heinrich III. unterzog sich dieser Leistung auf der Stelle, und da gerade während seiner Anwesenheit Ludwigs ältester sechzehnjähriger Prinz gleiches Namens starb, so wohnte er dem Leichenzuge desselben bei, und

*) So hießen die zwölf vornehmsten Baronen des Reichs.

half den Sarg auf dem Wege von Paris nach St. Denis eine Strecke weit auf seinen Schultern tragen.

In Ludwigs IX. Regierungszeit fällt auch die Stiftung der Sorbonne, dieses berühmten theologischen Collegiums in Paris, das bis in das vorige Jahrhundert ein so hohes Ansehen behauptet hat. Die eigentliche Gründung geschah 1253, die Bestätigung erfolgte 1267. Der Name stammt von dem ersten Oberaufseher der Anstalt, Robert Sorbon. Ludwig räumte den „armen Magistern," wie sie damals hießen, einige Gebäude zur Wohnung und zum Unterricht ein, die hernach ansehnlich erweitert worden sind. Der berühmteste unter den ersten Lehrern der Sorbonne war der gelehrte Theologe Wilhelm von St. Amour. Im Jahr 1290 besaß das Collegium schon eine Bibliothek von 1000 Bänden (Handschriften).

Die unverschämten Geldverschleppungen der päpstlichen Legaten bewogen den heiligen Ludwig, 1269 ein Reichsgesetz zum Schutz der Kirche unter dem Namen der pragmatischen Sanction ausgehen zu lassen, in welchem der letzte Artikel so lautet: „Sechstens verbieten wir hiemit ausdrücklich die unerträglichen Eintreibungen der von dem Römischen Hof verordneten Geldauflagen der Kirchen unsers Reichs, wodurch besagtes unser Reich elendiglich verarmet ist, wofern solches nicht aus rechtmäßigen und billigen Ursachen, und bei unumgänglichen Nothfällen, auch mit unserer und der Kirchen unsers Reichs freien und ausdrücklichen Bewilligung geschiehet."

---

47. Ludwigs IX. zweiter Kreuzzug und Tod.

(1270.)

Bei aller Frömmigkeit that sich König Ludwig doch in diesem Punkte noch immer nicht genug. Er wollte die Regierung freiwillig niederlegen und in's Kloster gehen. Nur die Vorstellungen seiner Gemahlin, daß er nirgends mehr Gutes stiften könne als auf dem Throne, hielten ihn zurück. Aber noch einen Kreuzzug zur Unterstützung der Christen in Palästina vorzunehmen, von dem Entschlusse war er nicht abzubringen, so übel auch die erste Unternehmung dieser Art abgelaufen war. Mit Bestürzung vernahmen seine Unterthanen die Aufforderung dazu. Es wurden Kopfsteuern gesammelt, die Geistlichen mußten einen Zehnten hergeben, die Genueser übernahmen gegen gute Bezahlung die Fortschaffung und Versorgung des Heeres. Ludwig IX. machte zuvor sein Testament, setzte ein Paar bewährte Männer zu Reichsverwesern ein, nahm abermals zu St. Denis die Oriflamme ꝛc., und schiffte sich am 1. Juli 1270 mit 60,000 Mann zu Aiguesmortes ein. Niemand versprach sich Gutes von dem Unternehmen; der alte Mann war schon so schwach, daß er nicht mehr ohne Hülfe auf's Pferd steigen, noch die volle Rüstung tragen konnte. Noch bestürzter ward das Heer, als man vernahm, daß der Zug zunächst nach Tunis gehen sollte. Diesen Plan hatte des Königs Bruder, Karl von Anjou, König von Sicilien und Konradins Mörder, angegeben, dem der König von Tunis Tribut schuldig war; auch sagte man, dieser Mohammedaner habe dem frommen Ludwig listiger Weise einen Wunsch geäußert, mit guter Art ein Christ zu werden. Genug, die Flotte landete in dieser

Gegend, eroberte das Schloß und die Stadt Karthago, und nahm sodann die Belagerung von Tunis vor. Aber der sehnlich erwartete König von Sicilien blieb aus; die Hitze erzeugte viele Krankheiten, die Feinde, die ihren brennenden Afrikanischen Sand aus Wurfmaschinen auf die Christen schossen, mehrten sich mit jedem Tage; mehrere Französische Herren, unter ihnen des Königs zweiter Prinz und eine große Anzahl anderer Krieger starben in den ersten Tagen, und endlich erkrankte der König selbst so heftig, daß er sein Ende nahe fühlte. Man hat noch einen Aufsatz von ihm, welcher religiös-sittliche Vorschriften für seinen Sohn und Nachfolger Philipp enthält, und den er noch in diesen letzten Tagen eigenhändig geschrieben haben soll *). Er starb in seinem sechs und sechzigsten Jahre, auf einem mit Asche bestreuten Bette, die Hände kreuzweise auf die Brust gelegt, und die Augen gen Himmel gerichtet. Seine letzten Worte waren die Davidischen: „Herr, ich will in dein Haus gehen; in deinem heiligen Tempel will ich anbeten, und deinen Namen verherrlichen."

Von den häuslichen Tugenden dieses seltenen Königs erzählen die gleichzeitigen Schriftsteller rührende Züge. Er hatte eine Anzahl erlesener Freunde, die ganz offen mit ihm sprechen durften, und mit denen er gern scherzte. Er besaß die innigste Liebe seines Volks. Ein alter Ritter Joinville, Seneschall von Champagne, eben einer jener vertrauteren Freunde, der in einer höchst treuherzigen Sprache anziehende Denkwürdigkeiten aus seinem Leben niedergeschrieben hat, nennt ihn nicht anders als nostre bon roy Sainct Loys. Seine Stand-

*) Aus den Worten: „Deinem Vater und deiner Mutter erweise Ehrfurcht, und hüte dich, sie durch Ungehorsam zu erzürnen," möchte man doch schließen, daß dies früher geschehen sey.

haftigkeit in der Ausübung der kindlichen Pflichten, die ihm die unerträgliche Tyrannei seiner Mutter Blanca so sehr erschwerte, war außerordentlich. Diese durch lange Herrschaft verwöhnte Frau konnte sich so schwer entschließen, ihre Ansprüche an ihn aufzugeben, daß sie selbst seine Gemahlin Margarethe überall mit der wüthendsten Eifersucht von ihm zu trennen suchte. Keine Reise konnte er mit der letztern thun, auf der sie sich nicht zwischen beide drängte. Selbst wenn er sie im Schlosse auf ein Stündchen besuchen wollte, mußte er wol erst die Hunde peitschen lassen, damit die Mutter vor dem Geheul seine Tritte nicht hörte. Einst, als die junge Königin krank lag, und die Mutter ihn hinter deren Bett versteckt fand, zog sie ihn hervor, und führte ihn mit dem Bedeuten, daß er hier nichts zu thun habe, zur Thür hinaus. „Mein Gott, rief die Kranke, wollt ihr mich denn meinen Herrn und Gemahl weder im Leben noch im Tode sehen lassen?" und fiel in Ohnmacht. Hierauf kehrte der bekümmerte Gatte zurück, jedoch ohne seiner Mutter auch nur durch einen Blick ihr unanständiges Betragen fühlbar zu machen. Dies ist eben die Königin Blanca aus Castilien, die ihm schon als Säugling, als während eines ihr zugestoßenen Fieberanfalls eine mitleidige Hofdame ihn gestillt, den Finger in den Schlund gebohrt hatte, daß er die fremde Milch wieder von sich geben müssen; aus welchem wahrscheinlich abergläubischen Eigensinn man nachher wer weiß wie viele mütterliche Tugenden gemacht hat.

Bei einem Streite zweier Edelleute, von denen einer dem andern vorwarf, daß er sich über seinen Stand kleide, fällte Ludwig IX. folgendes sehr gesunde Urtheil: „Ein Mann muß immer wohl angezogen gehen, sollte es auch nur seiner Frau zu Gefallen geschehen, und er

muß sich in seiner Kleidung immer so halten, daß verständige Leute nicht sagen, er thue der Sache zu viel, und junge Leute, er thue ihr zu wenig."

Täglich ließ er 120 Arme aus seiner Küche speisen, bediente sie zuweilen selber bei Tische, und entließ sie außerdem noch mit Geschenken. Seine schöne Schwester, die heilige Isabelle, trieb die Frömmigkeit noch weiter. Sie schlug alle Vermählungsanträge aus, um nur mit Gott zu leben. Der Gedanke an den Gekreuzigten und besonders seine Worte: „Kommet zu mir, alle die ihr mühselig und beladen seyd, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig ꝛc" — diese schönen Worte rührten die Prinzessin, so oft sie ihrer gedachte, zu den heißesten Thränen. Oft stand sie früh mit rothgeweinten Augen auf, aß dann wenig, und ging an ihr tägliches Geschäft, Arme zu speisen, zu kleiden und nach des Heilandes Beispiel zu erquicken. Ihr ganzes Vermögen war zu diesem Zweck bestimmt. Immer noch nicht zufrieden mit sich selbst, legte sie sich oft die härtesten körperlichen Büßungen auf, und wenn sie sich zu fasten vorgenommen hatte, mußten ihre Mutter und ihr Bruder oft die seltsamsten Kunstgriffe anwenden, um ihr nur so viel Nahrung einzuzwingen, daß sie nicht verhungerte.

---

48. Ende der Kreuzzüge.

Der verunglückte Zug Ludwigs IX. nach Tunis war der letzte Versuch Abendländischer Christen, ihren Brüdern in Palästina zu Hülfe zu kommen. Undankbarer konnte auch wol keine Bemühung als diese seyn. Jener

seltsame Staat von Tempelherren und Johanniterrittern, Kaufleuten und Soldaten, Priestern und Bettlern, deren verschiedenartiges Bestreben durch die Mannichfaltigkeit der Völker, die sich hier beisammen fanden, noch mehr zersplittert ward, trug nothwendig eben dadurch den Keim seiner Zerstörung in sich. Die Eifersucht rieb sie unter einander selbst auf, und ihr fanatischer Eifer gegen die Mohammedaner vollendete das Werk. Sie konnten sich endlich gegen die letzteren nicht länger halten, und im Mai 1291 fiel Akkon oder Acre, ihr letzter Ort. Was bei der Eroberung desselben nicht umkam, ward in die Sklaverei verkauft, und das Land verfiel wieder in den alten Zustand, in welchem es vorher unter der Herrschaft der Mohammedaner gewesen war.

Man pflegt bei dieser Gelegenheit viel von den Folgen der Kreuzzüge zu sprechen, auch wol die ganze Erscheinung als das landverderbliche, sinnlose Erzeugniß eines unklugen Aberglaubens zu verschreien. Aber nur ein allen großen romantischen und religiösen Gefühlen verschlossenes Gemüth kann die erste Idee, welche die Kreuzzüge in's Leben rief, ohne Rührung und Bewunderung betrachten. Alle Kreuzfahrer nun, die von dieser Idee ergriffen die beschwerliche Reise antraten, haben in der That ihr Leben dadurch geadelt, denn nur in dem Maaße verdient ein Mensch Achtung, als die Ideen edel sind, für die er lebt und stirbt. Die Schlechten aber, die nur aus Rauf- und Plünderungssucht Theil nahmen, würden auch im Vaterlande nichts nützlichers vollbracht haben, und wer von diesen den Beschwerden oder den Feinden erlag, darf kein großes Bedauern erwecken. In der ganzen Masse aber that ein jeder seine Wirkung, zur Emporschwingung nämlich des erschlafften Zeitgeistes und zur Richtung der Gedanken von dem geringfügigen

Einzelnen auf das erhabene Allgemeine. Hier wurden einmal wieder die Völker körperlich und geistig durch einander gemischt; Morgen- und Abendländischer Geist tauschte sich gegen einander aus; der durch die häusliche Einförmigkeit verengte Sinn lernte wieder Welttheile umfassen, und der vielgewanderte Ritter kehrte stolzer und veredelter zurück. Für die Seestädte Italiens, besonders Venedig, Genua und Pisa, ging durch die Kreuzzüge ein ganz neues Leben an. Sie fingen an das Mittelländische Meer zu beherrschen, und bildeten innerhalb ihrer Mauern republikanische Verfassungen aus, den alten Griechischen vergleichbar und reich an den anziehendsten Erscheinungen.

Der Missions- wie der Handelseifer folgte den Kriegerschaaren auf dem Fuße. Der Dominicaner Ascelin ward 1254 vom Papst Innocenz IV. an die Mongolischen Chane geschickt, und nahm seinen Weg durch Persien. Zu denselben reisete schon früher der Franziscaner Johann de Plano Carpini. 1253 ging der Franziscaner Wilhelm Rubruquis als Abgeordneter Ludwigs des Heiligen in die Mongolei. Besonders zeichnete sich aber unter diesen kühnen Wanderern Marco Polo, ein Venetianer, aus, der uns eine sehr merkwürdige Reisebeschreibung hinterlassen hat. Fünf und zwanzig Jahre (1270 — 1295) reisete er in Asien umher, und war der erste Europäer, der bis nach Indien jenseits des Ganges und bis nach China vordrang.

Bei allem Verfall des Griechischen Kaiserthums konnten die Kreuzfahrer doch noch viel neues von den Griechen lernen. Sie brachten von Constantinopel eine verbesserte Kriegskunst, feinere Sitte und manchen Artikel des Luxus mit. König Roger II. von Sicilien nahm 1130 zuerst Seidenarbeiter aus Athen, Korinth und

Theben mit sich nach Palermo, das dadurch die Mutterstadt aller Abendländischen Seidenmanufakturen geworden ist. Von da kam der Seidenhandel in die Lombardei, und von hier wieder über Südfrankreich nach Paris, wo die Lombardischen Kaufleute eine eigene Straße (rue des Lombards) erhielten. Purpur, Teppiche und Hermelin (aus Armenien) wurden gleichfalls erst seit den Kreuzzügen gebräuchlich. Trommel und Horn, und die Sitte, das Pferd zu bepanzern, sind von den Saracenen entlehnt, sogar Kriegsbenennungen, z. B. Admiral (Emir al Omara) nahm man von ihnen an. Das Schachspiel, eine Indische Erfindung, kam durch die Kreuzfahrer zuerst nach Europa. Dämme und Schleusen lernte man in Aegypten kennen. Die Abendländische Gartenkunst verdankt jenen Zügen manche feinere Obstart, und unter den Gemüsepflanzen den Wirsigkohl und die Chalottenzwiebeln.

---

49. England unter Heinrich III.

(1216 — 1272.)

Wir haben dieses Land im vorigen Bande in dem bedeutenden Augenblicke verlassen, wo es seinem Könige Johann die wichtige Magna Charta abdrang. Aber es dauerte lange, ehe sich die Grundsätze des Rechts und der Freiheit, welche dieser Urkunde zum Grunde liegen, in allen Gemüthern befestigten; dies gelang erst nach einer Reihe von Kämpfen, die vorzüglich unter der Regierung von Johanns nächstem Nachfolger vorfielen.

Dieser war sein Sohn, Heinrich III. Er war erst zehn Jahr alt, aber der Graf von Pembroke unterzog

sich der Reglerung, und leistete dem jungen Fürsten dadurch den ersten großen Dienst, daß er den Adel dazu brachte, ihn als König zu erkennen, und daß der Französische Prinz Ludwig, den die mißvergnügten Barone herbeigerufen hatten (Th. IV. S. 506.), zur Verzichtleistung auf die Englische Krone gezwungen ward. Aber leider starb Pembroke, noch ehe der König mündig geworden war, und es folgte ihm Keiner, der Ansehn und Macht genug gehabt hätte, die Ruhe und Gesetzlichkeit im Innern, die er herbeigeführt, zu erhalten. Noch übler war, daß als Heinrich III. im Jahre 1222 durch eine Bulle des Papstes für mündig erklärt ward, sich nur allzubald zeigte, daß er selbst völlig unfähig sey, so schwierigen Verhältnissen zu genügen. Während die Lage, worin er sich befand, tüchtige Kraft, strengen Ernst, kluge Beharrlichkeit erfoderte, war er nur gutmüthig und weich, ohne Thätigkeit und Selbständigkeit und ein Sklave seiner Freunde.

Seine Gemahlin Eleonora, eine Tochter des Grafen von Provence, hatte eine Menge Franzosen in's Land gebracht, und aus diesen wählte er, von der glatten Außenseite bestochen, seine Günstlinge, d. h. seine Beherrscher. Ihnen mußte jeder Mann von Ansehen weichen, damit sie völlig freie Hand am Hofe hätten. Hubert de Burgh, ein trefflicher und treuer Minister, ward abgesetzt, weil er ihnen zu fest widerstand. Die Beschuldigungen waren, er habe sich des Königs Gunst durch Beschwörungen erworben, und aus dem königlichen Schatze einen unverletzlich machenden Edelstein entwandt; ein merkwürdiger Beitrag zur Geschichte der Denkweise jener Zeit. Von jetzt an sprachen die Franzosen am Hofe in einem Tone, den dieses Volk anzunehmen pflegt, sobald es der ihm sonst eignen Höflichkeit nicht mehr zu bedürfen glaubt. Sie schalteten mit den Gütern und Freiheiten

der Engländer nach Belieben, und wenn man sie an die vom König beschwornen Gesetze erinnerte, so fragten sie frech und höhnisch, was die Englischen Gesetze sie angingen, sie bekümmerten sich nicht darum. Der König mußte darüber von dem Adel die bittersten Reden hören, man drohte ihm sogar im Parlament, ihn mit sammt seinen Franzosen aus dem Lande zu jagen. Er gab nach, machte sich aber dadurch nur verächtlicher.

Ein nicht geringeres Uebel für das Land als die Franzosen, waren die Italiener, welche der Papst, wie wir wissen, Haufenweise nach England schickte, um die dortigen Pfründen mit ihnen zu besetzen, und durch die dafür geleistete Bezahlung seine Schatzkammer zu bereichern. Es konnte auch Jemand mehr Pfründen als eine besitzen, nur versteht sich, daß er dafür der päpstlichen Kammer eine ansehnlichere Abgabe geben mußte. Auf gleiche Weise erkaufte man sich auch die Erlaubniß, die Geschäfte irgend einem armen, schlecht besoldeten Vicar zu überlassen, und die Einkünfte an den Höfen der Könige oder gar in Rom im Glanz eines Fürsten zu verprassen. Der königliche Hofprediger Mansel in London soll 700 Pfründen zu gleicher Zeit besessen haben. Auch der anderweitigen Erpressungen, welche Innocenz IV. übte, ist schon gedacht. Er trieb die Einkünfte aller unbesetzten Kirchenbedienungen ein, den Zwanzigsten von allen Pfarrstellen ohne Ausnahme, den dritten Theil von allen, die jährlich mehr als hundert Mark eintrugen, und die Hälfte von den Einkünften Derer, die sich nicht an dem Orte ihrer Pfründen befanden. Er eignete sich die Güter aller ohne Testament verstorbenen Geistlichen zu, er foderte alles durch Wucher erworbene Geld, nahm nach Belieben Abgaben von dem Volke, und wenn der König einmal eine Vorstellung dagegen machte, so

drohte er ihm mit denselben Strafen, die er über den Kaiser Friedrich hatte ergehen lassen. Ein Besuch eines päpstlichen Legaten war auch hier immer wie eine Landplage zu betrachten. Von einem derselben, der 1240 unter allerlei Vorwänden durch List und Drohungen von den Prälaten und Klöstern ungeheure Summen erpreßt hatte, sagte man, er habe mehr Geld aus dem Königreiche gezogen, als darin gelassen. Nicht lange vor diesem hatte ein anderer den Geistlichen ihre Einkünfte abgefodert, ehe sie dieselben noch selbst eingezogen hatten; weil aber der Papst das Geld sehr nöthig brauchte, so sandte er gleich Italienische Wucherer mit, die den Pfarrern das Fehlende zu ungeheuren Zinsen vorstrecken mußten. Vier Jahre nach jenem ersten kam schon wieder ein anderer Legat mit einer Menge Bannbullen, die er sogleich mit dem Namen derjenigen Priester ausfüllen durfte, welche die neuen Abgaben nicht bezahlen würden.

Zu diesem vielfachen Druck, unter welchem das Englische Volk unter Heinrich III. seufzte, kamen auch, was mehr als Armuth und Beleidigungen niederschlägt, unaufhörliche Kränkungen der Volksehre. In den Streitigkeiten mit Frankreich, kündigte Heinrich Ludwigen IX. den Krieg an, und setzte mit einem Heere nach Guienne über, ward aber bei Taillebourg (1242) geschlagen, und kehrte mit Schimpf zurück *). Ehe noch Karl von Anjou sich auf die Eroberung Neapels einließ, bot Innocenz IV. dasselbe Heinrich III. für seinen Sohn Edmund an. Heinrich war unvorsichtig genug, sich ohne Befragung seines Parlaments auf diesen mißlichen Handel einzulassen, und dem Papste mit vollem Vertrauen

*) Des Friedens, den er 1259 mit Ludwig schloß, ist oben (S. 63) gedacht.

alle zur Gewinnung der Neapolitaner erfoderlichen Maaßregeln anheim zu stellen. Innocenz und sein Nachfolger Alexander IV. fingen alsbald auf seine Kosten mit Manfred den Krieg an, und berechneten ihm nach kurzer Zeit eine ungeheure Schuldenlast, zu deren Bezahlung abermals das Land mit unerschwinglichen Abgaben beschwert werden mußte, und die doch, wie wir wissen, ganz unnütz verschwendet waren.

Eben so schlecht berechnet war auch die Unternehmung seines Bruders Richard von Cornwall, von der wir in der Deutschen Geschichte gehört haben. Dieser reichste Vasall von England erschöpfte sich so sehr, daß er genöthigt war, zuletzt sogar alle seine Holzungen in der Grafschaft Cornwall fällen zu lassen, um nur die Habsucht der geistlichen Fürsten in Deutschland befriedigen zu können, und das Alles für eine Krone, die ihm nichts als einen leeren Titel gewährte, um deswillen er in England nicht mehr geehrt ward als zuvor.

Diese und viele andere unweise Schritte brachten die Regierung bei den Regierten in die tiefste Verachtung. Die Baronen scheueten sich nicht, dem König in den Parlamentsversammlungen die herbsten Wahrheiten zu sagen. Sie beklagten sich sogar, daß selbst die Lebensmittel, die in seiner Haushaltung gebraucht würden, die Kleider, welche er und seine Bedienten trügen, vor allem aber der Wein, den diese tränken, den Kaufleuten mit Gewalt und ohne alle Bezahlung weggenommen seyen, und daß aller Handel aufhöre, aus Furcht vor den Räubern, die sich für königliche Diener ausgäben.

Der schwache König war gerührt von diesen Vorstellungen, und versprach Besserung, allein die Baronen verlangten eine neue Bestätigung des großen Freiheitsbriefes auf eine feierliche und zuverlässigere Art. Die

sämmtliche hohe Geistlichkeit schloß demnach einen Kreis um ihn. Der Freiheitsbrief ward bei Fackelschein vorgelesen, und der Bann auf Jeden gewälzt, der ihn brechen würde; hierauf warfen sie alle ihre Fackeln auf den Boden und riefen: „So möge die Seele dessen, der dieses Urtheil auf sich ladet, in der Hölle stinken und umkommen!" Der König setzte hinzu: „Mit Gottes Hülfe will ich alles dieses unverletzt halten, so wahr als ich ein Mensch, ein Christ, ein Ritter und ein König bin." Allein dieser Vorsatz war eben so schnell vergessen als gefaßt.

Drei Jahre nachher (1258) versammeln sich die Baronen eigenmächtig auf Antrieb Simons von Montfort, Grafen von Leicester, und fassen den Entschluß, den König zur Haltung der Gesetze zu zwingen. Sie erscheinen bewaffnet im Parlamente, und verlangen von ihm die Abstellung aller Beschwerden. Er bewilligt ihnen eine Zusammenkunft zu Oxford, 11. Juni 1258. Hier werden vier und zwanzig Barone gewählt, und ihnen die Verbesserung der Verfassung aufgetragen. Sie entwerfen eine Anzahl neuer Gesetze, zwingen den König, seine vier Brüder auf kurze Zeit zu verbannen, setzen alle königliche Beamte ab, und wählen andere aus ihrer Partei; endlich verordnen sie, daß alle Jahr drei Parlamente gehalten werden, in der Zwischenzeit aber ein Ausschuß von zwölf Baronen die ganze Gewalt des Parlaments haben, und zugleich den König beobachten solle. So war die Monarchie umgeworfen, und die völlige Aristokratie eingeführt. Der König hatte Alles unterschreiben und beschwören müssen.

Allein man kann leicht denken, daß ein aus so vielen Köpfen zusammengesetztes Reich nicht lange habe unter sich eins seyn können. Sie zerfielen unter einander

selbst, und die Unruhen wurden noch größer. Das Volk murrte laut, und fiel dem König wieder zu. Dieser ließ sich 1262 von dem Papste seines Eides entbinden, und erklärte, daß er die Regierung wieder übernommen habe. Nun war der bürgerliche Krieg da. Das Volk in London, das immer vom Könige am meisten gedrückt worden war, stand in Masse auf und schlug sich zu den Baronen. Auch der König von Wales verband sich mit den Mißvergnügten, und fiel mit einem Heere ein. Die königlichen Domainen wurden verheert, die Juden todtgeschlagen, und nebenher auch christlicher Kaufleute Häuser geplündert. Der Kronprinz Eduard ward gefangen genommen, und der König sah sich genöthigt, einen dem königlichen Ansehn sehr nachtheiligen Vergleich einzugehen, dessen einziger Vortheil für ihn der war, daß sein Sohn wieder frei ward, der sogleich für die Wiederherstellung des königlichen Ansehns den Kampf erneuerte. Da aber das Gleichgewicht der Kräfte keine Entscheidung herbeiführte, so kamen endlich beide Parteien überein, ihre Sache dem schiedsrichterlichen Ausspruche des durch seine Frömmigkeit und Gerechtigkeit viel gepriesenen Französischen Königes Ludwigs IX. zu überlassen. Der fromme König berief hierauf seine Großen nach Amiens (1264); hier, in Gegenwart des Königs von England und eines Sohnes von Leicester, untersuchte er die Sache, und entschied endlich, die königliche Würde solle wieder hergestellt, und der Oxfordsche Vergleich daher aufgehoben, aber auch die Freiheit des Volks aufrecht erhalten und allen Aufrührern verziehen werden. Mit diesem Ausspruch war der Graf von Leicester nicht zufrieden. Er verwarf ihn, und griff wieder zu den Waffen. Der bürgerliche Krieg ward mit empörender Verheerungssucht geführt. Endlich sollte eine Hauptschlacht bei Lewes in

Sussex entscheiden (14. Mai 1264), bei der Leicesters kriegerische Kunst den Ausschlag gab. Das königliche Heer ward geschlagen, und Heinrich III. selbst nebst seinem Bruder, dem Römischen König Richard, gefangen. Leicester war vollkommen der Mann, die so schwierige Rolle, in die er sich jetzt verwickelt sah, mit Kraft und Besonnenheit durchzuführen. Noch auf dem Schlachtfelde ward ein Vergleich geschlossen, kraft dessen die beiden Könige und alle andere Gefangene losgelassen, der Kronprinz dagegen als Geisel in Leicesters Hände gegeben, und der ganze Streit durch Schiedsrichter, die der König von Frankreich ernennen würde, beendigt werden sollte. Prinz Eduard ließ sich demnach ruhig in das Schloß zu Devonshire bringen, aber sein Vater und Oheim wurden darum nicht freigegeben. Vielmehr führte sie Leicester überall mit sich herum, und brauchte den königlichen Namen zu allen seinen Verordnungen. Die königlichen Truppen wurden zwar losgelassen, aber entwaffnet. Alle königliche Schlösser wurden mit Geschöpfen des Siegers besetzt, und überall neue Obrigkeiten mit willkührlicher Gewalt angeordnet. Um sich in den Besitz großer Mittel zu setzen, zog er die Güter von achtzehn Baronen ein, ließ sich ungeheure Lösegelder und Abgaben bezahlen, und gab sogar den Englischen Seeräubern gegen ein Drittel von der Beute die Erlaubniß, alle fremde Schiffe wegzunehmen, welches eine Zeitlang den Handel völlig aufhob. Am 20. Jan. 1265 versammelte er ein neues Parlament zu London, und berief dazu, außer den Baronen und Geistlichen seiner Partei, zuerst zwei Ritter aus jeder Grafschaft, und aus jedem Flekken einen Abgeordneten, worin sich der erste Keim des sogenannten Unterhauses zeigte, welches in der Folge das

wesentlichste Werkzeug der Englischen Freiheit ward *). Diesesmal mußte es dazu dienen, Leicesters gewaltsame Maaßregeln zu bestätigen.

Der tapfere Prinz Eduard gab diesen verworrenen Angelegenheiten eine glückliche Wendung. Er entsprang durch List aus seiner Haft, warb ein Heer, schlug und tödtete den kühnen Leicester in einer großen Schlacht bei Evesham, 4. Aug. 1265, und erwarb sich nun durch seine seltene Schonung so sehr das Vertrauen des nach Ruhe lechzenden Volkes, daß jeder gern zur alten Ordnung zurückkehrte. Kein Blut floß auf dem Schafot; die Söhne Leicesters wurden bloß verbannt, die Geldstrafen waren mäßig, das so ungehorsame London erhielt alle seine Freiheiten wieder. Um des trefflichen Sohnes willen vergaßen die Engländer alle Schwächen des Vaters, und unterwarfen sich ihm mit neuen Hoffnungen. Der Prinz Eduard aber, nachdem er sein Vaterland beruhigt, zog voll ritterlicher Schwärmerei den Französischen Kreuzfahrern 1270 nach Tunis nach, und da er den heiligen Ludwig nicht mehr am Leben fand, so ging er allein weiter nach Palästina, wo er den Ritterorden eine Zeitlang so tapfern Beistand gegen die Saracenen leistete, daß diese den jungen Fürsten durch einen Meuchelmörder wollten aus dem Wege räumen lassen. Sein Vater hielt indessen mit schwacher Hand die Zügel der wiedergewonnenen Herrschaft, und starb noch vor der

---

*) Diese Abgeordneten der Städte waren anfangs bloß da, um die neuen Abgaben zu bewilligen; nur allmählig wagten sie es, für ihre Geldbewilligungen dem Könige auch ihre Beschwerden vorzulegen und Abhülfe zu fodern. Ihre volle Wichtigkeit erhielten sie erst, als die Abgeordneten des Landadels sich mit ihnen verbanden, und so beide in einem Hause vereinigt gegen Geistlichkeit und hohen Adel ein Gegengewicht bildeten. Diese vollständige Absonderung und Gestaltung des Unterhauses fällt aber erst unter die folgenden Regierungen, besonders Eduards III.

Rückkehr seines Sohnes am 16. Nov. 1272 im vier und sechzigsten Jahre seines Alters.

Von dem bürgerlichen Elende und der allgemeinen Unsicherheit in diesem Zeitraume mag nur folgender Vorfall zeigen: Im Jahre 1249 kamen zwei Brabantische Kaufleute zum König und klagten ihm, daß einige Herren von seinem Gefolge ihnen alle ihre Güter geraubt hätten, daß dergleichen Räubereien alle Tage vorfielen, und daß man dagegen keine Gerechtigkeit erlangen könne, weil auch die meisten Richter mit den Räubern im Bunde ständen. Sie baten daher, ihnen den Zweikampf zu erlauben. Der König verwies sie an ein Geschwornengericht. Dies sprach die Räuber wirklich frei. Hierauf ließ der König die Geschwornen gefangen nehmen und die Sache von anderen Geschwornen untersuchen. Diese fällten, die Strafe fürchtend, ein gerechtes Urtheil. Die Verbrecher entschuldigten sich mit der Noth, weil sie vom Könige keinen Unterhalt bekämen. Es war zu jener Zeit nichts seltnes, daß ganze Dörfer von solchen Räubern ausgeplündert wurden. — Wenn der König Geld brauchte, preßte er gewöhnlich die Juden aus. Oft mußte einer allein auf 4000 Mark geben, und wenn sie nicht geben wollten, wurden sie durch Martern gezwungen. Das so hart gedrückte Volk suchte seine Entschädigung in hohen Zinsen, die es oft bis auf funfzig von hundert getrieben haben soll.

---

50. Spanien und Portugal.

Die christlichen Staaten der Pyrenäischen Halbinsel Castilien, Leon, Navarra, Aragon, Barcelona (Th. IV. S. 346.), bilden eine kleine für sich bestehende Welt, die

in

in ihrem Innern genugsam beschäftigt, in wenige Berührungen mit den übrigen Staaten des westlichen Europa kam. Alle Kräfte waren fortwährend auf den hartnäckigen Kampf gegen die Araber gerichtet, die gegen die Christen immer mehr in Nachtheil traten, seitdem die Auflösung des Omijadenstaates das Arabische Spanien in eine Menge kleiner Herrschaften zersplittert hatte. Unter diesen war der über das vereinigte Cordova und Sevilla regierende Herrscherstamm der mächtigste, aber auch er vermochte nicht mehr sich gegen die Castilier zu halten, als diese Toledo erobert hatten (1085), so daß — trotz dem, daß das christliche Spanien nicht minder getheilt war und die Theile oft feindselig gegen einander aufstanden — die Arabische Herrschaft in Spanien sich rascher ihrem Ende würde genähert haben, wenn nicht der Mohammedanismus sich aus Afrika immer wieder erfrischt hätte.

Die Nordküste dieses Welttheils war im elften Jahrhundert unter die Zereiden, die östlich, und die Morabethen oder Almoraviden, die westlich hauseten getheilt. Jusuf, ein mächtiger und berühmter Herrscher der Letzteren, der Marocco erbauet, ward von dem Könige von Sevilla zu Hülfe gerufen. Jusuf erschien, aber zum Lohn für den Sieg, den er über die Christen erfochten hatte, eroberte und unterwarf er das Arabische Spanien sich und seinem Reiche. So bekamen die Feinde des christlichen Glaubens neue Stärke, welche aber nicht den Muth der Christen niederschlug, sondern ihre Aufmerksamkeit nur erhöhete. Die Könige von Aragonien drangen gerade damals aus ihren Gebirgen hervor, und Alfons I. erweiterte sein kleines Besitzthum durch Huesca, Tudela und durch das vor allem wichtige Saragossa (1118). Der König von Castilien, Alfons VI. (gest. 1109), gab

damals alle im heutigen nördlichen Portugal gemachte Eroberungen mit der Hand seiner natürlichen Tochter Therese an den Grafen Heinrich von Burgund (vom Capetingischen Königsstamme), der ihm zu Hülfe geeilt war, als ein von Castilien abhängiges Fürstenthum, mit der Bedingung, daß er jedesmal auf Verlangen des Castilischen Königes die Waffen ergreifen sollte. Als endlich Alfons VII., König von Leon und Castilien, dem die Könige von Aragonien und Navarra, die Grafen von Barcelona und Toulouse huldigten, sich auf einer feierlichen Versammlung zu Leon zum Kaiser von Spanien ausrufen ließ (1135), schien er dabei den Gedanken zu haben, alle christliche Kräfte der Halbinsel zu einem engern und eben dadurch kräftigern Ganzen zu vereinigen.

Indeß war dieses Kaiserthum von kurzem Bestande. Schon bei Alfonsens Lebzeiten fingen die Kämpfe der christlichen Staaten unter einander wieder an; selbst sein Lehnsmann der Graf von Portugal machte sich unabhängig, nahm die Königswürde an, und vermehrte dadurch nur die Verwickelung der inneren Fehden; bei seinem Tode aber (1157) theilte Alfons sogar das von ihm unmittelbar beherrschte Reich in zwei Theile: Leon, mit Asturien und Galicien; und Castilien, wozu Burgos, Biscaya und Toledo gehörten. Dagegen wurden Aragonien und Barcelona vereinigt. Als nämlich Alfons I., der in neun und zwanzig Schlachten gesiegt hatte, beim Versuch, Fraga zu erobern, eine Niederlage erlitt und sein Leben verlor (1134), folgte ihm sein Bruder Ramiro, der seit vierzig Jahren in einem Kloster gelebt. Zum Herrschen und Kämpfen ungeschickt, legte er schon nach drei Jahren die Regierung Aragoniens nieder, und überließ sie dem Grafen Raymund von Barcelona, der sich

künftig mit seiner damals zweijährigen Tochter Petronella vermählen sollte.

Zum Vortheil der Christen schlug auch sehr aus, daß nach dem Gange, welchen die Arabischen Reiche immer genommen, die schnell entstandene Macht der Almoraviden oder Morabethen schon wieder eben so schnell von einem mächtigen Feinde in Afrika untergraben ward. Dieser neue Feind waren die Muahedim (Almohaden), d. h. die Bekenner der wahren Religion, welche mit der Kraft der Lehre und den Waffen die Herrschaft der Almoraviden untergruben, und schon 1146 durch Eroberung von Marocco dem Reiche und dem Stamme derselben ein Ende machten. Als die Muahedim, welche bisher durch diese Angriffe die Aufmerksamkeit der Almoraviden von Spanien abgezogen, und den Christen Muße gewährt hatten, im sichern Besitz des westlichen Afrika waren, erschienen sie selbst in Spanien, um der Herrschaft der Morabethen auch hier ein Ende zu machen, aber auch um ihren bedrängten Glaubensgenossen Hülfe zu leisten. Die Christen wurden aus einigen Eroberungen wieder vertrieben, Toledo sogar von den Arabern, doch vergeblich, belagert (1193), und Mehemed al Nasr führte ein Heer von 600,000 Mann nach Spanien, um einen großen Schlag auszuführen.

In dieser Noth wirkte das allgemeine Haupt der Christenheit, der damalige Papst Innocenz III., mit Kraft und Segen. Er gebot den christlichen Fürsten Spaniens Eintracht und Friede, und verstärkte ihre Kräfte durch einen Kreuzzug, den er predigen ließ. So erfochten die vereinigten Könige von Castilien, Aragonien und Navarra auf der Ebene von Tolosa (1212) jenseits der Sierra Morena, durch deren Päße ein Schäfer ihnen einen sichern Weg gezeigt, einen der allerglänzendsten

Siege *). Fast an 200,000 Araber blieben auf dem Schlachtfelde, und von der ganzen Masse der 600,000 Mann kamen nur wenige nach Afrika zurück. Die Arabischen Geschichtschreiber selbst sehen diese Schlacht als eine Hauptursache des Verfalls ihres Reiches in Spanien an.

Die nächste Folge dieser Niederlage war, daß, da auch in Afrika Erschütterungen folgten, die Herrschaft der Muahedim in Spanien sich auflösete und zersplitterte. Zwar versuchte nun noch einmal ein kräftiger Mann, Aben Hud, ein Abkömmling der alten Könige von Saragossa, der sich zum Herrn von Sevilla, Granada und Murcia gemacht hatte, sich aller Mohammedanischen Staaten in Spanien zu bemächtigen und dadurch eine Kraft zu bilden, welche den immer gewaltigern Strom der christlichen Herrschaft in ein engeres Bette zurückzudrängen vermöchte; aber die Könige von Leon und Castilien merkten seine Absicht, und ließen ihm nicht Zeit sie auszuführen. Bei Merida gewann Alfons IX. von Leon einen Sieg über ihn (1230), der um so glänzender war, weil die Christen gegen eine sehr überlegene Macht mit einem kleinen Haufen gefochten hatten. Aben Huds Ermordung, welche bald darauf erfolgte (1236), vernichtete vollends alle Besorgnisse von dieser Seite; die Zersplitterung und Zerstückelung der Arabischen Herrschaft trat wieder ein, wogegen das christliche Spanien, zu zwei bedeutenden Hauptmassen zusammengewachsen, seinen Kräften eine festere Richtung geben konnte.

Diese beiden Hauptmassen waren und blieben nun Aragonien und Castilien. Navarra, das dawals (1234)

---

*) In dem Briefe an den Papst Innocenz heißt es, man habe aus dem Holze der Arabischen Lanzen große Haufen aufgethürmt.

unter die Herrschaft eines Französischen Fürsten, des Grafen von Champagne, kam *), ward, zwischen den beiden größeren Massen eingeklemmt, ein unbedeutender Punkt. Die oben erzählte Vereinigung Barcelona's mit Aragonien hatte diesem Staate eine solche Stärke gegeben, daß Raymund (gest. 1165) und Alfons II., Beide das Schrecken der Mauren, das eigentliche Aragonien durch beträchtliche Eroberungen noch vergrößert hatten **). Jetzt ward auch Castilien mit Leon wieder vereinigt unter Ferdinand III. (1230), der zugleich für die Zukunft die Untheilbarkeit des Landes und die Erstgeburt in der Nachfolge festsetzte.

Beide Staaten benutzten nun die Schwäche und Verwirrung nach Aben Huds Tode mit großem Vortheil. Ferdinand III. von Castilien, griff das mächtige Cordova an, an dessen Besitz, weil es immer die Hauptstadt der Arabischen Herrschaft gewesen war, bei den Mohammedanern der Glaube von der Fortdauer ihres Bestehens haftete. Vergebens thaten die Einwohner den heftigsten Widerstand, Cordova mußte sich am 29. Juni 1236 den Christen ergeben, nachdem es 522 Jahre in den Händen der Ungläubigen gewesen war ***).

---

*) Sancho VII., König von Navarra, hatte Jacob von Aragonien zu seinem Erben eingesetzt, dieser leistete aber zu Gunsten des rechtmäßigen Erben Verzicht.

**) König Alfons II. von Aragonien (gest. 1196) hatte auch Besitzungen in Frankreich, z. B. Roussillon, auch die Provence, damals noch ein Lehn des Deutschen Reichs (vgl. oben S. 35.); das letztere Besitzthum überließ er zwar bei seinem Tode, seinem jüngern Sohne Alfons, aber sein älterer Sohn Peter II., sein Nachfolger in Aragonien, Catalonien und Roussillon, erwarb Montpellier. Diese Besitzungen verwickelten freilich diese Herrscher in anderweitige Händel. Daß Peter II. in den Albigenserkriegen sein Leben verlor (1213), ist schon erzählt (Th. IV. S. 489.)

***) Als Ferdinand von dieser Unternehmung durch die Stadt Palencia kam, steckte er mit eigner Hand, zur Ehre Gottes

Die Bestürzung über diesen Verlust war außerordentlich. Bald folgte ein neuer Schlag. Jacob I. von Aragonien (Peters II. Nachfolger), der Majorca den Arabern entrissen und das Königreich Valencia schon vielfach heimgesucht hatte, rückte endlich vor die Hauptstadt gleiches Namens, deren Besitz nicht minder ein großer Gewinn und Preis schien. Der Papst Gregor IX. ließ einen Kreuzzug predigen, und aus Frankreich und England strömten kriegslustige Haufen herbei, an diesem wichtigen Unternehmen Theil zu haben. Die Araber machten den Belagerern zwar jeden Schritt streitig, aber diese kamen auch mit derselben Beharrlichkeit Schritt vor Schritt weiter; als alle Außenwerke erobert waren, und drinnen alle Lebensmittel fehlten, ergab sich Valencia (1238). Funfzigtausend Einwohner zogen mit ihrem Könige aus der Stadt. Alle Araber mußten bald nachher mit ihren Habseligkeiten das ganze Königreich räumen.

Kaum hatten die Araber Zeit sich von ihrem Schrekken zu erholen, als schon neue Unglücksfälle sie erschütterten, zum Theil durch ihre Schuld herbeigeführt. Abu Said, der sich zum Herrn von Granada aufgeworfen, um die Rolle des Aben Hud zu erneuern, erregte durch seine Gewaltthätigkeiten einen Aufstand gegen sich, floh zum König Ferdinand, und erkaufte sich eine Unterstüzzung zu seiner Rückkehr durch harte Bedingungen. Er übergab die schon früher einmal in den Händen der Christen gewesene Stadt Jaen, versprach seine Einkünfte mit ihm zu theilen und sein Vasall zu seyn.

---

wie er glaubte, einen Scheiterhaufen an, auf welchem der Bischof des Orts einige Ketzer verbrennen ließ. Wegen seines Ketzereifers ist er auch 1671 vom Papst Clemens X. unter die Heiligen versetzt worden.

Ferdinand, durch diesen Vertrag nicht bloß vor seinem Feinde gesichert, sondern verstärkt, denn der Mauri-sche Fürst mußte auch ein Hülfsheer senden, wandte nun seine Waffen gegen Sevilla, die Hauptstadt eines kleinen Königreiches (1247). Sein Landheer rückte vor diesen Ort, seine Flotte besetzte den Ausfluß des Gua-dalquivir. Von beiden Seiten wurden die ungeheuersten Anstrengungen gemacht; nur erst der gänzliche Mangel an Lebensmitteln nöthigte die Belagerten nach einem sech-zehnmonatlichen Widerstande zur Uebergabe (1248). Die Bewohner erhielten wie gewöhnlich die Erlaubniß, mit ihren Habseligkeiten nach einigen Städten (San Lucar, Niebla), die man ihnen ließ, abzuziehen *). Denn alle anderen Festungen und Städte fielen mit der Hauptstadt in die Hände des Siegers, der endlich durch einen An-griff auf Afrika selbst den Quell aller frischen Kräfte des Feindes verstopfen wollte, als ihn der Tod über-raschte (1252).

Die Ausführung dieses fruchtbaren Gedankens, die Araber in Afrika selbst anzugreifen, überließ er seinem Sohne und Nachfolger Alfons X. dem Weisen. Aber es war nur Gelehrsamkeit **), welche dieser besaß, nicht

---

*) 100,000 Menschen zogen auf diese Weise fort, die mei-sten gingen indeß nach Afrika hinüber. Man sieht aber aus spä-teren Begebenheiten, daß nicht alle Araber abgezogen waren.

**) In dieser Hinsicht hatte er manches Verdienst. Er er-weiterte 1254 die Freiheiten der Universität zu Salamanca, und errichtete daselbst zwei neue Lehrstühle für die Naturlehre und ei-nen für die Musik. Um die Landessprache in Aufnahme zu brin-gen, die unlängst von den Dichtern zuerst bearbeitet worden war, verordnete er 1260, daß alle öffentliche Urkunden in derselben ver-faßt werden sollten. Auch eine allgemeine Chronik von Spanien ließ er schreiben, die wir zum Theil noch haben. Auf seine Ko-sten wurden ferner astronomische Tafeln verfertigt, die den Stern-kundigen noch jetzt unter dem Namen der Alphonsinischen bekannt sind. Er selber beschäftigte sich mit Musik, Dichtkunst, Stern-

die wahre Weisheit, welche das Rechte und Wahre im Leben mit Sicherheit zu ergreifen und zu vollstrecken lehrt. Vielmehr ist seine Regierung durch eine Reihe innerer, von ihm selbst zum Theil erzeugter und über seine Lebenszeit hinaus daurender Unruhen erfüllt. Anfangs schien er den Gedanken zu dem Afrikanischen Kriege mit großer Lebendigkeit zu ergreifen. Der Papst gab ihm den vierten Theil des Kirchenzehnten, er selbst vermehrte seine Schätze durch Ausprägung geringhaltiger Münzen, und ließ auch in Sevilla Schiffe bauen. Aber bald vertauschte er diesen Plan mit einem andern, der auf keine Weise seiner Lage und Stellung angemessen war.

Er wollte nämlich, wie wir schon aus der Deutschen Geschichte wissen, Römisch-Deutscher Kaiser werden. Wie erfolglos dies gewesen, haben wir dort gesehen, aber wie nachtheilig es auf sein Castilisches Reich zurückwirkte, lehrt die Spanische Geschichte. Indem er alle seine Schätze zu diesem Zwecke verschwendete, drückte er seine Spanischen Unterthanen durch Auflagen und durch die Verwirrung, die er in allem Verkehr und Handel anrichtete, erst, indem er geringhaltige Münzen ausprägte, und dann wie er der Theurung, die als natürliche Folge davon entstand, durch Festsetzung eines bestimmten Preises steuern wollte. Die Unzufriedenheit, welche hierdurch erregt ward, wurde um so gefährlicher, weil in allen diesen Staaten der Pyrenäischen Halbinsel, und also auch in Castilien, sich aus dem Gang ihrer in fortwährenden Kämpfen und Kriegen entwickelten Bildung, der Kriegerstand oder der Adel große Reichthümer,

---

kunde, Sterndeutung, und jener mystischen Naturlehre, die seine Arabischen Nachbarn damals so sehr in Aufnahme gebracht hatten. Aber, sagt Mariana, indem er die Sterne beschauete, verlor er die Erde.

Freiheiten und Vorrechte erworben hatte. Die drei Ritterorden — der von Calatrava 1157, der Orden von St. Jago 1175 und der von Alcantara 1219 gegründet — die sich als freie Verbrüderungen für einen Kampf, der eine allgemeine Angelegenheit und die selbstgewählte Aufgabe aller Einzelnen war, gebildet hatten, machten eine fast unabhängige Macht aus. Daneben hatten sich auch die wichtigen Städte nicht minder Macht und Freiheit erworben. Diese Kräfte konnten bei jeder Spannung im Innern eine wichtige Rolle spielen, und den König schwer bedrängen, wo er die Meinung und die Neigung wider sich hatte.

Dies war jetzt der Fall. Viele Große, durch Alfonsens Härte, Willkühr und Habsucht aufgebracht, entzogen ihm den Gehorsam; selbst sein Bruder Heinrich wiegelte Feinde gegen ihn auf, und scheuete sich nicht, mit dem Maurischen Fürsten von Niebla Gemeinschaft zu machen; doch wurde diesesmal der innere Krieg unterdrückt. Es brach aber 1270 ein neuer Zwist aus, wo sich sein vierter Bruder Philipp wieder an die Spitze der Mißvergnügten stellte, unter denen sich fast der größte Theil des Adels befand. Mit Mühe beschwichtige Alfons die Großen, die diesesmal zum Arabischen Könige von Granada ihre Zuflucht genommen hatten; er versprach ihnen nämlich die Erfüllung ihrer Foderungen, weil er damals gern noch mit dem Papste über seine Kaiserkrone persönlich in Frankreich unterhandeln wollte. Nach seiner Rückkunft von dieser Reise fand er seinen ältesten Sohn Ferdinand de la Cerda mit Hinterlassung zweier Söhne, Alfons und Ferdinand, gestorben.

Dieser Todesfall wurde die Ursach langjähriger Verwirrungen für das Castilische Reich; denn des Königs zweiter Sohn Sancho foderte jetzt, daß ihm mit

Uebergehung seiner beiden Neffen die Thronfolge versichert werde. Der König überließ die Entscheidung der Sache einer Versammlung der Stände, deren Ausspruch zu Gunsten Sancho's ausfiel; die Wittwe des ältern Bruders floh zum Könige von Aragonien, und auch der König von Frankreich, Philipp III., nahm sich ihrer als ein naher Verwandter an. Das Eingreifen dieses Fürsten war um so wichtiger, weil die Erbin von Navarra mit dem Französischen Thronerben vermählt werden, und dieses Reich, auf welches übrigens die Könige von Castilien und Aragonien gleichfalls Ansprüche machten, an Frankreich kommen sollte. Da Alfons der Weise zugleich einige Vorliebe für seine Enkel zeigte, wenigstens von Zeit zu Zeit, so gerieth er dadurch mit seinem Sohn Sancho allmählig in einen Zwiespalt, der die große Kränkung für den Vater herbeiführte, daß der Sohn ihn in einer Versammlung der Stände für wahnwitzig und der Regierung für unfähig erklärte.

Alfons ward von Allen verlassen, er fand nur in der Stadt Badajoz Zuflucht, und Theilnahme bei dem mächtigen Könige von Marocco und dem Papste Martin IV., welcher über den aufrührerischen Sohn den Bann aussprach; Kummer und Gram endeten mitten unter diesen Zerrüttungen Alfonsens Leben (1284).

Seine Regierung hatte auch die Mauren auf's neue ermuthiget. Nachdem in den ersten Jahren derselben von den Christen einige Eroberungen gemacht waren, vereinigten sich die Könige von Granada und Murcia, um mit gemeinsamer Anstrengung die letzten Trümmer der Arabischen Herrschaft zu behaupten. Der erste Versuch mißglückte; der König von Granada mußte um Gnade bitten (1265), auch dem Könige von Castilien einen jähr-

lichen Tribut von 250,000 Dukaten versprechen. Der König von Murcia erkannte sich gleichfalls als Vasall von Castilien, und gab jährlich den dritten Theil der Einkünfte.

Dieser mißlungene Versuch hielt sie indeß nicht ab, als die oben erwähnte zweite Empörung in Castilien, die des Don Philipp, ausbrach, diese Verwirrungen und die Abreise Alfonsens nach Frankreich (1274) zu benutzen. Aber von dem ersten Male her der Schwäche ihrer Kräfte eingedenk, suchten sie da Hülfe, wo ihre Vorfahren sie so oft gefunden, nämlich in Afrika. Dort herrschten an den nördlichen Küsten nach dem Untergang der Almohaden die mächtigen Mereniden *) in Fez und Marocco.

Die Spanischen Könige wandten sich an den damaligen König dieses Reichs, Jacob, welcher dem Rufe folgte. Mit 17,000 Reitern und zahlreichem Fußvolke schiffte er sich nach Spanien ein, und erschien auf der Stätte des Kampfes. Die Christen wurden geschlagen. Don Sancho, Erzbischof von Toledo, Sohn des Königs von Aragonien, brachte in aller Eil ein Heer zusammen, um diese Schmach zu rächen. Aber er zog sich nicht nur neue Schmach, sondern auch den Tod zu, denn sein Heer ward besiegt, er selbst gefangen genommen; bald erhob sich ein Streit zwischen den Spanischen und Afrikanischen Arabern, wer ihn behalten sollte, und schon wollten sie es zum Kampf darüber kommen lassen, als Ebn Attar, Statthalter von Malaga, sich dem Erzbischof näherte, und ihm mit einem Säbelhieb den Kopf spaltete, indem er sagte, es sey unbillig, daß so viel tapfre Krieger um einen Hund sterben sollten.

---

*) In den übrigen Theilen des vormaligen Reichs der Almohaden waren zwei andere Herrscherstämme aufgestanden, die Abuhassier in Tunis, und die Zianiden im heutigen Tlemesan.

Der glückliche Erfolg des Königs von Marocco steigerte die Hoffnungen aller Mauren; selbst die, welche unter Spanischer Herrschaft lebten, überließen sich denselben, und begannen überall Meuterei und Aufruhr. Und dieser den Christen so furchtbare Maroccanische Fürst war es, zu dem Alfons X. sich genöthiget sah, seine Zuflucht zu nehmen. Zum Glück entsprach der Fortgang diesem glänzenden Anfange nicht; mit Alfons X. Tode endigten wenigstens zunächst die Unruhen in Castilien. Sancho IV., sein Sohn und Nachfolger, ergriff sogleich die Waffen mit Erfolg, schlug den Maroccanischen König zu Lande und zu Wasser, und nöthigte ihn zum Frieden und zur Bezahlung von zwei Millionen Maravedis. Am vortheilhaftesten aber war, daß der König von Marocco nicht lange darauf starb, und mit ihm die Macht und das Ansehn seines Staates unterging.

Der oben erwähnte König Jacob I. von Aragonien, genannt der Eroberer, war 1276 gestorben. Er hinterließ den Ruhm, die Mauren in dreißig Schlachten besiegt, und in den ihnen entrissenen Landschaften 2000 Kirchen errichtet zu haben. Die Rechte und Freiheiten der Stände waren hier noch größer als in Castilien. Besonders hoben sich die Städte, als Folge des ausgebreiteten Verkehrs, den sie trieben, ungemein; sie erscheinen schon in der Mitte des zwölften Jahrhunderts unter den Cortes (Reichsständen).

Der Portugiesische Staat hatte unter dieser Zeit schnell seine ganze Vollendung gewonnen. Nachdem Heinrich als Schwiegersohn Alfons VI. das Land zwischen Minho und Douro — von der Stadt Porto (Portucale) Portugal genannt — erhalten hatte, mit der Erlaubniß Alles, was er von den Mauren gewinnen würde, hinzuschlagen zu dürfen, war er unablässig thätig

gegen die Ungläubigen gewesen, hatte ihnen siebzehn Schlachten geliefert, und die vier Bisthümer, Porto, Lamego, Viseo und Coimbra, welche er einrichtete, zeigen den erweiterten Umfang seines Gebiets. Aber sein Nachfolger Alfons I. (seit 1112), welcher den Beinamen des Eroberers führt, that für die Erweiterung seines Landes noch mehr. Sein herrlicher Sieg über die Mauren bei Ourique (1139), wo er mit kleiner Macht gegen eine vielfach überlegene zu streiten hatte, und der so groß und glänzend war, daß er nur durch die unmittelbare Mitwirkung Gottes selbst gewonnen zu seyn schien *), wurde Veranlassung, daß er den königlichen Titel annahm, den ihm anfangs die Könige von Castilien streitig machten, der Papst Alexander III. aber gegen einen jährlichen Zins bestätigte. Im Jahre 1143 hielt Alfons einen feierlichen Reichstag zu Lamego, auf welchem die Erbfolgeordnung bestimmt, und mehrere den Adel und das peinliche Recht betreffende Gesetze gegeben wurden. Die im Jahre 1147 mit Hülfe Englischer und Deutscher Kreuzfahrer vollführte Eroberung Lissabons entriß den Feinden eine reiche Schatzkammer und ein festes Bollwerk, und gab dem Könige eine würdige Hauptstadt seines Reichs **), das nach diesem Siege durch fortgesetzte Eroberungen bis Algarbien ausgedehnt ward. Alfons starb 1185. Sein Nachfolger Sancho erhielt von seiner Bemühung, das eroberte und durch den Krieg zer-

---

*) In einer im Jahr 1596 entdeckten Urkunde erzählt Alfons selbst, daß ihm Christus am Kreuz erschienen sey und den Sieg verkündet habe; zum Andenken dieser Erscheinung wurde das Portugiesische Wappen gebildet, in welchem die fünf an die fünf Wunden Christi erinnernden Schilde zu einem Kreuze zusammengestellt sind, auf denselben die 30 Silberlinge u. s. w.

**) Uebrigens wurde der Sitz des Reiches erst spät von Coimbra nach Lissabon verlegt.

störte Land wieder mit Menschen zu besetzen, den Namen des Bevölkerers.

Die folgenden Könige Alfons II. und Sancho II. wurden in Streitigkeiten mit der stolzen und reichen Geistlichkeit ihres Landes verwickelt, und Sancho ward durch Innocenz IV. auf derselben Kirchenversammlung zu Lyon, welche den Kaiser Friedrich II. so demüthigte, seines Thrones entsetzt (1245). Daher standen auch die Kämpfe gegen die Mauren still, bis Sancho's Nachfolger, Alfons III., der Wiederhersteller (gest. 1279), durch Eroberung Algarbiens den Umfang des Reiches vollendete.

---

51. Die Deutschen Ritter in Preußen.

Nicht bloß im Morgenlande und in Spanien kämpfte in diesem Zeitraum der ritterliche Heldenmuth gegen die Ungläubigen, auch gegen die noch heidnischen Slavischen Stämme an der Ostsee richtete er seine Waffen, und verpflanzte das Christenthum und Deutsche Bildung unter sie. Bremische Kaufleute, wie es scheint bei einer Fahrt nach Gothland dahin verschlagen, gelangten 1157 oder 1158 zuerst nach den Liefländischen Häfen, und gründeten daselbst eine Handelsniederlage. Ihnen folgten Missionarien, um zugleich daselbst das Christenthum zu verbreiten. Meinhardt, ein Mönch aus dem Holsteinschen Kloster Segeberg, entschloß sich, der Apostel dieser Völker zu werden. Er erbauete eine Kirche zu Ykeskola (Uexküll), und taufte einige von den Eingebornen. Aber er hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Oft wuschen sich die Liven ihre Taufe in der Düna wieder ab, und die heidnischen Völker bedrängten

ihn auf die härteste Weise. Der Papst ließ zwar das Kreuz predigen, allein als der Bischof Meinhardt starb (1196) und sein Nachfolger Berthold zwei Jahre darauf erschlagen ward, sah es mit der neuen Pflanzung noch bedenklich aus.

Albrecht, ein Domherr zu Bremen, der zum dritten Bischof eingeweihet ward, ergriff nun zur Behauptung des Landes und des Christenthums ein wirksameres Mittel. Er stiftete 1201 den Orden der Schwertritter oder der Brüder des Krieges Christi, gab ihnen zum Abzeichen einen weißen Mantel mit einem rothen Schwerte und rothen Kreuze, und versprach ihnen den dritten Theil des zu erobernden Landes. Mit großer Betriebsamkeit eilte er fast alle Jahre nach Deutschland, wo er in Sachsen, Westphalen, Friesland u. s. w. kriegerische Pilger aufsuchte; auch ertheilte ihm der Deutsche König Philipp Liefland zu Lehn. Das Christenthum verbreitete sich immer weiter, auch nach Kurland und Semgallen. Riga, seit 1200 erbauet, und der Mittelpunkt, von wo aus diese Erwerbungen gemacht wurden, wuchs zu einem der wichtigsten Handelsplätze heran, da es der Bischof Albrecht mit großen Freiheiten begabte.

Indessen hatte die neue Kirche immer noch mit großer Schwierigkeit zu kämpfen; besonders griffen die Esthen in Verbindung mit den Russen die Deutschen und alle neue Christen an. Man rief daher die Dänen, die auch schon auf diese Küsten ihre Aufmerksamkeit gerichtet, zu Hülfe, und König Waldemar II. eroberte Esthland, so daß auch in diesem Lande das Christenthum verbreitet und befestigt ward. Aber es wurde leider auch dadurch Zwist und Krieg zwischen den Dänen und dem Orden über das Recht dieser Eroberungen herbeigeführt. Dieser Zwist nebst der Schwierigkeit sich

gegen Russen und Litthauer zu halten, von welchen letzteren man 1236 eine starke Niederlage erlitten, bewogen die Schwertbrüder sich mit dem Deutschen Orden zu verschmelzen, der sich damals in Preußen unter ähnlichen Umständen, aber mit glücklicherm Erfolge und mit größerer Macht festgesetzt hatte.

Der fromme Eifer, das Christenthum unter den Heiden zu verbreiten, hatte auch die Preußen schon früh in's Auge gefaßt; aber dieses Volk durch ein künstlich ausgebildetes Priesterthum zusammengehalten, hatte der Annahme des Christenthums widerstanden, um so mehr seit die Polen mit dem Christenthum auch ihre Herrschaft einzuführen suchten. Ein Abt des Klosters Oliva, Christian, der als ein der Slavischen Sprachen kundiger Mann noch mit dem meisten Erfolge die Bekehrung betrieb, prangte zwar schon mit dem Namen eines Bischofs von Preußen; aber die Empörung und den wiederholten Abfall der Preußen konnte er doch nicht verhindern, zumal da die Macht des Masovischen Staats *), der noch am meisten diese Bekehrungsversuche unterstützt hatte, so geschwächt war, daß der damalige Herzog Konrad in seiner Hauptstadt Ploczk selbst nicht sicher war. Christian hatte zwar 1222 einen Kreuzzug gegen diese Heiden zu Stande gebracht, allein es ward dadurch nichts dauerndes behauptet.

In dieser Noth fiel der Herzog von Masovien auf die Deutschen Ritter, die, da die Behauptung Palästina's immer unsicherer wurde, selbst schon auf eine anderweitige Niederlassung gedacht hatten, und mit dem Könige Andreas

*) Boleslav III., Herzog von Polen, hatte das Land 1138 unter seine vier Söhne getheilt, und Masovien war eines dieser Theile.

Andreas von Ungern einen, nur nachmals von diesem selbst wieder zurückgenommenen Vertrag eingegangen waren, kraft dessen sie, gegen Einräumung eines Landstrichs in Siebenbürgen, die Vertheidigung der Gränze gegen die Tatarischen Horden übernehmen sollten. Um so weniger trug daher der damalige Hochmeister Herrmann von Salza, den wir schon als einen klugen, bei Kaiser Friedrich II. vielgeltenden Mann kennen gelernt haben, Bedenken, als ihn Konrad zur Vertheidigung seiner Gränzen auffoderte, den Antrag zu ergreifen. Zu seiner Niederlassung erhielt der Orden Besitzungen an beiden Seiten der Weichsel, nämlich das Land Culm, das aber den Preußen erst wieder entrissen werden mußte, desgleichen die Stadt Orlau in Cujavien mit der Burg, und das Gebiet Doberin. Der Bischof Christian trat zugleich dem Orden alle Rechte ab, die er etwa an diese Länder haben konnte, auch erhielt der Orden die Bestätigung von Kaiser und Papst, die mit einer Schenkung von Preußen verbunden war.

Nun erschien der Heermeister Hermann Balk mit 100 Rittern (1230), um den nicht leichten Kampf mit diesen Heiden zu beginnen. Da besonders die vielen Seen und Moräste nebst den großen Wäldern den Preußen Schutz gewährten, so mußte man gewöhnlich den Winter zu den Feldzügen wählen. An den Ufern der Weichsel wurden kleine Festungen angelegt, Vogelsang, Neßau und Thorn; und Schiffe lagen immer bereit, um wenn es Noth that, sicher auf das linke Weichselufer hinüberkommen zu können. Kreuzbrüder (ein ähnlicher Orden) eilten auch herbei, um an den verdienstvollen Zügen Theil zu nehmen. Nun wurde Culm erbaut (1233), bald darauf Marienwerder und Elbing.

Die Deutschen drangen auf der Weichsel hinab, und

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

da um diese Zeit die oben schon erwähnte Vereinigung mit den Schwertbrüdern zu Stande kam, so trieb dies noch mehr, den Krieg auch längs der Seeküste hinzuführen, um sich mit den neuen Brüdern in Liefland in eine desto leichtere Gemeinschaft zu setzen. Ermeland und Natangen am frischen Haf bis an den Pregel, und Barten südlich davon mitten im Lande, wurden erobert und behauptet, theils indem man Festungen anlegte, theils indem man das Anziehen und Ansiedeln von Deutschen sehr begünstigte. Den weitern Fortgang hemmte auf eine Zeitlang ein heftiger und hartnäckiger Krieg mit dem Herzoge von Pommerellen, Swantepolk, der aus Besorgniß über die wachsende Macht des Ordens sich der aufrührerischen Preußen annahm; nachdem aber derselbe zur Nachgiebigkeit gezwungen war, dehnte der Orden seine Eroberungen auch jenseits des Pregel aus. Die Päpste, selbst sehr eifrig, ihre geistliche Herrschaft an der Ostsee zu gründen, hörten nicht auf, das Kreuz gegen die Preußen predigen zu lassen, und so immer neue und frische Hülfe zu verschaffen, damit das Land völlig überwältigt werden könnte. Man unterwarf nun die Nadrauer, zwischen dem Pregel und der Inster, die Schalauner, am Ausfluß der Memel, und endlich die Sudauer, die wildesten von Allen, an dem Spirdingssee hin (1283).

So war denn nach einem Kampfe von drei und funfzig Jahren die Eroberung Preußens vollendet, und 1303 verlegte der Hochmeister des Ordens seinen Sitz nach Preußen. Nebst dem Christenthum herrschte nun an den Ufern der Ostsee Deutsche Sitte und Sprache. Denn von den Eingebornen waren viele ausgerottet; die Uebriggebliebenen und Bekehrten, denen in Preußen durch einen Vertrag von 1249 ein mildes Loos zuge-

sichert ward, wurden auf das Land beschränkt, sie durften nicht in die Städte (deren immer mehr entstanden waren) ziehen, und die Herrscher bezweckten die Ausrottung der Landessprache.

---

52. Die Nordischen Staaten.

Auch der Norden von Europa bietet in diesem Zeitraume interessante Erscheinungen dar, und die Bildung ging mit raschen Schritten fort. Krieg war noch das Element der Männer, aber man trieb auch Ackerbau und Viehzucht; Handel und Schifffahrt blühten. Ein fast instinktartiger Hang zum Reisen trieb die Nordischen Jünglinge früh in die südlichere Welt. Es war eine Ehre, wenn jemand weit gereiset war, und von fremden Sitten recht viel zu erzählen wußte. Die Isländer hatten sogar ein Sprichwort, welches die zu Hause erzogenen Kinder dumm nannte. In einem alten Isländischen Buche heißt es: „Oede und ärmlich ist unser Leben, wenn wir hier auf den Bergen, in Gründen und in Wüsteneien bleiben, und nie zu Anderen, und Andere nie zu uns kommen." Und im Königsspiegel, einer andern Schrift, liest man: „Willst du vollkommen in Wissenschaft seyn, so lerne alle Sprachen, besonders aber Latein und Welsch, denn diese Sprachen gehen am weitesten." Eben daselbst wird ein Jüngling also redend eingeführt: „Da ich jetzt in meinen besten Jahren bin, so will ich als Kaufmann fremde Länder sehen, denn ich wage es nicht, mich eher an den Hof zu begeben, bis ich vorher anderer Völker Sitten kennen gelernt habe." Der Isländer Björn that die Reise nach Rom dreimal, nahm seine Frau Olufa mit nach dem gelobten

Lande, und führte ein sorgfältiges Tagebuch von seiner Reise, welches noch jetzt vorhanden ist. Viele dieser Isländischen und Dänischen Pilger nahmen sogar Kriegsdienste im Süden, besonders in Constantinopel, und alle zeichneten sich durch ihre Ruhmliebe aus. Aber wenige blieben im Auslande; die meisten kehrten reich an Ehre und Gütern nach Hause zurück, um dort ihre Tage zu beschließen. Liebe zur Poesie hatten die Isländer von ihren Stammsitzen mitgebracht. Sie pflegten diese Kunst ganz besonders, und Isländische Skalden erscheinen als Hofdichter Nordischer Könige. Durch diese Gabe, diese Geistesrichtung spielt die ärmliche, gleichsam außer der historischen Welt gelegene Insel in der Geschichte der Poesie eine merkwürdige Rolle. Die alten Nordischen Sagen, die sich lange nur wie die alten Griechischen von Munde zu Munde fortgepflanzt hatten, wurden nun auch aufgeschrieben. Die beiden berühmten Sammlungen derselben, welche unter dem Namen der ältern und jüngern Edda oft genannt werden, beziehen sich vornehmlich auf Odin und die Göttermythen. Aber auch zur Geschichtschreibung ist dieser Trieb, die Sagen fortzupflanzen, herangereift, und der Isländische Lagmann Snorro Sturleson (gest. 1241) hat ein treffliches Werk über die Nordische Geschichte hinterlassen. Etwas früher lebte ein berühmter Dänischer Schriftsteller, Saxo Grammaticus, welcher in zierlichem Latein eine Dänische Geschichte verfaßt hat, in welcher nur die zum Theil mythischen Sagen über die früheren Zeiten ganz wie wahre Geschichte behandelt sind.

Die politische Geschichte der Nordischen Reiche enthält viel weniger Anziehendes. In Schweden dauerte es noch einige Zeit, bis das Heidenthum vertilgt war, und blutige Streitigkeiten um den Thron nahmen kein

Ende. Auch in Norwegen waren unaufhörliche Gährungen und Unruhen. Wichtiger ist die Geschichte von Dänemark während der Hohenstaufischen Zeit auch in Bezug auf Deutschland.

Waldemar I. (1157 — 1182) verschaffte dem Staate Ruhe vor den Wendischen Seeräubern, die in Mecklenburg und Pommern ihren Sitz hatten. In Verbindung mit Heinrich dem Löwen zog er wider sie zu Felde und schlug sie; er eroberte Rügen, und faßte in Pommern festen Fuß. Auch als Gesetzgeber machte sich Waldemar um sein Volk verdient. Hier stand ihm ein trefflicher Mann zur Seite, der Bischof Axel oder Absalon von Roeskild, nachmals Erzbischof von Lund, gleich ausgezeichnet als Staatsmann und als Beförderer der Wissenschaften. Auf Waldemar folgte sein Sohn Kanut VI., welcher seine Herrschaft in Holstein, Mecklenburg und Pommern noch weiter ausdehnte, und diesem sein Bruder Waldemar II. der Sieger (1203). Ihm huldigten gleich nach seinem Regierungsantritt zu Lübeck die Rügischen, Pommerschen und Mecklenburgischen Fürsten als König der Slaven und Herrn von Nordalbingien (Holstein). Ja Kaiser Friedrich II. trat ihm 1214 die Länder jenseits der Elbe und Eyder, die früher vom Deutschen Reiche abhängig gewesen waren, völlig ab. Waldemar setzte seine Eroberungen noch weiter fort, und unterwarf sich Pommerellen und einen Theil der Preußischen, Liefländischen und Esthländischen Küsten. Dies war der höchste Gipfel der Macht, welchen Dänemark je erreichte, von dem es aber schnell herabgestürzt ward. Es geschah dieses durch einen Vasallen Waldemars, den Grafen Heinrich von Schwerin, welcher, vom Könige beleidigt, den verwegenen Entschluß faßte, ihn gefangen zu nehmen, um ihm alsdann die Bedingungen nach Will-

kühr vorschreiben zu können. Es gelang ihm in der That am 6. Mai 1223 in der Nacht, als Waldemar mit seinem Sohne auf der Insel Lyör unweit Fünen ohne Wache von der Jagd ermüdet unter Zelten schlief. Er führte seine Gefangenen zuerst nach dem Altmärkischen Schlosse Lenzen und nachher nach Dannenberg. Dies zu thun würde er nicht im Stande gewesen seyn, wenn nicht der Neid, den Waldemars große Eroberungen erregt hatten, ihn unterstützt hätte. Die Dänen ernannten zwar einen Reichsverweser, und wandten sich an Papst und Kaiser, ihrem Könige die Freiheit auszuwirken, aber lange vergeblich. Endlich kam die Auslösung zu Stande (1225). Die Bedingungen waren hart; Waldemar mußte allen Ansprüchen auf Holstein und auf sämmtliche Slavische Länder bis auf Rügen entsagen, 45,000 Mark Silber und andere Kostbarkeiten versprechen, auch einen Eid schwören, sich wegen seiner Gefangenschaft nicht rächen zu wollen. Er ließ sich zwar durch den Papst von seinem Schwure lösen und griff zu den Waffen, aber ohne bessern Erfolg. In der Schlacht bei Bornhövede unweit Kiel (22. Jul. 1227) standen die Grafen von Schwerin und Schaumburg, der Erzbischof von Bremen, der Herzog Albert von Sachsen und die Lübecker wider ihn, und schlugen ihn trotz seiner Uebermacht völlig. Damit endete die Herrschaft der Dänen im nördlichen Deutschland; Graf Adolf von Schaumburg behauptete Holstein; Hamburg und Lübeck bekamen vom Kaiser Friedrich so viele Vorrechte, daß sie der völligen Reichsfreiheit, die sie nachher erhielten, schon sehr nahe waren. Mit den Schwertbrüdern in Liefland, welche durch die Verbindung mit dem Deutschen Orden mächtiger geworden waren, schloß Waldemar 1237 einen Vergleich, in welchem er ihnen das

Land an der Düna, besonders Riga, Memel, Kurland und Semgallen überließ, und für sich Esthland behielt. Nach so vielem Verlust suchte er sich wenigstens um das, was er zurückbehielt, durch ein neues Gesetzbuch verdient zu machen. Er starb 1241, nachdem er das Königreich seinem Sohne Erich IV., das Herzogthum Schleswig aber dessen Bruder Abel vermacht hatte.

Diese Theilung verursachte innere Kriege, in denen das Land verwüstet, und der Trotz der Baronen verstärkt wurde. Denn auch in Dänemark hob der Adel sein Haupt immer mehr empor, und der Staat schwankte zwischen der Form eines Erbreiches und eines Wahlreiches. So wurde Abel, der seinen Bruder Erich ermordet hatte, 1250 von den Reichsständen zum König erwählt. Er ließ zwar seinem Sohne Waldemar die Nachfolge versichern; als er aber bald darauf von den Marschbauern der Nordseeküste, die er mit den Waffen zur Erlegung neuer Auflagen zwingen wollte, erschlagen wurde, wählte man seinen Bruder Christoph I., der es sich sehr angelegen seyn ließ, die großen Reichslehen wieder mit der Krone zu vereinen, und mit vieler Kraft, aber auch mit Härte, sein Ansehn behauptete. Dies war um so nöthiger, je größer die Zügellosigkeit des Adels und überhaupt die Unsicherheit im Lande war. Ein Edelmann holte 1255 einen Schleswigschen Bischof aus dem Bette, um von ihm Geld zu erpressen; auch die Landleute plünderten die Priester, ermordeten sie wol gar. Doch war es die Geistlichkeit, die sich dem Verfahren des Königs entgegensetzte. Jacob Erlandson, Erzbischof von Lund, wollte des Königs Gewalt über die Geistlichen nicht anerkennen, und machte ein vom Papst Alexander IV. bestätigtes Gesetz bekannt, vermöge dessen alle Kirchen im Reiche verschlossen werden sollten, wenn

ein Bischof auf königlichen Befehl gefangen genommen würde. Als der König sich diesen Anmaßungen widersetzte, erregte der Erzbischof einen Aufruhr, und trachtete danach, ihn vom Throne zu stoßen. Im Verfolge dieses Kampfes wurde Christoph von einem erzbischöflichen Chorherrn durch Gift aus dem Wege geräumt (1259). Unter seinem Sohne Erich V. dauerte der Streit fort, bis endlich ein Vergleich zu Stande kam. Auch dieser König verlor durch eine vom Marschall Stigo angestiftete Verschwörung sein Leben (1286).

---

53. Die Mongolen.

Aus jenen vom Anfang der Geschichte bis auf unsere Tage von rohen nomadischen Stämmen durchzogenen Hochebnen Asiens, südlich von Sibirien, nördlich und westlich von China, den ursprünglichen Wohnsitzen der Hunnen, brachen im dreizehnten Jahrhundert die ihnen verwandten Mongolischen Stämme hervor, und wälzten Verderben über viele Länder Asiens und Europa's. Der Urheber dieses Weltsturmes war ein zweiter Attila, der furchtbare Dschingischan. Sein früherer Name war Temudschin; er war 1154 geboren, und Sohn eines Mongolischen Stammhauptes. Bei dem Tode seines Vaters war Temudschin noch ein Knabe; der größte Theil der Mongolen, die Jenem gehorcht hatten, fiel ab, und Temudschin mußte flüchtig werden. Als er aber heranwuchs, schwang er sich durch Tapferkeit und Entschlossenheit empor, und wurde Herr vieler weit verbreiteten Horden. Auf einem großen Reichstage in der Hauptstadt Karakorum (deren Lage nicht mehr mit Sicherheit ausgemittelt werden kann) trat ein heilig geachteter

Schaman (Weissager) vor allem Volke auf, und erzählte, wie er eine himmlische Offenbarung gehabt, daß Temudschin von der Gottheit zum Herrn der Welt berufen sey, und daß man ihn Dschingis-Chan (den allergrößten Chan) nennen solle (1206). Temudschin war bereit, diesem Rufe zu folgen, und wußte seine Horden für die Ausführung seines Entschlusses zu begeistern. So begann ein Mann, der wie Alle seines Volkes weder lesen noch schreiben konnte, die Eroberung der Welt, und brach an der Spitze der wilden Schaaren hervor aus den Wüsten der Mongolei. Zuerst fiel er über das nördliche China her, stürzte den dort herrschenden Stamm der Niutsche, und unterwarf sich das Land. Hierauf foderte der Chalif von Bagdad (noch immer thronten dort jene Schattenfürsten) seine Hülfe gegen Mohammed, Sultan der Chowaresmier, der vom Kaspischen Meere bis nach Indien herrschte. Die Hinrichtung einiger für Kundschafter gehaltener Mongolischer Kaufleute gab die Veranlassung zum Kriege, einem der verwüstendsten in der Menschengeschichte, in welchem die Chowaresmier völlig unterlagen. Viele der blühendsten Städte gingen in Rauch auf, die Einwohner wurden zu vielen Tausenden erschlagen oder in die Sklaverei geschleppt, in Bochara, einem Hauptsitze Mohammedanischer Gelehrsamkeit, wurden die Bücher zerstört, Dinge, die keiner der barbarischen Sieger je gesehen hatte. Erbarmen galt für Verbrechen. Als Tuli, Dschingischans Sohn, nicht alle Einwohner von Herat hatte umbringen lassen, sagte ihm sein Vater: „ich verbiete dir, jemals ohne meinen ausdrücklichen Befehl gegen die Bewohner eines Landes milde zu seyn; Mitleid findet sich nur in schwächlichen Gemüthern.“ Tuschi, ein anderer Sohn Dschingischans, drang in die Länder nördlich vom schwarzen Meere vor,

griff die am Don hausenden Polowzer an, und als die Russischen Fürsten diesen endlich zu Hülfe zogen, schlug er sie in einer großen Schlacht an der Kalka (1224). Als Dschingischan im Begriff war, sein furchtbares Schwert in den noch unbezwungenen Theil von China zu tragen, starb der Weltstürmer (1227).

Groß-Chan wurde an seiner Stelle sein Sohn Octai, unter welchem die Eroberungen fortgingen. Tuschi's Sohn Batu unterwarf sich leicht das von Wladimirs des Großen Zeiten her (Th. IV. S. 340.) in viele Fürstenthümer getheilte und dadurch schwache Rußland; darauf überschwemmten die zahllosen Schwärme Polen, welches eben so wenig im Stande war, Widerstand zu leisten, als Rußland. Als sie Polen verwüstet hatten, ging eine große Horde über die Oder, verbrannte Breslau, und zog zum Kampfe gegen Herzog Heinrich den Frommen von Niederschlesien. Diese berühmte Schlacht wurde am 9. April 1241 auf der Ebene von Wahlstatt bei Liegnitz geliefert. Die Tataren (so wurden die Mongolen im Abendlande meistens genannt), welche das christliche Heer an Zahl vielfach übertrafen, siegten. Herzog Heinrich starb den edlen Heldentod in der Vertheidigung des Vaterlandes, und nicht vergeblich, denn die Sieger hatten einen so großen Verlust erlitten, daß sie keine Lust empfanden, ihren Weg in der Richtung nach Westen fortzusetzen. Vielmehr räumten sie Schlesien, und Deutschland war von diesen Unholden befreit. Desto schlimmer erging es Ungern, wo andere Mongolische Schaaren eingebrochen waren. Die unglücklichen Einwohner, welche den Barbaren in die Hände fielen, wurden verstümmelt, gemartert, ermordet. Die Mongolischen Knaben erhielten von ihren Müttern Knittel, um die gefangenen Kinder zu erschlagen. Als der größte Theil des Landes in eine

Einöde verwandelt, Hungersnoth mit ihrem ganzen schreck-lichen Gefolge hereingebrochen war, zogen sich die Mon-golen zurück. Aber es verging viele Zeit, ehe in Polen und Ungern die frühere Cultur wieder hergestellt werden konnte. Eine außerordentliche Bestürzung ergriff Europa bei diesen Nachrichten, während Kaiser und Papst ein-ander gegenseitig die Schuld zuschoben, daß nichts gegen diese Feinde der Christenheit geschah.

In Asien wuchs die ungeheure Mongolenherrschaft noch immer mehr. Hulaku, ein Enkel Dschingischans, nahm 1258 Bagdad ein, wobei 200,000 Menschen um-gekommen seyn sollen, unter ihnen Mostasem, der sechs und funfzigste und letzte in der Reihe der Chalifen. Ein solches Ende nahm das Chalifat von Bagdad, welches einst vom Indus bis zum Atlantischen Meere den Völ-kern geboten hatte. Ferner wurden das südliche China, Tibet und andere Landschaften erobert.

Das unermeßliche Reich der Mongolen hatte das Schicksal aller durch Nomadeneroberungen gestifteten. Es zerfiel schon nach einigen Menschenaltern in vier Cha-nate: China, Iran (Persien), Dschagatai (Bucharei), Kaptschack (nördlich vom Caspischen Meere, zwischen der Wolga und dem Jaik). Das letzte Chanat behauptete mehrere Jahrhunderte die Oberhoheit über Rußland.

54. Das Byzantinisch-Lateinische Kaiserthum.

(1204 — 1261.)

Wir haben dieses Reich im vorigen Bande bei seiner Entstehung und unter seinem ersten Kaiser Balduin verlassen (Th. IV. S. 484.). Die Schwierigkeiten, mit welchen die neue Herrschaft zu kämpfen hatte, waren nicht gering. Nicht nur drohten ihr alle äußere Feinde des Byzantinischen Reiches, sondern auch die Herrscher von Nicäa, welche auf Constantinopel als auf ein ihnen unrechtmäßig entrissenes Besitzthum herübersahen. Die Theilung des Ganzen und die Eifersucht der einzelnen Besitzer gegen einander schwächte die Kraft des Reiches; die unterworfenen Griechen waren von Haß gegen ihre Lateinischen Herrscher, die sie als Ketzer und Tyrannen verabscheuten, erfüllt, und gehorchten nur von der Gewalt gezwungen. Sie verbanden sich sogar heimlich mit dem Könige der Bulgarei, Johann, welcher das Reich mit Krieg überzog. Kaiser Balduin ging den Feinden mit geringer Macht entgegen, und wurde am 15. Apr. 1205 bei Adrianopel geschlagen und gefangen. Im folgenden Jahre starb er in der Gefangenschaft; nach einer andern Erzählung wurde er hingerichtet. Sein Bruder Heinrich folgte ihm in der Regierung, ein tapfrer und weiser Fürst, der sich bemühte, das Vertrauen der Griechen zu gewinnen, ihnen Aemter und Würden ertheilte, und sie gegen die Unduldsamkeit des Lateinischen Clerus in Schutz nahm. Mit den Bulgaren und den Griechen von Nicäa schloß er Frieden.

Nach seinem Tode (1216) wählten die Baronen seinen Schwager, den Grafen Peter von Courtenay, einen Enkel des Königs von Frankreich, Ludwigs VI.

Dieser verkaufte sogleich den größten Theil seiner Besitzungen in Frankreich, warb Truppen und ging nach Rom, wo ihn Honorius III. krönte. Aus Italien brachten ihn Venetianische Schiffe nach Durazzo, welches er dem Griechischen Beherrscher von Epirus, Theodor, entreißen sollte. Dieser aber bemächtigte sich seiner mit List und warf ihn in's Gefängniß, aus dem er nicht wieder zum Vorschein gekommen ist. Man trug nun die Krone Peters Sohne Robert an, der auch 1221 in Constantinopel ankam und in der Sophienkirche gekrönt wurde. Dem Reiche ging es unter diesem schwachen und feigen Regenten immer übler. Johann Vatatzes, Schwiegersohn und Nachfolger des Theodor Laskaris im Reiche von Nicäa, ein Fürst voll Kraft und Einsicht, nahm nicht nur den Lateinern Alles was sie in Asien hatten, sondern ging auch nach Europa hinüber; von der andern Seite bemächtigte sich jener Theodor von Epirus des Königreichs Thessalonich, und nahm den kaiserlichen Titel an, so daß den Lateinern fast nichts blieb als Constantinopel. Und während die Feinde im Lande ungestraft walteten, wurde Robert von seinen eignen Unterthanen auf das frechste beleidigt. Er wollte ein Fräulein aus dem Hause Neuville in Artois heirathen, die früher mit einem Burgundischen Ritter versprochen gewesen; nur der Rang des zweiten Bewerbers hatte die Mutter geblendet. Der rachsüchtige Burgunder konnte seine Zurücksetzung nicht verschmerzen, und reizte eine Anzahl seiner Freunde unter den Französischen Rittern zu einer schändlichen Gewaltthat. Sie brachen Nachts in den Palast, bemächtigten sich der jungen Kaiserin und ihrer Mutter, ersäuften diese, und schnitten jener Nase und Lippen ab. Robert hatte nicht die Macht, eine solche Verwegenheit zu strafen, sondern machte sich auf den Weg nach Rom,

und bat Gregor IX. um Beistand. Dieser aber hatte wichtigere Sorgen, und rieth ihm bloß, wieder nach Constantinopel zurückzukehren, damit das Reich nicht in Verfall käme. Auf dem Rückwege starb Robert vor Gram (1228).

Da sein Bruder Balduin noch minderjährig war, so übertrugen die Großen dem wegen seiner Tapferkeit hochberühmten Titularkönige von Jerusalem, Johann von Brienne, dem Schwiegervater Kaiser Friedrichs II., die Herrschaft unter der Bedingung, daß Balduin ihm folgen sollte. Vatatzes und die Bulgaren belagerten Constantinopel mit aller Macht, aber der beinah achtzigjährige Held machte durch seine tapfre Vertheidigung alle ihre Anstrengungen zu Schanden. Nach seinem Tode (1237) wäre indeß das Reich verloren gewesen, wenn sich Vatatzes und die Bulgaren nicht entzweiet hätten. Vergeblich durchreiste Balduin zu verschiedenen Malen die Abendländer, um Hülfe zu erflehen. Die Truppen, die er durch Verkauf und Verpfändung seiner Erbgüter anwarb und mitbrachte, schmolzen schnell zusammen, er sah sich sogar genöthiget, mit den Türken und den heidnischen Kumanen Bündnisse zu schließen. Er war in solcher Geldnoth, daß er einem Venetianer, der ihm etwas lieh, seinen einzigen Sohn zum Unterpfande schicken mußte. Die Kaiserin mußte gar einmal zehn Französische Pfund borgen. Die Bleidächer wurden von den Kirchen und Palästen genommen und zu Gelde gemacht. Aus Mangel an Holz riß man Häuser ein. Indeß erlebte Vatatzes den völligen Sturz der Lateinischen Herrschaft nicht. Er starb 1255; sein Sohn regierte nur wenige Jahre, und sein Enkel wurde durch Michael Paläologus gestürzt, der, wie Gibbon sagt, alle Tugenden und Laster des Stifters einer neuen Dynastie besaß. Es

kostete ihm nicht viele Mühe, der Lateinischen Herrschaft den letzten Stoß zu geben; Constantinopel ward überrumpelt (25. Juli 1261), Balduin floh mit den vornehmsten Abendländischen Familien. Michael hielt triumphirend seinen Einzug. Aus Haß und Neid gegen die Venetianer hatten die Genueser den Eroberern Beistand geleistet; dafür kam nun der Byzantinische Handel meist in ihre Hände, Pera ward ihnen ganz eingeräumt. Von den kleineren Herrschaften, welche die Lateiner gestiftet, blieben mehrere unabhängig. Michael wollte mit dem Abendlande in gutem Vernehmen bleiben, er wußte, daß er dort keine schädlicheren Feinde haben könne als die Päpste. Deswegen betrieb er die Union der Griechischen und Lateinischen Kirche mit großem Eifer, erregte aber dadurch bei seinen Unterthanen die größte Unzufriedenheit und unruhige Bewegungen. Als er starb (1282) stellte sein Sohn Andronikus II. den Griechischen Gottesdienst wieder her, ohne dadurch den fortwährenden kirchlichen Unruhen ein Ende machen zu können.

Mittlere Geschichte.

Vierter Zeitraum.

Von Rudolph von Habsburg bis auf die Eroberung Constantinopels durch die Türken.

1273 — 1453.

1. Einleitung.

Mit dem Untergange des Hohenstaufischen Kaiserhauses und dem Ende der Kreuzzüge beginnt für Europa eine neue Zeit, die einen von der verflossenen sichtlich verschiedenen Charakter trägt. Die Ideen, welche das Geschlecht bisher in Bewegung setzten, erblassen und treten in den Hintergrund; das Großartige, Weitaussehende, Romantische, erfüllt die Gemüther nicht mehr, und treibt sie nicht mehr zu Thaten; die Zwecke, die verfolgt werden, liegen näher und ruhen auf einem sichreren Boden, sind aber auch von geringerer Natur, und kleinlichere Mittel sie zu erreichen werden in Bewegung gesetzt. Der Eifer, die Ungläubigen in Asien zu bekriegen, hat einer solchen Erschlaffung Platz gemacht, daß die Europäische Christenheit nicht einmal mehr zusammentritt, die Türken von ihrem eignen Boden abzuwehren. Die Versuche der Kaiser, Deutschland und Italien zu einem Ganzen zu gestalten, werden immer ohnmächtiger, und enden mit einer Zersplitterung dieser Länder, von denen das erstere noch durch einen Namen zusammengehalten wird. Die Hierarchie hat den Bogen überspannt, und sieht ihn in ihren eignen Händen brechen; die Päpste unterliegen und sitzen nicht mehr zu Gericht über Europa's Könige, aber nicht in Folge eines so großartigen Kampfes, als ihn die vorige Periode darbot, sondern indem die Fürsten die Herrschaft in ihren Ländern auf weit mehr Gegenstände ausdehnen, und daher auch auf die Eingriffe der geist-

lichen Macht immer eifersüchtiger werden. Auch die Feudalverfassung, die zu ihrer Blüthe den Sinn der früheren Zeiten erfoderte, wird kraftlos, und wie die persönlichen Dienste geringer werden, erhält das Geld für die Fürsten eine viel größere Bedeutung. Ueberall macht der poetische Sinn einem reflectirenderen, grübelnderen Platz, aus dem sehr merkwürdige und folgenreiche Erfindungen hervorgehen, welche die Cultur steigern und das Leben in mannichfaltigere Richtungen treiben.

Von Frankreich kam der Stoß, welcher bald nach dem Beginn dieses Zeitraums die Papstmacht lähmte. Mit diesem Staate machen wir daher den Anfang.

---

2. Frankreich unter Philipp III.

(1270 — 1285.)

Auf Ludwig IX. folgte dessen dreißigjähriger Sohn Philipp III. Ihm fehlte seines Vaters Geist, allein da er eine beruhigte und geachtete Regierung vorfand, fiel es ihm nicht schwer, sie glücklich fortzusetzen. Er erhielt das Reich beinahe sechzehn Jahre lang in fast ununterbrochenem Frieden, und erweiterte es durch die Grafschaft Toulouse, die ihm 1271 zufiel, als sein Oheim, der Graf von Poitou ohne Erben starb (oben S. 54.), die aber noch lange nachher als ein eigenes Reich betrachtet wurde, so daß man noch immerfort zwischen Langued'oc und dem nördlichen Frankreich oder Langued'oui unterschied, eine Trennung, welche durch Sprache und Sitten gerechtfertigt wurde.

Philipp III. führte das Kreuzheer seines Vaters von Tunis wieder nach Hause zurück, nachdem der König von Tunis selbst um Frieden gebeten, und sich zur

Erstattung der Kriegskosten und der Rückstände des Sicilischen Tributs verpflichtet hatte. Man brachte theure Leichen mit, noch außer der des heiligen Ludwig, und die erste öffentliche Handlung nach der Ankunft in Paris war ein Leichenzug nach St. Denys, dem uralten Begräbnißort der Französischen Könige. Philipp III. selbst half dabei den Sarg seines Vaters tragen. Man sah hier ein seltsames Beispiel von Priestereifersucht. Der Abt Matthäus von St. Denys verstattete dem ganzen Zuge nicht eher den Eintritt in sein Gebiet, als bis der Erzbischof von Sens und der Bischof von Paris ihre bischöfliche Kleidung ausgezogen hatten.

Unter Philipps III. Regierung fiel 1282 die Sicilische Vesper vor. Philipp wollte seines Volkes Ehre und seines Oheims Unglück rächen, und erklärte demnach dem Eroberer Siciliens, Peter von Aragonien, den Krieg. Papst Martin IV. unterstützte ihn mit Bannbullen, und verschenkte sogleich, nach seiner großmüthigen Weise, das Königreich Aragonien sammt der Grafschaft Barcelona an einen der jüngeren Söhne Philipps III., mit der Bedingung jedoch, daß es nie mit der Französischen Krone vereinigt werden sollte.

Es kam aber gar nicht so weit. Zwar überstieg Philipp III. 1285 mit einem Heere die Pyrenäen, und eroberte mit vieler Mühe einige Städte in Catalonien, allein Mangel und Krankheiten nöthigten ihn schon nach einigen Monaten zum Rückzug. Auf diesem ward er selbst so krank, daß er schon zu Perpignan am 6ten Oktober 1285 starb.

Philipp III. ist noch merkwürdig als der erste Französische König, der einen Bürgerlichen, kraft eines Diploms, in den Adelstand erhoben hat.

3. Philipp IV., der Schöne.

(Reg. 1285 — 1314.)

Ihm folgte sein neunzehnjähriger Sohn Philipp IV., der Schöne. Dieser Fürst voll berechnender Klugheit, der sich weder durch Gefühle noch durch Rechte, weder durch die Macht herkömmlicher Gewohnheiten, noch durch die geltender Meinungen in seinen Plänen stören ließ, strebte mehr als je einer seiner Vorfahren, nach Unabhängigkeit der Krone. Er begann deshalb gegen Lehnswesen und Hierarchie einen Kampf, dessen Ergebniß ihn für die Entwickelung des Französischen Reichs, ja der ganzen Germanischen Welt, merkwürdig macht.

Sein erstes Geschäft war, das Heer vollends nach der Hauptstadt zurückzuführen, und seines Vaters Gebeine zu St. Denis zu begraben. Darauf ließ er sich mit seiner Gemahlin, der Gewohnheit nach, zu Rheims salben und krönen (6. Januar 1286). Unter den Französischen Vasallen, die vor seinem Thron erschienen, den Huldigungseid zu leisten, war auch Eduard I., König von England. Er ward (Ostern 1286) mit großer Pracht zu Paris empfangen, schloß daselbst einen Vertrag mit dem neuen König, und ging zu Pfingsten nach Bordeaux, um einen Frieden zwischen Frankreich und Aragonien zu vermitteln.

Aber zwischen Frankreich und England selbst dauerte das friedliche Verhältniß nicht allzu lange. Ein zufällig entstandner Zank zwischen Schiffern aus England und aus der Normandie gab Veranlassung dazu. Dieser Zank, der anfangs bloß zwischen einzelnen Personen Statt fand, hatte zu einem förmlichen Kriege zwischen den

Seestädten beider Völker geführt, an dem beide Könige noch keinen Antheil nahmen. Endlich aber ward die Sache so bedeutend, daß in einer Schlacht, worin die Engländer siegten, funfzehntausend Menschen ihr Leben verloren. Nun mischte sich Philipp hinein, foderte von Eduard Ersatz und Bestrafung, lud ihn als Französischen Vasallen vor sein Gericht, und ließ endlich, da derselbe nicht sogleich erschien, ihn seiner Gascognischen Besitzungen für verlustig erklären. Eduard, erzählen die Englischen Geschichtschreiber, wünschte sehr, diese ungelegenen Händel in Güte beizulegen. Er schickte demnach seinen eignen Bruder Edmund mit der ausgedehntesten Vollmacht nach Paris. Die Königin und Philipps Mutter, an die er sich bittend wandte, versprachen ihm ihren Beistand. Man kam überein, daß Philipp zur Herstellung seiner lehnsherrlichen Ehre ganz Guienne bis auf die drei Städte Bordeaux, Bayonne und Reole, besetzen, und sich Geiseln von den vornehmsten Einwohnern geben lassen solle, doch nur zum Schein: Alles sollte zurückgegeben und die Belehnung erneuert werden, sobald die Königinnen darum bitten würden. Eduard war mit diesem Vorschlage so zufrieden, daß er zum Zeichen seiner vollkommensten Friedensliebe auch noch die Hauptstadt Bordeaux anbot.

So wurde das ganze Herzogthum besetzt, und man sah nun der großmüthigen Rückgabe entgegen. Allein wie erstaunte Eduard, als der König von Frankreich ihm sagen ließ, der Reichsrath werde die Sache in Ueberlegung ziehen. Nach einigen Winkelzügen wurden zuletzt die Englischen Gesandten geradezu aus Paris verwiesen, der König von England noch einmal vorgeladen, und hierauf das Herzogthum Guienne durch einen Reichsschluß der Krone Frankreich zuerkannt (1293).

Man wußte sehr wol, daß Eduard in einer Lage war, in der er dieser Maaßregel nichts entgegensetzen konnte. Er brachte zwar ein Bündniß gegen Frankreich zusammen, allein dies half ihm wenig, und kostete ihm viel. Dafür, daß er den Deutschen König Adolf von Nassau mit großen Geldsummen zu einer Verbindung bewog, schloß Philipp mit dem Grafen Otto von Burgund einen höchst vortheilhaften Vertrag, vermittelst dessen der Letztere seine einzige Tochter einem Französischen Prinzen zu geben, und sein Land, bis dahin ein Deutsches Lehen, vom Reiche abzureißen und unter Französische Hoheit zu bringen versprach. Auch diese Ungebühr konnte wegen der Schwäche des damaligen Deutschen Königs nicht verhindert werden. Die überlegene Anzahl der Franzosen schlug nun bald die Engländer aus dem größten Theil von Guienne hinaus, und eine Französische Flotte landete sogar bei Dover und verbrannte diese Stadt, wogegen auch die Engländer die Küsten der Normandie verheerten.

Eduard hatte unter mehreren Französischen Vasallen auch den Grafen Veit II. von Flandern in sein Bündniß gezogen, der gegen Philipp aufgebracht war, weil ihm derselbe in einem Streit mit den Bürgern von Gent Unrecht gegeben hatte. Veit versprach dem König von England seine älteste Tochter zur Gemahlin für dessen Sohn, und erbot sich gegen eine bestimmte Summe von Hülfsgeldern zum Kriege gegen Philipp. Der Letztere erhielt von Allem Kunde, stellte sich aber ganz unwissend und lud sehr treuherzig den Grafen mit seiner Gemahlin zu sich nach Corbeil. Sie kamen, und wurden sogleich gefangen gesetzt. Der bestürzte Veit versprach nun, Alles zu widerrufen, und damit man dessen gewiß seyn könne, forderte ihm Philipp

eben die Tochter, die an den Englischen Prinzen versprochen war, als Geisel ab.

Graf Veit durch dieses Verfahren mit Recht entrüstet, erneuerte nun desto eifriger das Bündniß mit England, sammelte Truppen, und wollte seine Tochter mit Gewalt befreien. Philipp sah sich nun statt eines Feindes von zweien bedroht, und bot alles auf, um sich gegen beide zu behaupten. Geld zum Kriege mußten ihm Geistliche und Laien geben *). Um die übrigen Barone nicht mißtrauisch zu machen, erwies er ihnen kleine Gefälligkeiten; den Grafen Johann den Guten von Bretagne erhob er zum Herzog und Pair; den Gläubigern verbot er während des bevorstehenden Krieges die Auspfändung armer Edelleute, und durch das ganze Reich erging der Befehl, daß alle Privatkriege im Lande bis zur Beendigung des Flandrischen Zuges ausgesetzt seyn sollten (1295).

Dabei blieb sein Blick unaufhörlich auf England gerichtet. Eduard hatte sich schon den König Johann von Schottland zinsbar gemacht, als Philipp mit dem Letztern ein Bündniß schloß, ihm eine Französische Prinzessin für seinen Sohn anbot, und es dahin brachte, daß dem König von England der Friede wieder aufgekündigt ward. Auch die wilden, kurz vorher erst von Eduard bezwungnen Bewohner von Wales reizte Philipp zur Empörung gegen den Englischen König auf, und machte diesem dadurch so viel zu schaffen, daß er an eine Wiedereroberung Guienne's gar nicht denken konnte.

---

*) Schon 1291 hatte er einmal plötzlich in einer Nacht (1. Mai) alle in Frankreich wohnende Italienische Wechsler (Lombarden) aufheben lassen, unter dem Vorwande, daß sie das Volk durch ihren Wucher gar zu sehr aussögen. C'étoit un beau banquet, sagt Mezeray.

4. Philipp im Kampfe mit Bonifacius VIII.

Die merkwürdigste Begebenheit, welche durch diesen Streit herbeigeführt ward, war die Demüthigung des bis dahin so übermüthigen päpstlichen Stuhls. Diesen bestieg 1294 Bonifacius VIII., ein stolzer Mann, der sich nichts geringeres vorgesetzt hatte, als das Werk eines Gregor VII. und Innocenz III. fortzuführen. Allein an der Entschlossenheit Philipps des Schönen scheiterte sein Vorsatz.

Sobald er die päpstliche Würde erlangt hatte, ließ Bonifacius, kraft des päpstlichen Berufs, zwischen Völkern und Fürsten Frieden zu stiften, eine Aufforderung an die beiden Könige ergehen, ihren Krieg zu endigen, und bot sich zum Vermittler dabei an. Der König von England, durch seine Händel mit Schottland gedrängt, war zu dem von dem Papst angetragenen Waffenstillstand erbötig; aber Philipp gab ihm zur Antwort, ein König von Frankreich sey nicht gewohnt, in Staatssachen Gesetze anzunehmen, sein Streit mit England sey keine Religionssache, und einem Papste ziemten höchstens Ermahnungen, nicht Befehle. Der König war um so mehr gereizt, weil sich der Papst auch des Grafen von Flandern angenommen, und verlangt hatte, daß sich der König seinetwegen vor ihm rechtfertigen solle.

Bonifacius benutzte bald darauf eine andere Veranlassung, dem Könige seine Gewalt fühlbar zu machen. Da Philipp zu den Kriegskosten von den Kirchen seines Reichs eine schwere Beisteuer erpreßt hatte, so erschien die Bulle Clericis Laicos*), in welcher Jeder mit dem

*) Die päpstlichen Bullen werden nach ihren Anfangsworten bezeichnet.

Bann bedroht wurde, der den Geistlichen Steuern auflegen würde (1296). Dagegen erließ Philipp eine Verordnung, welche Geld und Kostbarkeiten aus Frankreich in fremde Länder auszuführen oder zu verschicken untersagte, und auf jene Bulle ward eine bündige Antwort gegeben. Die Könige, hieß es darin, hätten ihre Majestätsrechte geübt, ehe noch die Klerisey einen Theil des Staats ausgemacht habe. Die Freiheiten der Geistlichen dürften dem allgemeinen Wohl nie nachtheilig werden. Die Priester seyen Glieder des Staats, wie die Laien, und müßten demnach auch dessen Lasten tragen helfen, um so mehr, da sie die größten Güter besäßen. Dürften sie Gaukler und Buhlerinnen unterhalten, so werde es ihnen auch wohl anstehen, ihre Schätze zur allgemeinen Landeswohlfahrt herzugeben. Ihnen dies verbieten, hieße den Feinden beistehen. „Wir verehren," so schließt der Brief, „Gott mit Glauben und Ehrfurcht, und schätzen die Kirche und ihre Diener, aber unvernünftige und unbillige Drohungen scheuen wir keineswegs, denn vor Gottes Gnade hoffen wir allezeit gerecht befunden zu werden. Hat sich nicht der König von England, unser Lehnsmann, geweigert, vor unserm Gericht zu erscheinen? Nun da sahen wir uns genöthigt, seine Lehnsländer einzuziehen. Welcher Fürst wird sich in diesem Fall nicht vertheidigen? Und der König von Deutschland darf sich gar nicht über die Einziehung der Grafschaft Burgund beschweren, da er Uns, wie bekannt, auf eine übermüthige Art herausgefodert, und Uns mit noch ärgerer Behandlung gedrohet hat ꝛc." Sogar die Französische Geistlichkeit selbst schrieb dem Papst, er möchte diese Saite ja nicht wieder berühren, da die Fürsten und Herren, die fast alle unter ihren Lehnsleuten

auch Geistliche hätten, eben so aufgebracht darüber wären, als der König.

Der Krieg gegen Flandern ward endlich 1297 unternommen. Bei Compiegne versammelte sich ein Heer, und am Pfingstfeste schlug Philipp seinen Bruder Ludwig nebst hundert und zwanzig anderen Grafen und Herren feierlich zu Rittern. Der ganze Feldzug bestand in einer schrecklichen Verwüstung aller Flecken und Felder im feindlichen Gebiet, wodurch die Bürger von Lille so geschreckt wurden, daß sie sich wider Willen ihres Landesherrn an den König von Frankreich ergaben. Auch Courtray, Brügge und andere Städte öffneten die Thore ohne Widerstand. Der König von England war zwar nach Gent herüber gekommen, konnte aber seinem Bundesgenossen nicht helfen. Man schloß endlich, da sich der Winter näherte, einen Waffenstillstand, in welchem die Franzosen alle eingenommene Städte behielten, und Philipp der Schöne kam am Tage Allerheiligen sehr vergnügt nach Paris zurück.

Der Papst, der die Zurückhaltung seiner Einkünfte aus Frankreich schmerzlich empfand, sah sich genöthigt, nachzugeben, und stellte über seine vorigen Bullen eine so mildernde Erklärung aus, daß alles Anstößige daraus verschwand. Noch mehr, er vollzog die Heiligsprechung Ludwigs IX. auf die feierlichste Art, nachdem mehrere Personen bezeugt hatten, daß sie diesen König während seines Lebens drei und sechzig Wunder verrichten gesehen. Nach solchen Gefälligkeiten hob denn Philipp der Schöne auch sein Verbot der Geldausführung wieder auf.

Er nahm sogar des Papstes Friedensvermittelung an, jedoch nach vorgängiger ausdrücklicher Erklärung, daß er den Papst hierbei nur als eine Privatperson ansehe. Allein die Friedensartikel, welche derselbe mit red-

lichem Eifer aufsetzte, erschienen Philipp zu günstig für den König von England, so daß er sie mit Unwillen verwarf, und den Krieg im folgenden Jahre (1298) von Neuem anfing. Ganz Flandern ward jetzt erobert, bis auf das feste Gent. Graf Veit, von England verlassen, sah sich in der traurigsten Lage, und warf sich dem Grafen von Valois in die Arme. Dieser rieth ihm, mit seinen beiden Söhnen selbst nach Paris zu gehen, und des Königs Großmuth anzuflehen. Er ging, und warf sich dem Könige zu Füßen. Philipp schwieg lange, endlich sagte er finster, das Leben wolle er ihm schenken, aber den mit seinem Bruder geschlossenen Vertrag sey er nicht zu erfüllen verbunden, da derselbe ohne sein Wissen geschlossen sey. Der Graf wurde hierauf mit vierzig Flandrischen Herren gefänglich nach Compiegne geführt, seine Söhne nach anderen Festungen. Philipp zog ganz Flandern als ein Kronland ein, und ließ es durch einen Statthalter verwalten (1299).

Durch die Verwerfung seiner Vermittelung und noch durch viele andere Dinge beleidigt, bereute Bonifacius schon seine vorige Nachgiebigkeit, und nahm wieder eine feindliche Stellung gegen den König an. Er verlangte mit dem größten Ernste die Loslassung des Grafen von Flandern, verbot, daß dem Könige von dem Klerus fernerhin Beisteuer gegeben werde, und erließ endlich eine Bulle, worin er das bisherige Leben und Verfahren des Königs im Besondern und Oeffentlichen rügte, und ankündigte, daß er eine völlige Umgestaltung seines Hofes und seines Staates für nöthig halte; zu diesem Behufe werde er eine Versammlung in Rom halten, und habe dazu die Französische Geistlichkeit und die Doctoren der Französischen Universitäten berufen, damit man sich mit dieser Verbesserung

beschäftigen könne. Diese letztere Bulle, worin auf das stärkste ausgesprochen war, daß die weltliche Macht auch in allen weltlichen Dingen der päpstlichen unterworfen sey, brachte den König in den höchsten Zorn. Er erließ gegen diesen letztern Grundsatz folgenden merkwürdigen Brief:

„Philipp, von Gottes Gnaden, König der Franzosen, dem vermeintlichen Papste Bonifacius wenig oder gar keinen Gruß. Deine höchste Aberwitzigkeit wisse *), daß wir in zeitlichen Dingen niemanden unterworfen sind, daß die Vergebung der erledigten Pfründen, so wie die Einkünfte derselben, nach dem königlichen Recht Uns zugehören, daß die von Uns gethanen und noch zu thuenden Vergabungen ihre Kraft haben, und daß wir ihre Besitzer gegen jedermann standhaft beschützen werden. Wer anders glaubt, den halten wir für närrisch und unsinnig. Gegeben zu Paris ꝛc." **).

Philipp verbot zugleich seinen Geistlichen die Reise nach Rom, die päpstliche Bulle aber ließ er öffentlich zu Paris vor allem Volke in's Feuer werfen, und diese That unter Trompetenschall der ganzen Stadt verkündigen (11. Febr. 1302). Sodann beschied er einen Ausschuß des ganzen Volks zu einer Reichsversammlung nach Paris, auf den 10. April desselben Jahres. Abgeordnete des Adels, der Geistlichkeit, und zum ersten Mal auch der städtischen Gemeinheiten, erschienen in der Liebenfrauenkirche. So hoffte der König sein allerdings über den Druck der Regierung aufgebrachtes Volk zu

---

*) Sciat maxima tua fatuitas etc.

**) Dieser Brief ist die Parodie einer päpstlichen Bulle, welche dem Könige neben einer längeren, deren Inhalt oben angegeben ist, durch einen Legaten überreicht wurde. Indeß wird die Aechtheit sowol jenes Schreibens als dieser Antwort bezweifelt.

gewinnen. Er ließ einen Aufsatz verlesen, in welchem alle die kecken Anmaßungen des Papstes aufgezeichnet waren, und foderte von jedem Stande eine bestimmte Antwort, ob man verlange, daß die uralte Freiheit der Französischen Könige dem Papste aufgeopfert werden solle, oder ob man nicht vielmehr die Mißbräuche des Papstes und der Klerisei durch den weisen Nachdruck der weltlichen Macht beschränkt sehen möchte. „Ich erkläre hiermit, so schloß die Rede, daß ich bereit bin, mein ganzes Vermögen, ja meine Person und meine Kinder, wenn es nöthig wäre, dem allgemeinen Wohl aufzuopfern."

Die Barone und die Städteverordneten gingen hierauf bei Seite, besprachen sich über die Sache, und obschon der Papst in gewissem Sinne ihre Rechte gegen den König vertheidigte, antworteten sie durch den Mund des Grafen von Artois, daß sie eher ihr Leben lassen, als die Freiheit ihres Königs von dem Papste oder irgend jemand Anderm beschränken lassen wollten. Jetzt ward die Antwort der Prälaten verlangt. Diese baten um Bedenkzeit, ja um Erlaubniß nach Rom reisen zu dürfen, welches aber verworfen ward, mit der Drohung, man werde Jeden als einen Feind des Staats ansehen, der nicht der Meinung der beiden weltlichen Stände beitrete. So bedrängt, gelobten auch sie die Freiheit des Königreichs zu vertheidigen, und schrieben abermals an den Papst die dringendsten Bitten, von seinen gewagten Versuchen abzustehen.

Allein Bonifacius konnte sich nicht entschließen, in einem Streite nachzugeben, in welchem seine großen Vorgänger immer so siegreich gewesen waren. Er sandte die heftigsten Bullen nach Frankreich, schalt in den stärksten Ausdrücken auf die Diener des Königs, behauptete

keck seine Herrschaft über die ganze Welt *), erinnerte den König an drei seiner Vorgänger, die in alten Zeiten durch die Päpste sollten abgesetzt worden seyn, und drohte ihm sogar, wenn er in seinem Ungehorsam beharrte, dasselbe Schicksal. Auf der Kirchenversammlung, die er am 30. Oct. 1302 zu Rom eröffnete, und bei der sich doch in der That mehr als vierzig Französische Prälaten einfanden, wurden diese Beschlüsse wiederholt und verstärkt.

Philipp, der in diesem gefährlichen Streite mit der besonnensten Schlauheit verfuhr, ließ die nach Rom gegangenen Prälaten ihrer Pfründen verlustig erklären, und berief eine neue Reichsversammlung auf den 12. März 1303 nach Paris zusammen, um nun einen unmittelbaren Angriff zu wagen. In dieser Versammlung führte der berühmte Wilhelm von Nogaret, der sich durch seine Klugheit von einem Professor der Rechte zu Montpellier zum königlichen Minister emporgeschwungen hatte, und späterhin gar Kanzler wurde, das Wort. Er brachte eine Menge Beschuldigungen gegen Bonifacius vor, aus denen er die Folge zog, daß derselbe nicht als rechtmäßiger Papst zu achten, sondern vielmehr der König zu bitten sey, eine allgemeine Kirchenversammlung zu berufen, die ihn absetze, und der Kirche ein neues, würdigeres Haupt gebe. Dazu sey der König verbunden, weil er durch einen Eid gelobt habe, die Kirche zu schützen. Zum Schlusse bat er, daß man diesen Antrag niederschreiben und zu den Akten legen möchte, welches geschah.

Hierauf endlich erfolgte die lange zurückgehaltene Bann-

---

*) Dies that er in der Bulle Unam sanctam, welche mit den Worten schloß: „Wir verkünden und erklären, daß der Glaube, jede menschliche Creatur sey dem Römischen Papste unterwürfig, zur Seligkeit nothwendig ist."

Bannbulle, die in ganz Frankreich bekannt gemacht ward. Andere Bullen befahlen den Geistlichen, unverzüglich nach Rom zu kommen. Philipp ließ die Botschafter, welche diese Bullen sogar in Paris zu verbreiten wagten, in's Gefängniß werfen, und die Einladung der Stände zu einer neuen Reichsversammlung gegen die päpstlichen Anmaßungen selbst an das Haus des Legaten zu Tours anschlagen.

Darauf verließ der Legat das Reich. Bonifacius schenkte die Französische Krone dem Deutschen König Albrecht, allein dieser war klug genug, sich nicht darauf einzulassen. Der König von England ward durch innere Unruhen abgehalten.

Am 13. Jun. 1303 versammelten sich unterdessen die Stände zum dritten Male im Louvre. Hier las ein Ritter Wilhelm von Plasian neun und zwanzig Artikel vor, welche die wunderlichsten Beschuldigungen gegen den Papst enthielten. Die Berufung an einen neuen Papst und an eine allgemeine Kirchenversammlung ward hier auf's neue feierlich beschlossen, und Abgeordnete wurden in die Provinzen geschickt, den schriftlichen Beitritt aller geistlichen und weltlichen Behörden zu dieser Berufungsurkunde einzuholen. Die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts enthält ein Beispiel von dem Erfolge solcher Einholungen. Jeder unterschreibt gern, um nur Ruhe zu haben. Manchem, der neutral bleiben wollte, ward auch wol mit Landesverweisung gedroht. So lief denn auch hier eine bewundernswürdige Menge von Beitrittsschreiben ein.

Bonifacius VIII. hielt dagegen ein neues Consistorium zu Anagni, in welchem mehrere neue Bullen gegen Philipp IV. aufgesetzt wurden. In einer derselben ward der König der Regierung unfähig erklärt, seine Unter-

thanen ihres Eides entbunden, und alle mit ihm geschlossene Verträge als nichtig zerrissen. Diese Bulle sollte am 8. Sept. 1303 bekannt gemacht werden. Aber die Entschlossenheit Wilhelms von Nogaret gab der Versammlung einen höchst unerwarteten Ausgang. Dieser war nämlich schon im März ganz heimlich mit großen Geldsummen nach Italien gegangen, hatte alle Feinde des Papstes, besonders mehrere von ihm abgesetzte Cardinäle, auf seine Seite gebracht, und selbst zu Anagni ganz in der Stille eine Partei gegen ihn gewonnen. Als alles reif war, brach eine bewaffnete Schaar, Wilhelmen von Nogaret und einen vornehmen Römer, Sciarra Colonna, einen Todfeind des Papstes, den dieser aus Italien verjagt hatte, an der Spitze, plötzlich des Morgens ganz früh (1. Sept. 1303) in die Stadt ein, und besetzte den päpstlichen Palast ohne Widerstand und unter lautem Geschrei: „Es sterbe der Papst Bonifacius! es lebe der König von Frankreich!" Alle Cardinäle entflohen, der ganze päpstliche Schatz fiel in die Hände der Plünderer. Der Papst, der sich bis zum letzten Augenblick mit Standhaftigkeit und Würde benahm, wurde in seinem Zimmer gefangen gehalten und strenge bewacht. Allein nach wiedererlangter Besonnenheit schämten sich die Bürger von Anagni ihrer Ueberraschung, fielen über die schwache Besatzung her, jagten sie zur Stadt hinaus, und befreiten so den Papst wieder, am dritten Tage nach seiner Gefangennehmung. Noch an demselben Tage ging er nach Rom zurück, verfiel aber in eine Gemüthskrankheit, an der er schon am 11. Oct. 1303 in seinem achtzigsten Jahre starb.

5. Philipps fernere Regierung.

Philipp begnügte sich nicht mit müßiger Freude über diesen merkwürdigen Sieg, sondern suchte ihn auch ganz zu seinem Vortheil zu benutzen. Der schnell erfolgte Tod des gleich nach Bonifacius Absterben erwählten Papstes, Benedicts XI. (1304), bot ihm dazu eine glückliche Gelegenheit. Unter den Cardinälen entstand ein heftiger Zwiespalt zwischen der Französischen und Italienischen Partei, und man konnte sich über die Besetzung des päpstlichen Stuhls lange nicht vereinigen, bis der schlaue Cardinal du Prat, der an der Spitze der Französischen Partei stand, durch List einen Ausweg fand. Man erzählt nämlich, er habe die Gegner vermocht, drei Candidaten vorzuschlagen, aus denen seine Partei einen wählen sollte. Die Italienische Partei glaubte völlig sicher zu gehen, wenn sie drei bekannte Franzosenfeinde vorschlug, unter denen sich auch der Erzbischof von Bordeaux, Bertrand von Got, befand, der überdies sein ganzes Glück Bonifacius VIII. zu danken hatte. Dennoch mußte man Französischer Seits glauben, daß er zu gewinnen sey. Philipp ward wenigstens sogleich davon benachrichtigt und kam mit ihm zusammen. Er stellte ihm vor, daß er jetzt Papst werden könne, wenn er Bedingungen eingehen wolle, die man ihm vorlegen würde. Voll Freuden ging Bertrand diese ein, und beschwor sie, um nur die päpstliche Würde zu erhalten. Sie betrafen die Wiederherstellung der Colonna, die Verdammung des Andenkens des Papstes Bonifacius, die Bewilligung des Zehnten auf fünf Jahre, und die Aussöhnung des Französischen Königs mit der Kirche.

Ob auch in einem geheimen Artikel, dessen Entdekkung sich der König noch vorbehielt, die Verlegung des päpstlichen Stuhls nach Frankreich bedungen ward, ist zweifelhaft, aber unterhandelt muß der König darüber haben. Wenigstens ging die Sache vor sich. Der nun (1305) wirklich zum Papst erwählte Bertrand, der den Namen Clemens V. annahm, berief sogleich die Kardinäle zu seiner Krönung nach Lyon, und nachdem er sich abwechselnd in Lyon, in Poitiers und in Bordeaux aufgehalten hatte, verlegte er endlich seinen Sitz förmlich nach Avignon. Obgleich die Stadt nicht unmittelbar in dem Gebiete des Französischen Königes lag, denn sie gehörte zum Römisch-Deutschen Reiche, so blieb doch von jetzt an das Papstthum dem übermächtigen Einflusse des Französischen Hofes so ausgesetzt, daß seitdem alle freie Selbständigkeit desselben verloren ging. Clemens V. empfand dies gleich jetzt, als Philipp darauf bestand, daß das Andenken des Papstes Bonifacius durch eine förmliche und gerichtliche Verurtheilung desselben und durch Verbrennung seiner Gebeine beschimpft werden solle. Clemens mußte alle Mittel aufbieten, den Zudringlichkeiten des Königes zu entgehen, und er rettete sich und den päpstlichen Stuhl endlich dadurch vor diesem Schimpfe, daß er dem König vorstellte, daß ein solches gerichtliches Verfahren, um es recht feierlich zu machen, einer Kirchen-Versammlung müsse vorgelegt werden. Diese ward denn zu Vienne gehalten (1311. 1312) und die Untersuchung gegen Bonifacius angestellt, aber sie endigte sich mit eiuer Freisprechung des Papstes, gegen welche Philipp nichts weiter einwenden konnte.

Indessen mußte doch der Papst auf derselben Kirchen-Versammlung durch die Verdammung des Tempelherrenordens der Habsucht, Gewaltthätigkeit und Rach-

sucht des Königes als Werkzeug dienen, denn daß das ganze ungerechte Verfahren gegen diesen Orden hauptsächlich von Philipp ausging, leidet keinen Zweifel. Der Orden war überaus reich, so daß seine Besitzungen an neuntausend Comthureien umfaßten, deren sehr viele und ansehnliche sich in Frankreich befanden. Man kann zugleich glauben, daß einem Fürsten wie Philipp, der so eifersüchtig auf sein Ansehn war, neben dem Gelüst nach ihren Schätzen, diese Gesellschaft von Seiten ihrer Macht und ihres Ansehns verhaßt war. *) Der Orden erkannte fast unter keinem Verhältniß weder das weltliche noch das geistliche Ansehn der Staaten, in denen er sich aufhielt, und auch seine Abhängigkeit vom heiligen Stuhl war lose. Der Großmeister nannte sich von Gottes Gnaden, durch welchen Ausdruck man Unabhängigkeit und Selbständigkeit ausdrückte; die Wahl desselben war nicht einmal der Bestätigung des Papstes unterworfen; kein Fürst oder Bischof konnte über sie ein Urtheil sprechen. Philipp beschuldigte sie auch noch besonders eines großen Antheils an einem Aufruhr, der über des Königs Münzverfälschungen, durch welche die Templer als reiche Kapitalisten allerdings viel litten, ausbrach. Alles dieses zusammengenommen mochte ihn endlich zu dem feindlichen Angriff gegen den Orden bewegen, mit dem er 1307 losbrach.

Durch geheime überall ausgesandte Befehle wurden alle Ritter an einem Tage festgesetzt, und ihre Güter, besonders ihr bewegliches Vermögen, vor allem ihr Schatz im Tempel zu Paris, in Beschlag genommen; zugleich ward das gerichtliche Verfahren gegen sie eingeleitet.

---

*) Noch dazu wenn sie jetzt, da in Palästina Alles verloren war, ihren Sitz in Frankreich aufschlug.

Die Anklagen, die man gegen sie erhob, waren zum Theil wunderlicher Art. Man beschuldigte sie, daß sie in ihren nächtlichen Versammlungen ein Götzenbild, Baffomet, anbeteten, daß sie untereinander die unnatürlichsten Laster begehen dürften, daß sie Kinder opferten, daß jeder neu Aufzunehmende dem Großmeister den Nabel, den Hintern und andere Theile seines Körpers küssen, daß sie Christum verleugnen und auf das Kreuz speien müßten u. s. w. Die neueren Untersucher sind meistens von der Unschuld des Ordens überzeugt, und haben diese Anklagen entweder als reine Erfindungen oder als Mißverständnisse des geheimen Sinnes gewisser Gebräuche anerkannt, oder doch die Schuld des Ordens nur in eingerissenem Sittenverfall gefunden. Die Weise wie das gerichtliche Verfahren geführt worden, scheint dies zu bestätigen. Man übereilte die Sache aufs äußerste; man würdigte die Zeugen, die gegen den Orden auftraten, nicht nach der Glaubwürdigkeit, welche sie verdienten; man bekümmerte sich nicht darum, daß viele bestätigende Aussagen, welche man den einzelnen Gliedern des Ordens durch die Folter abgepreßt hatte, von denselben widerrufen wurden. So hatte man auch dem Großmeister des Ordens, dem würdigen Jakob Molai, solche Geständnisse abgelockt, durch welche die Schuld des Ordens bestätigt werden sollte; als er sie aber öffentlich wiederholen sollte, leugnete er Alles, welches für ihn die böse Folge hatte, daß der erbitterte König diesen Greis sogleich an einem langsamen Feuer verbrennen ließ. Kurz vorher waren dreiundfunfzig Glieder des Bundes auf eine ähnliche Weise verbrannt.

In anderen Ländern waren die Verfolgungen minder gewaltthätig. In Aragonien thaten die Templer aus ihren festen Burgen einen langen und heftigen Wi-

derstand; in Deutschland trat der Wildgraf Hugo auf einer kirchlichen Versammlung zu Mainz von zwanzig gewaffneten Rittern begleitet mit einem solchen Widerspruch auf, daß die ganze Versammlung in Schrecken gerieth und das Schicksal der Ritter sehr milde bestimmte. Indessen ward der Orden doch vom Papste auf der genannten Kirchenversammlung aufgehoben. Seine Güter wurden eingezogen und fielen verschiedenen Personen und Körperschaften zu. Vieles erhielten die Johanniter, manches die Bischöfe und die Bettelmönche; in Portugal ward ein neuer Orden, der Christ-Orden, aus dem Nachlaß gestiftet. In Frankreich zog der Adel und vor allem der König, wie wir schon angedeutet, einen sehr ansehnlichen Gewinn daraus; unter andern tilgte er eine Schuld von einer halben Million Livres nach unserm Gelde, womit er dem Orden verpflichtet war; auch eignete er sich Alles zu, was die Tempelherren auszustehen hatten. Zwei Drittheil ihres beweglichen Vermögens hatte er ebenfalls an sich genommen, und von vielen Gütern, die er endlich an die Johanniter zurückgab, hatte er wenigstens lange den Niesbrauch gehabt. Alle diese Umstände bestätigen es, daß Habsucht und Geldverlegenheiten in diesem Falle eben so mitwirkten wie bei den vielen Münzverfälschungen, durch welche seine Regierung überaus drückend wurde.

Fast in den meisten Europäischen Ländern betrachteten es die Könige als ein Mittel sich Geld zu verschaffen, wenn sie die Münzen leichter ausprägen ließen; aber Keiner hat einen solchen Mißbrauch damit getrieben, wie Philipp. Um den Vortheil den dieß Verfahren gewährte noch zu vergrößern, benutzte er es zugleich, um den größeren Baronen das Münzrecht, das sie besaßen, zu entreißen. Denn nachdem die Ver-

wirrungen *), die aus seinen Münzverfälschungen und denen der größeren Barone, die ihm treulich darin nachfolgten, entstanden waren, den höchsten Grad erreicht hatten, ließ er plötzlich neue vollwichtige Münzen schlagen, und wandte nun den Haß des bis zur Verzweiflung getriebenen Volkes auf die falschmünzenden Barone. Er erschien jetzt als ein Retter, indem er von nun an, unter dem Vorwande, zu verhüten, daß die Barone nicht schlechte Münze prägten, ihnen das Münzrecht theils ganz entriß, theils wenigstens unter seine nähere Aufsicht brachte, so daß es allmählig ein ausschließendes Recht der Könige werden konnte. Um auch die oberste Gerichtsbarkeit über das ganze Reich in die Hände der Regierung zu bringen, setzte er den von seinen Vorgängern eingeschlagenen Weg fort, nämlich die Apellationen von den Gerichten der Barone zu begünstigen, und errichtete deshalb neue Obergerichte.

Auch auf Erweiterung des Staats nach Außen war er bedacht. Lyon, das bisher unter seinem Erzbischof fast unabhängig gewesen war, verleibte er Frankreich ein. Aber die Erwerbungen, die er durch Waffengewalt gemacht, konnte er nicht behaupten. Guienne gab er in dem Frieden mit England (1298) an Eduard wieder zurück, und brachte dies Opfer zum Theil, um sich Flanderns destomehr zu versichern. Allein auch dieses

---

*) Er nährte diese Verwirrungen erst recht geflissentlich, denn als man beim Handel und Wandel nach Mark Silbers rechnen wollte; so verbot er dieses; man mußte nach Livres, Sous und Deniers rechnen. Anfangs war nämlich der Livre wirklich ein Pfund Silber von 12 Unzen, aus welchem man 20 Sous prägte, unter Philipp dem Schönen aber war es dahin gekommen, daß eine Mark Silber (von 8 Unzen) 8 Livres 10 Sous galt. S. Mably observations sur l'histoire de France. T. III. p. 171.

Land ging schon 1302 wieder verloren, indem die Flanderer der Französischen Herrschaft bald müde wurden.

In Brügge ward das Volk zuerst wegen der Abgaben unruhig, und zwar anfangs gegen den Stadtrath. Dieser foderte Französische Hülfe, um es zu züchtigen. Die Aufrührer zogen unter einem Weber, Peter König, einem Manne von sechzig Jahren, arm, klein, häßlich, auf einem Auge blind, aber voll Kühnheit und voll feuriger Beredsamkeit, aus der Stadt hinaus, die von den Französischen Truppen besetzt, ihrer Freiheiten beraubt, mit neuen Abgaben beschwert und durch Erbauung einer Burg mit einem noch härtern Druck bedrohet ward. Der Haß gegen die Franzosen wuchs; die Söhne des gefangnen Grafen, welche frei geblieben waren, benutzten diese Stimmung und den Einfluß des Webers Peter König. Mit einem Heere wird Brügge überrascht, und eine allgemeine Niedermetzelung der Franzosen beginnt. Damit keiner entwische, muß jeder die Worte „Schilt und Vriend" sagen, um die Franzosen an der Aussprache zu erkennen. Dreitausend Franzosen wurden das Opfer dieses Anschlags.

Ein großes Französisches Heer sollte diese Schmach rächen, aber es erlitt nur eine noch größere. Bei Cortryk war es mit den Flanderern zusammengestoßen, deren Heer meistens aus Bauern und Bürgern, welche der Haß gegen die Franzosen beseelte, bestand, und von den jungen Grafen angeführt ward. Vor der Schlacht wurde Peter König zum Ritter geschlagen, das ganze Heer aber durch Vorzeigung der Monstranz im Vertrauen zu Gott gestärkt. Viele in dem Französischen Heere riethen, sich mit der verzweifelten Menge in keinen förmlichen Kampf einzulassen, sondern sie durch fortgesetzte kleine Anfälle von allen Seiten in Athem zu erhalten,

welches sie, die gern äßen und tränken, endlich ermüden würde. Aber solch ein Rath ward von den Französischen Rittern als Feigheit behandelt. Sie eilten zum Angriff gegen die Flanderer, die vor sich einen Wassergraben hatten. In diesen stürzten die angreifenden Franzosen, und wurden von den Gutentags (so nannten die Flanderer mit bäurischem Witz ihre langen mit Eisen beschlagenen Spieße) niedergestochen. Die Verwirrung ward dadurch allgemein, und es erfolgte eine gänzliche Niederlage der Franzosen (1302), in welcher zwölfhundert ihrer Edelleute den Tod fanden.

Den Siegern wuchs der Muth. Sie verwarfen keck die Friedensvorschläge, welche der deswegen aus seiner Haft entlassene alte Graf ihnen thun mußte; vielmehr stellte sich ein anderer seiner Söhne, der dem König Karl von Sicilien bis jetzt gedient hatte, an die Spitze der Flanderer, und gab lieber reiche Besitzungen in Italien verloren, um nur seinem Vaterlande zu Hülfe kommen zu können. Zwar verloren die Flanderer eine Schlacht gegen die Franzosen bei Mons en Puelle (1304), aber nicht den Muth, den ihnen Verzweiflung und Haß gegen ihre Feinde immer erhielt. Ja zum Erstaunen Philipps stand ein neues Heer da, welches ihn durch Herolde zum Kampf herausfodern ließ. Philipp ging daher lieber einen Frieden ein, kraft dessen er die gefangenen Söhne des nun gestorbenen alten Grafen, so wie die übrigen Flanderer ihrer Haft entließ, dem Lande seinen Grafen und seine alten Freiheiten zurückgab, und nur einige Städte, Ryssel, Douay, Bethune, Orchies, behielt. Ueber diesen Punkt entstanden nachher Streitigkeiten. Man erzählt, Philipp habe diese Städte nur als Unterpfand für eine zu bezahlende Summe erhalten, hernach aber sie für sein Eigenthum erklärt.

Die Feindseligkeiten brachen daher 1313 wieder aus, und wurden noch unter den folgenden Regierungen fortgeführt. Philipp selbst starb, nachdem er einen Waffenstillstand mit den Flanderern eingegangen war 1314, und hinterließ sein Reich in einer dumpfen Gährung. Denn der Druck der Abgaben und die willkührliche Gewalt, mit welcher herkömmliche Rechte von ihm zerstört worden waren, hatte alle Gemüther so empört, daß in Champagne, in der Picardie, in Artois und Burgund Alles einem Aufstande nahe war, und besonders der Adel in Verbindungen trat, um sich Abhülfe seiner Beschwerden zu verschaffen.

---

6. Philipps Söhne.

(1314 — 1328.)

Ludwig X., mit dem Zunamen Hutin, bot alle Künste auf, diesen drohenden Sturm zu beschwichtigen. Es gelang ihm zum Theil durch Versprechungen, die eigentlich nichts gewährten, und durch die Hinrichtung des Finanzministers Enguerrand de Marigni, den man als den Urheber alles Uebels ansah, da er doch nur ein brauchbarer Diener Philipps des Schönen gewesen war. Durch ein neues Mittel, nämlich durch Verkauf der Freiheit an die Leibeignen auf seinen Gütern, verschaffte Ludwig sich Geld, mit welchem er ein Heer gegen Flandern in Bewegung brachte. Der Feldzug war fruchtlos, und da Ludwig schon 1316 starb, und bald darauf auch sein nachgeborner Sohn *), endete sein Bruder und Nach-

---

*) Ludwig hinterließ auch eine minderjährige Tochter, Erbin des Königreichs Navarra und der Grafschaft Champagne, welche

folger Philipp V., der Lange, diesen Krieg durch einen Frieden, in welchem die Städte Douay, Orchies, Ryssel, bei Frankreich blieben.

Um die königliche Gewalt im Innern zu befestigen, fuhr Philipp auf dem Wege seines Vaters fort; er nahm die Waffen der Bürger in den Städten unter seine Aufsicht, setzte einen Beamten, der im Fall eines Krieges diese anführte, und verordnete in allen Kreisen neben den Baillis (Amtleuten), welche bis jetzt die Handhabung des Rechts, die Besorgung der Einnahmen und des Kriegswesens zugleich betrieben hatten, besondere Kriegsobersten, welche der Miliz vorstehen und zugleich die Edelleute im Zaum halten mußten. Und obgleich Philipp V. 1322 starb, und sein Bruder und Nachfolger Karl IV. ebenfalls nicht lange herrschte (bis 1328), so wurde doch, trotz des schnellen Wechsels, in den Grundsätzen der Regierung nichts verändert, und die Entwickelung der königlichen Macht ging ungehindert ihren Gang.

---

7. England unter Eduard I.

(1273 — 1307.)

Eduard, Heinrichs III. Sohn, war auf seiner Rückreise aus dem heiligen Lande (oben S. 79.) in Sicilien, als er den Tod seines Vaters erfuhr, und war gerührter darüber, als über den Tod seines Sohnes, der ihm zugleich gemeldet ward. Er setzte nun seine Reise nach der Heimath fort, und nahm seinen Weg durch Frankreich, wo er Philipp III. als Vasall für seine Fran-

---

Ansprüche auf die Nachfolge machte, aber es ward zu Gunsten Philipps entschieden, weil das Salische Gesetz das weibliche Geschlecht von der Thronfolge ausschloß.

zösischen Besitzungen die Huldigung leistete, und dann erst noch diese seine Länder besuchte um dort Anordnungen zu treffen, so daß er fast ein ganzes Jahr lang in Frankreich blieb *). Erst am 19. August 1274 ward er in der Westmünsterkirche von dem Erzbischof von Canterbury gekrönt und seine so wenig beschleunigte Rückkehr scheint keine nachtheilige Folgen für die Ruhe des Reichs gehabt zu haben. Es wirkte der Ruf seiner großen Persönlichkeit, welche er in dem bürgerlichen Kriege unter seinem Vater schon vor Aller Augen entfaltet hatte, auch in die Ferne, und durch seine Gegenwart vollendete er nun diese Beruhigung des Reichs. Da die gewöhnlichen Richter nicht den Muth hatten, die damaligen Ruhestörer und Uebelthäter zu verfolgen, errichtete er besondere und außerordentliche Behörden, welche durch das ganze Land ziehen und mit strengem Nachdruck alle bekannte Verbrecher zur Untersuchung und Strafe ziehen mußten.

Von bösen Unterthanen hatte er sich auf diese Weise gereinigt, und das Recht wieder in sein Ansehn eingesetzt; aber sein kriegerischer Geist ging weiter, er wollte gefährliche Nachbarn demüthigen, und durch ihre Unterjochung seine Kraft vermehren, die sie jetzt bedroheten. Die bürgerlichen Unruhen unter seinem Vater hatten ihn die Wichtigkeit dieses Unternehmens gelehrt. Niemals würde Leicester so übermüthig haben werden können, hätte nicht Lewellyn der Fürst von Wales, dieses Englischen Tyrols, ihm so bedeutende Hülfe geleistet. Da er sich auch jetzt unter allerlei Vorwänden weigerte,

---

*) Sein ritterlicher Ruf zog ihm hier auch eine Einladung zu einem Turniere, das in Chalons gehalten wurde, zu, aber die Tapferkeit, die er zeigte, erregte die Eifersucht der Franzosen so sehr, daß das Turnier in eine Schlacht verwandelt wurde.

dem Englischen Könige die Huldigung zu leisten *), bewies er seine Furcht vor ihm, oder seine Abneigung gegen ihn. Beides gab Eduarden Anlaß und Gelegenheit, den Vorsatz durchzuführen, seinem Reiche dies wichtige Glied einzufügen. Er drang sehr vorsichtig in die Gebirgsschluchten der Waliser ein, vermied ihre bekannte Tapferkeit auf die Probe zu stellen, und zwang sie durch Hunger, seine Bedingungen anzunehmen (1277). Da aber diese zu hart und demüthigend waren, so machten die Waliser einen Versuch, ihre Freiheit und Unabhängigkeit wiederzugewinnen, der aber, weil er mißlang, den gänzlichen Untergang derselben herbeiführte. Eduard eilte nämlich, während sein Landheer gegen Wales vorrückte, mit seiner Flotte nach der Insel Anglesey, bemächtigte sich dieses wichtigen Punktes und drang von hier aus in das Land ein. Lewellyn, der sich von seinem Heere entfernt hatte, um von den Bergen herab die Bewegungen der Feinde auszukundschaften, ward auf dem Rückwege ganz allein von einem Englischen Soldaten überrascht und erschlagen. Dadurch verloren die Waliser, die entschlossen waren, sich in ihren Bergen zu vertheidigen, den leitenden Mittelpunkt, und obgleich des Erschlagenen Bruder, David, den Kampf fortsetzen wollte, so wurde doch auch er besiegt und auf Befehl des zornigen Eduard durch den Strang hingerichtet. Damit endete aller fernere Widerstand.

Wales ward nun mit der Krone vereinigt, in Grafschaften getheilt, nach Englischer Weise verwaltet, und so die innerliche Verschmelzung beider Länder allmälig herbeigeführt. Man erzählt noch, Eduard habe sich ei-

---

*) Heinrich II. hatte die Abhängigkeit von Wales erneuert und befestigt; unter den unruhigen Regierungen Johanns und Heinrichs III. aber war sie ganz in Vergessenheit gekommen.

nes grausamen Mittels bedient, diese Verschmelzung zu sichern. Da nämlich die Waliser große Freunde der Dichtkunst waren (denn die Barden machten bei ihnen einen besondern Stand mit verschiedenen Abstufungen aus) so befürchtete er, die alten Volkslieder, an Festen unter Spiel und Fröhlichkeit vor den Ohren der bewundernden Jugend abgesungen, möchten zu lebhaft an die alte Freiheit und Eigenthümlichkeit erinnern, und die Prophezeiungen Merlins *), daß ein Waliser Englands Krone tragen solle, zu neuen Hoffnungen aufregen; er ließ daher alle Barden aus Wales zusammenkommen und hinrichten. Unschuldiger war das Mittel, daß da Eduards Gemahlin zu Caernarvon zu großer Freude der Waliser einen Sohn gebar, der König diesen zum Fürsten von Wales ernannte, welchen Namen alle Thronerben Englands seit dieser Zeit geführt haben. So war Eduards Plan schnell gelungen.

Die zweite große kriegerische, gleichen Vortheil versprechende Unternehmung, welche Eduard beschäftigte, war die Unterwerfung Schottlands. Die Veranlassung dazu führte der unerwartete Tod des Schottischen Königs Alexander III. (1286) herbei. Er hinterließ keine männliche Erben, und ernannte, mit Bewilligung der Stände, seine Enkelin, die Tochter seiner an einen Norwegischen Fürsten vermählten Tochter, Margarethe, zu seiner Nachfolgerin. Eduard faßte jetzt die Hoffnung, auf einem friedlichen Wege durch Vermählung seines Sohnes mit dieser Fürstin (die zugleich auch seiner Schwester Enkelin war) die für beide Länder wohlthätige Vereinigung Englands und Schottlands zu erreichen. Er ließ daher für seinen Sohn um sie werben, und da die Schotten selbst

*) Ein in der Rittermythologie berühmter Zauberer.

nicht abgeneigt waren, so ward eine Gesandtschaft nach Norwegen abgeschickt, die aber leider bei ihrer Ankunft die Fürstin schon todt fand. Dies war ein Unglück für beide Länder, zunächst aber am allermeisten für Schottland.

Hier traten nun eine Menge von Bewerbern um die Krone auf, unter denen zwei die am meisten Berechtigten und Mächtigsten waren, Johann Baliol und Robert Bruce. Ganz Schottland theilte sich in zwei Parteien, und ohne einen bürgerlichen Krieg schien eine Entscheidung unmöglich. Diesen zu vermeiden, wandten sich die Verweser des Landes an den König von England, und foderten ihn auf, einen schiedsrichterlichen Spruch zu thun. Eduard nahm diesen Antrag an, konnte aber dabei der Versuchung nicht widerstehen, bei dieser Gelegenheit Schottland wenigstens in eine größere Abhängigkeit zu bringen. Nachdem er daher die Schottischen Stände nach Norham zusammenberufen hatte (1291), verlangte er zuvörderst die Anerkennung seiner oberlehnsherrlichen Rechte. Wie wenig gegründet diese Ansprüche auch waren, so nöthigte die Hülfslosigkeit des in seinem Innern gespaltenen Schottischen Reichs und die Furcht vor der in der Nähe befindlichen bewaffneten Macht Eduards, die Schotten zur Anerkennung der gefoderten Oberhoheit. Die sämmtlichen Thronbewerber schwuren zum Voraus, die Krone von ihm zu Lehn zu nehmen, und die Schottischen Reichsverweser räumten ihm auch alle Festungen ein, welche er mit Engländern besetzen ließ. Nun erst ward die Untersuchung vorgenommen. Vier und zwanzig Rechtsgelehrte prüften die Ansprüche der sämmtlichen Bewerber und entschieden endlich für Baliol, welche Entscheidung von Eduard I. angenommen und ausgesprochen ward. Der ernannte neue König ward nach herkömmlicher Weise zu Scone auf dem berühmten

rühmten Steine gekrönt und zu New-Castle leistete er Eduarden die Huldigung.

Die Schotten hatten sich gefügt, aber nur äußerlich, innerlich empfand man den größten Unmuth, sowol über die Sache selbst als über die Art, wie Eduard zu diesem Rechte gelangt war. Johann Baliol selbst erhielt auf eine empfindliche Weise das Gefühl seines abhängigen Verhältnisses. In einem Streite zweier mächtiger Schottischer Häuser, worin er ein Urtheil gefällt, berief sich die unterliegende Partei von seinem Gericht auf das des Königes von England, und Johann Baliol durfte nicht wie er wünschte durch einen Sachwalter, sondern mußte persönlich wie ein Privatmann vor seinem Lehnsherrn Rede stehen. König und Volk wünschte dies verhaßte Band zu zerreißen, und der zwischen Frankreich und England ausgebrochene, oben schon erzählte Krieg, gab diesem Unmuthe endlich einen Ausweg. Philipp erkannte zu wohl, wie nützlich ihm ein solcher Bundesgenosse werden könnte, und Schottland bedurfte zu sehr fremder Hülfe, um sich an Eduard rächen zu können. Beide schlossen also ein gegenseitiges Schutz- und Trutzbündniß, besprachen eine Vermählung von Baliols Sohne mit einer Französischen Fürstin, und Baliol sandte dem Englischen Könige eine schriftliche Aufkündigung seines Lehnseides, als dieser schon auf die erste Kunde von dem geschlossenen Bündnisse mit allen den Streitkräften, die er gegen Frankreich zusammengebracht, aufgebrochen war, und nun gegen Schottland losrückte.

Aber Johann Baliol fand weder in der Verfassung seines Reiches noch in der allgemeinen Treue der Bewohner hinlängliche Hülfsmittel. Eduard drang über die Gränzen, erstürmte Berwick, dessen Bewohner er die ganze Schwere seines Zorns empfinden ließ, und bei

Dunbar besiegten die Engländer in einer blutigen aber entscheidenden Schlacht das Schottische Heer. Der König Baliol mußte sich und das Reich in die Hände Eduards überliefern (1296), und ward als ein Gefangener nach London gesandt; das Land kam unter die Verwaltung des Englischen Grafen Warenne, des Siegers von Dunbar, und zum Zeichen, daß Eduard die Unabhängigkeit und Selbständigkeit des Schottischen Reichs für immer vernichtet habe, nahm er den berühmten Krönungsstein zu Scone mit sich.

Aber die Schotten waren nur betäubt, nicht vernichtet; bald erwachte in ihnen der Muth der Verzweiflung, und die Lage Eduards reizte sie zur That. Eduard war nämlich mit dem Französischen Kriege beschäftigt; im Innern seines Reichs zeigte sich eine dumpfe Gährung über die gewaltsame Art, mit der er zum Behufe dieses Krieges seinen Geldbedürfnissen abhalf, weil die Bewilligungen des Parlaments nicht hinreichten. Er legte eigenmächtig eine Abgabe auf die Wolle, ließ ohne Zustimmung der Eigenthümer die Korn- und Wollvorräthe und das Vieh in Beschlag nehmen, und versprach zwar Bezahlung, aber Niemand glaubte daran. Die Geistlichen, welche den immer erneuerten Foderungen des Königs nicht mehr genügen wollten, und sich auf den Schutz und die Verordnungen des Papstes Bonifacius VIII. beriefen, beraubte er alles Beistandes der Gesetze. Er befahl den Richtern, ihnen gegen Niemanden Recht zu gewähren, und gab sie dadurch jedem Muthwilligen und Räuber auf den Landstraßen Preis, bis sie sich endlich zur Bezahlung der gefoderten Summen verstanden.

Als er aber auch den mächtigen Adel wider Herkommen und Recht behandeln wollte, fand er Widerstand.

Der Graf von Hereford, der Connetable, und der Graf von Norfolk, der Marschall des Reichs, sollten mit einem Heere nach Guienne aufbrechen, während der König mit einer andern Heeresabtheilung nach Flandern gehen wollte. Beide weigerten sich, dies zu thun, weil ihr Amt sie nur verpflichte, die Person des Königs zu begleiten. Der König rief in leidenschaftlicher Heftigkeit dem Hereford zu: „Bei Gott, Graf, Ihr müßt gehen oder hängen!" — „Bei Gott, erwiederte Hereford, ich werde weder gehen noch hängen," und zog von Mehreren des Adels begleitet fort. Der König fühlte bald, daß er jetzt behutsam einlenken müsse; hier konnte das allgemeine Mißvergnügen Haltung und Stütze bekommen. Er ließ sich daher in allerlei heimliche Unterhandlungen ein, suchte Geistlichkeit und Adel zu gewinnen, und Alle durch das Versprechen einer neuen feierlichen Bestätigung des großen Freiheitsbriefes zu beruhigen. Da er selbst seinen Zug gegen Frankreich beeilen mußte, beauftragte er seinen Sohn, den er als seinen Stellvertreter zurückließ, in einer Versammlung des Parlaments diese Bestätigung zu geben, die er nach seiner Rückkehr wiederholte.

Bei dieser Lage des Englischen Königs und Reiches, als die Gemüther noch nicht wieder beruhigt waren, wagten die Schotten den Versuch ihrer Befreiung nicht ohne Aussicht auf einen glücklichen Erfolg, zumal der allgemeine Volkshaß einen freigesinnten, kühnen Helden erweckt und an ihre Spitze gebracht hatte. Dies war William Wallace, ein kräftiger Mann, von einem alten aber verarmten Geschlechte. Er hatte im Zorn einen Englischen Beamten erschlagen, floh in die Wälder, versammlete dort einen Haufen gleichgesinnter Männer um sich her, und vollführte mit denselben kühne Unternehmungen gegen die Engländer. Sein Ruf verbreitete

sich über das ganze Land, Alles strömte ihm zu, und da Keiner aus dem höhern Adel an die Spitze treten konnte oder wollte, war Wallace bald der Oberste des Reiches und des Heeres. Eduard, in Frankreich beschäftigt und durch diese ihm unerwarteten Auftritte überrascht, befahl, daß man eilen sollte, die Empörung mit Heeresmacht zu unterdrücken; allein Wallace empfing die anrückenden Engländer in einem klug gewählten Lager am Flusse Forth mit solcher Geschicklichkeit, daß er den vollständigsten Sieg erhielt (1297). Unter den Erschlagenen fand man auch den Schatzmeister Cressingham, der nach einigen Nachrichten das Englische Heer geführt hatte. An ihm ließen die Schotten ihre Wuth aus. Sie schunden den todten Leichnam und verschnitten seine Haut zu Sattelgurten. Mit diesem wüthenden Eifer verfolgten sie auch ihren Sieg, bald waren alle Engländer aus Schottland vertrieben. Wallace fiel darauf sogar in England ein, verwüstete die nördlichen Gaue, und brachte große Beute zurück.

Leider aber erregte dieser glückliche Erfolg des Wallace den Neid der Mächtigen und Großen, und die bösen Folgen davon zeigten sich bald zum Nachtheil der guten Sache. Begierig nach Rache, hatte Eduard unterdeß mit Frankreich einen Waffenstillstand geschlossen (1298), und erlangt, daß die Schotten von Philipp ihrem Schicksal und seinem Zorne überlassen wurden. Diesem zu genügen, führte er ein zahlreiches und wohlgerüstetes Heer nach Schottland, und griff die von Cummin, Stuart (zwei Mächtigen des Adels) und Wallace geführten Schotten den 22. Juli 1298 bei Falkirk an. Die Zwietracht der Schottischen Führer und das Uebergewicht der Englischen Reiterei entschieden den Sieg zum Vortheil Eduards, der siegreich bis Perth vordrang, aber,

durch Mangel und Beschwerden gezwungen, bald wieder nach der Heimath zurückkehrte.

Noch immer waren die Gemüther der Schotten nicht bezwungen. Man dachte auf neuen Widerstand, und da Wallace auf allen Oberbefehl verzichtend sich nur mit einem kleinen Haufen Getreuer in die nördlichen stets unbezwungenen Gegenden zurückgezogen hatte, wählten die Freigesinnten den Cummin zu ihrem Reichsverweser. Dieser suchte zuerst von außen Hülfe; man wandte sich an Frankreich und bat um seine Vermittelung, aber vergeblich; darauf an Bonifacius VIII., der schon einmal die Vertheidigung des Schwachen gegen die Macht eines Königes übernommen hatte. Der Papst war bereit, aber er versuchte Schottlands Rettung auf einem Wege, der gegen Eduard freilich nicht zum Ziele führen konnte. Er bewies nämlich in einem langen Briefe, daß Schottland seit uralten Zeiten dem Römischen Stuhle gehöre, und widerlegte Eduards Ansprüche auf dieses Reich. Der Englische König blieb ihm aber in dieser Art der Beweisführung nichts schuldig; er ging bis auf Brutus, einen Trojaner, zurück, der zur Zeit Elis und Samuels das Britische Reich gestiftet haben sollte; er berief sich auf die berühmten Siege des Königs Artus, und nannte es eine allgemein bekannte und durch die Urkunden des Alterthums bestätigte Sache, daß die Englischen Herrscher Schottische Könige als ihre Vasallen ein- und abgesetzt hätten.

Mit solchen Gründen widerlegte und entwaffnete Eduard diesen Bundesgenossen der Schotten, denen nichts übrig blieb, als die eignen Kräfte zu versuchen. Von den nördlichen Gebirgen herab begannen sie die Engländer — die ihre Macht und Herrschaft hauptsächlich in den südlichen Provinzen hatten — mit Erfolg zu

bekämpfen; endlich gar, nach einem dreifachen an Einem Tage über ein Englisches Heer, das ihnen Widerstand thun sollte, erfochtenen Siege bei Edinburg (1302), sie ganz zu verdrängen. Wollte Eduard seine Ansprüche nicht aufgeben, so mußte er die Eroberung von neuem versuchen. Sein Zorn stieg mit der Hartnäckigkeit der Schotten. Er brachte diesmal zu Wasser und zu Lande eine furchtbare Macht zusammen, und durchzog damit das ganze Land bis an das Hochgebirge, ohne daß man ihm Widerstand entgegen zu setzen wagte; nur Wallace neckte und störte ihn mit seinem kleinen Haufen. Dieser erschien auch nicht auf der Versammlung des Schottischen Adels, wo Eduard sich nochmals Treue schwören ließ, welche er diesmal dadurch zu befestigen hoffte, daß er den Schotten das vernichten wollte, um dessenwillen sie dieselbe so oft gebrochen hatten, nämlich ihre Volksthümlichkeit. Alle alte Gesetze wurden jetzt abgeschafft, alle alte Denkmäler und Erinnerungen vernichtet, und damit Englische Sitte und Weise sich desto leichter und schneller verbreiten könnten, sollte der Schottische Name ganz vertilgt werden; ja er glaubte den letzten Funken des immer wieder auflodernden Feuers vernichtet zu haben, als er endlich auch Wallace in seine Hände bekam. Ein verrätherischer Freund hatte diesen, der sich, und in sich die Freiheit seines Vaterlandes noch immer behauptete, gefangen und Eduarden ausgeliefert. In Ketten wurde er nach London geführt, und dort im Tower mit ungerechter Strenge auf eine schmähliche Weise hingerichtet *).

Aber diese harte Behandlung des gefeierten Helden

---

*) Er und seine Thaten leben noch bis auf den heutigen Tag in der Liebe und dem Andenken des Schottischen Volks.

vergrößerte nur den Unmuth der Schotten, und nach so vielen mißlungenen Versuchen scheueten sie es nicht, als ein neuer Führer sich darbot, noch einen Kampf für ihre Freiheit zu wagen. Dieser Führer war Robert Bruce, Sohn des Bruce, der mit Baliol um die Krone geworben. Er hatte sich bis jetzt an die Engländer gehalten, hatte in der Schlacht von Falkirk auf ihrer Seite gefochten und nach ihrem glänzenden Siege selbst seine Landsleute verfolgt, wo er dem Wallace den er am jenseitigen Ufer eines Flusses erblickte, wie er die Flüchtigen um sich sammlete, zugerufen hatte, doch gegen die Uebermacht Englands nicht länger einen vergeblichen Widerstand zu leisten. Jetzt wollte er mit dieser Macht dennoch den Kampf wagen, seitdem die von Eduard in ihm genährte Hoffnung, daß er an Baliols Stelle König werden könnte, ganz verschwunden war.

Er beredete mit Johann Cummin, dem Gliede eines mächtigen und mit Baliol verschwägerten Hauses, den Entschluß und die Ausführung des neuen Kampfes, aber Cummin ward an seinem Freunde zum Verräther und entdeckte Eduarden den ganzen Anschlag; schon sollte Bruce gefangen genommen werden *), als ein davon unterrichteter Freund der es nicht wagte, dem überall Beobachteten zu schreiben, ihm durch Uebersendung von einem Paar Sporen und einem Beutel Geld einen versteckten Wink gab, den auch Bruce verstand. Mit schneller List entwischte er seinen Beobachtern, eilte nach Schottland, rächte Cummins Verrath mit dessen Blute

---

*) Eduard ließ ihn nämlich nicht sogleich gefangen nehmen, weil er erst auch Bruce's Brüder heranlocken wollte Uebrigens erzählen es die Englischen Schriftsteller anders, und stellen die Sache so vor, als habe Bruce in dem Cummin nur den Nebenbuhler vernichten wollen.

und trat öffentlich auf. Die kleine Zahl Freigesinnter sammlete sich um ihn, und der Bischof von Andrews krönte ihn zu Scone (1306).

Allein der Adel war getheilt, das mächtige Haus der Cummin mit seinem ganzen Anhange gegen ihn, und die ersten Waffenversuche schlugen ganz zu seinem Nachtheil aus. Zunächst besiegte ihn ein Englischer Heerhaufe, dann die Cummin. Seine ganze Schaar zerstreuete sich; seine besten Gehülfen, der edle Fraser, Wallace's Freund, seine Brüder, wurden gefangen und hingerichtet; er selbst flüchtete in die schauerlichen Oeden des westlichen Schottland, wo er mit allem Ungemach des Lebens kämpfte. Nur mit schwachen Mitteln brach er von Zeit zu Zeit aus seinen Schlupfwinkeln hervor, und zeigte dadurch daß er noch Hoffnungen habe, welche aber das völlig niedergeschlagene und hülflose Volk nicht mehr zu theilen wagte. Denn unterdessen rückte auch der zornmüthige Eduard heran, der diesmal ein schreckendes Beispiel geben wollte. Alle Vasallen der Krone waren nach Carlisle berufen, und mit einem großen Heere sollte Schottland von einem Ende bis zum andern durchzogen und so niedergestampft werden, daß es sich nicht wieder aufrichten könnte. Doch da rettete die Schotten der Tod Eduards, der in seinem acht und sechzigsten Jahre zu Carlisle verschied, (7. Juli 1307). Zwar wollte er auch noch im Tode nicht von ihnen lassen und hatte befohlen, daß der Kampf fortgesetzt, und seine Gebeine, dem Heere voraufgetragen, die besiegen helfen sollten, die sein lebendiger Arm und Geist nicht hatte bezwingen können. Allein da er seine Persönlichkeit seinem Nachfolger nicht hinterlassen konnte, mußte ein Unternehmen bald stocken, das nur in dieser seinen Ursprung und seine Haltung gehabt hatte.

8. Eduard II.

(1307 — 1327.)

Wie viel von der Persönlichkeit des Fürsten abhing, zeigt Eduards I. Nachfolger und Sohn, Eduard II. Der Milde seiner Gemüthsart war nichts von der furchterregenden Kraft, von der klaren Umsicht, der gewandten Klugheit und der festen Beharrlichkeit seines Vaters beigemischt; er zeigte nur Eigensinn, Willkühr und Unselbständigkeit, und trübte schnell den Glanz, mit welchem Eduard I. das Reich nach Außen wie nach Innen geschmückt hatte. Schottland empfand zuerst und am frohesten, daß der starke Druck nachgelassen. Die große Heeresmacht, die schon wie ein furchtbares Gewitter an seinem Horizonte im Aufsteigen war, lösete sich in Nichts auf, indem Eduard, ohne seines Vaters Hoffnungen und Leidenschaften, und kriegerischer Thätigkeit nicht geneigt, zurückging, und dem aus seinen Schlupfwinkeln hervortretenden Bruce Gelegenheit gab, sich den Thron, den Schotten aber die Erhaltung ihrer Selbständigkeit noch für Jahrhunderte zu erkämpfen. Bruce eröffnete seine Laufbahn mit einem glänzenden Siege über die Cumminsche Partei, dem noch andere Vortheile über die Anhänger Englands und die Vertreibung Englischer Besatzungen aus den festen Schlössern folgten. Er hatte um so mehr Muße und Zeit dazu, weil Eduard, der nur allzubald seine Schwäche verrieth, im Kampfe mit seinen Baronen Mühe hatte, sich selbst auf dem Englischen Throne zu behaupten.

Die Veranlassung dieser Auftritte ward, wie unter Heinrich III., durch die gänzliche Hingebung des jungen Königs an unwürdige Günstlinge herbeigeführt. Der

erste dieser Art war Peter Gaveston, ein Gascogner. Schon Eduard I. hatte ihn als einen Verführer und Verderber seines Sohnes verbannt, und es diesem auf dem Todbette zur Pflicht gemacht, ihn nicht zurückzurufen. Aber uneingedenk dieser väterlichen Ermahnung, ließ ihn Eduard sogleich wieder zu sich kommen, schenkte ihm das höchste Vertrauen, machte ihn zum Grafen von Cornwallis, und als er nach Frankreich ging, um sich mit der Prinzessin Isabelle, einer Tochter Philipps des Schönen zu vermählen *), zu seinem Stellvertreter. Gaveston ward bald der Gegenstand des Hasses der mächtigen Barone, die er durch kindischen Uebermuth neckte, durch übermäßige Pracht beleidigte, durch die Plünderung des königlichen Schatzes empörte. Sie traten mit bewaffneter Macht zusammen und foderten vom Könige die Entlassung und Entfernung des Günstlings. Beunruhigt durch diese Schritte willigte Eduard ein, daß er England verließe; aber indem er ihn zum Vicekönig von Irland machte, zeigte er die Liebe, die er fortdauernd für ihn hegte; ja er führte ihn auch selbst wieder nach England und in seine Nähe zurück, nachdem er die Bedeutendsten von Gavestons Gegnern zu gewinnen und zu beschwichtigen gewußt hatte; aber dieser brachte auch seine alten Fehler wieder mit, welche denn die alten Folgen wieder erzeugten.

Die Barone und Gemeinen im Parlamente vereinigten sich nun zu einer Anklage gegen ihn, und er ward zu ewiger Verbannung verurtheilt, mit der Drohung, daß wenn er in England zurückbliebe, oder sich wieder darin betreffen ließe, er als ein Feind des Königs und

*) Schon nach dem zwischen Eduard I. und Philipp geschlossenen Frieden war er mit ihr verlobt worden.

des Volks behandelt werden sollte. Damit nicht zufrieden, ging das Parlament noch weiter, und aufgebracht über das üble Betragen des Königs, beschloß es, die Regierung aus seinen Händen zu nehmen. Eduard mußte zugestehen, daß alle große Aemter hinfort nur mit Zuziehung seiner Barone im Parlamente besetzt würden, daß keine Verschenkung von Land ohne ihre Zustimmung gültig seyn sollte, daß er keinen Krieg anfangen oder seine Kriegsmacht versammlen könne, ohne Erlaubniß dieser Großen u. s. w., Bedingungen und Anordnungen, welche die königliche Macht zu einem bloßen Schatten machten. Eduard ließ sich dieses gefallen, weil er mußte, aber sobald er konnte, suchte er sich wieder davon loszumachen. Er entfernte sich nach den nördlichen Gegenden Englands, berief hier seinen geliebten Gaveston, der in Flandern lebte, und sich nach seinem Glanz und seiner Macht zurücksehnte, zu sich, anfangs heimlich, bald aber trat er ganz öffentlich mit ihm auf.

Die Barone, aufgebracht und für sich fürchtend, wenn es dem Könige und seinem Lieblinge gelingen sollte, sich ganz wieder zu befestigen, traten in eine Verbindung, an der auch der Erzbischof von Canterbury als Haupt der hohen Geistlichkeit Theil nahm. Mit einer bewaffneten Macht unter Anführung des mächtigen Grafen von Lancaster eilten sie nach York zum Könige, der vor ihnen zurückwich, und mit seinem Liebling bis nach dem festen Scorborough flüchtete. Gaveston ward in demselben belagert, und da ein langer Widerstand unmöglich war, mußte er sich ergeben. Er wurde den Händen Pembroke's anvertraut, der für seine Sicherheit stehen sollte, bis der König mit seinen Baronen sich vertragen; allein nach kurzer Zeit bemächtigten sich — und wahrscheinlich nicht ohne Vorwissen des Grafen Pembroke —

die Grafen Warwick, Lancaster, Hereford u. A. seiner Person, und ließen ihm ohne weiteres durch Henkershand das Haupt abschlagen. Der König war zwiefach erbittert, sowol durch den Tod seines Lieblings selbst, als durch die gesetzlose Art, wie er herbeigeführt worden war. Er drohete den Großen Rache, sammlete eine bewaffnete Macht, besetzte seine Schlösser, und rief in solcher kriegerischen Haltung ein Parlament zusammen. Die Barone erschienen, aber nicht minder gerüstet als der König; der Graf von Lancaster führte tausend Ritter und funfzehnhundert Fußknechte herbei, die Uebrigen in ähnlichen Verhältnissen. Im Vertrauen auf diese ihnen zu Gebote stehenden Kräfte verlangten sie förmliche und völlige Lossprechung von aller Verantwortlichkeit wegen Gavestons Tod, und überdies Bestätigung ihrer gemachten Verordnungen. Der König sah sich genöthigt nachzugeben; Gavestons Mord blieb ungeahndet, doch wurden auch diejenigen Verordnungen der Barone vergessen, welche der königlichen Gewalt allzu nachtheilig waren.

Da jetzt ein Augenblick der Ruhe und der innern Vereinigung eingetreten war, so beschloß man Englischer Seits, endlich die Angelegenheiten Schottlands wieder vorzunehmen. Von Allem was die Engländer dort besessen hatten, war nur noch Berwick und Stirling in ihren Händen, und das letztere als das wichtigere und festere wollte Bruce eben erobern. Eduard traf große Vorkehrungen, diesen Punkt zu retten; Niederländer, Gascogner, Irländer, Waliser verstärkten sein Heer, dessen Zahl die Schottischen Geschichtschreiber, wol übertrieben, auf 100,000 Mann angeben. Bruce hatte nicht mehr als 30,000 Mann, aber freilich solcher, die durch die bisherigen Kämpfe geübt, und entschlossen waren, die

wiedererrungene Freiheit auf das äußerste zu vertheidigen. Mit diesem tüchtigen Haufen erwartete er die Feinde in der Nähe von Stirling, an den Ufern des Flusses Banok. Da die Engländer ein entschiedenes Uebergewicht an Reiterei hatten, so ließ er um seine Stellung her sogenannte Wolfsgruben anlegen, durch die er ihr den Sturz bereiten wollte. Der Erfolg entsprach seinen Erwartungen. Die Englischen Reiter, die den Angriff mit kecker Zuversicht und mit allzugroßer Hitze machten, stürzten in die ihnen gelegte Falle, und erzeugten dadurch die erste Verwirrung in ihrem eignen Heere. Sie theilte sich bald weiter mit; die Bogenschützen, welche die zweite Reihe bildeten und eine nicht minder berühmte und furchtbare Waffe ausmachten, wurden mit hineingezogen und thaten nun den Ihrigen mehr Schaden als dem Feinde, so daß der endliche Erfolg eine gänzliche Niederlage der Engländer war (1314). Der König selbst entging nur mit Mühe den Händen des ihm nachsetzenden tapfern Douglas. Nicht so glücklich war eine bedeutende Zahl vornehmer Engländer, welche den Schotten in die Hände fielen, und deren Lösegeld mit der übrigen großen Beute die Schotten so reich machte, daß sie vieljährigen Verlust dadurch ersetzten.

Dieser Gewinn war nicht der einzige; der Ruhm, den sie dadurch erwarben, war so groß, daß die Irländer sogar erwachten und sich unter Schottischem Schutze von England frei machen wollten. Bruce sendete auch seinen Bruder Eduard nach Irland, und dieser setzte sich in dem nördlichen Theile der Insel fest; aber als eine Englische Heeresmacht abgeschickt ward, ihn wieder zu vertreiben, wartete er die Ankunft seines Bruders, der ihm mit einem neuen Hülfsheere zueilte, nicht ab, sondern ließ sich allein mit den Engländern in einen

Kampf ein und verlor Sieg und Leben, wodurch alle fernere Unternehmungen gehemmt wurden. Doch wenn auch diese Eroberung mißglückte, so war doch Schottland nun ganz von Engländern gereinigt (denn Berwik und Stirling waren auch gefallen); seine Selbständigkeit und Unabhängigkeit waren befestigt. Bruce ward jetzt auf einer allgemeinen Versammlung als König erkannt, wehrte mit leichter Mühe die noch einige Mal wiederholten und mehr auf Raub und Rache als auf eigentliche Eroberungen berechneten Einfälle der Engländer ab, und behauptete den durch die Kraft der Waffen erworbenen Thron bis an seinen Tod 1329 sichrer *), als Eduard II. seine längst besessene und ererbte Krone.

Denn die Niederlage, welche dieser in Schottland erlitten, die darauf erfolgte Empörung in Irland, zu welcher noch aufrührerische Bewegungen in Wales kamen, endlich die von Bruce gemachten Einfälle in England gaben der dem Throne feindlichen Partei der Barone, an deren Spitze Lancaster stand, Veranlassung, wieder aufzutreten und die alten die Königliche Macht so beschränkenden Verordnungen geltend zu machen. Die Schwäche, mit welcher sich Eduard nach Gavestons Tode abermals einem Lieblinge, Hugo Despenser oder Spenser hingab, und demselben die Verwaltung des Reiches überließ, reizte sie noch mehr zum Widerstande. Es wiederholten sich nun die alten Auftritte. Die verbundenen Barone verlangten mit den Waffen in der Hand von

---

*) Nur einmal, als er versuchen wollte den durch die inneren Unruhen verwirrten Besitzstand besonders in Beziehung auf die Königlichen Güter zu ordnen, und deshalb von den Großen foderte, daß sie die Rechtmäßigkeit des ihrigen nachweisen sollten, erhob sich ein großer Widerstand; sie zogen ihre Degen und erklärten, daß ihr Recht in diesen gegründet sey; auch bildete sich eine Verschwörung gegen den König, die aber unterdrückt ward.

dem Könige die Entfernung oder Gefangensetzung des jungen Spenser, mit der Drohung, daß sie ihm sonst den Gehorsam aufkündigen und sich aus eigner Macht an dem übermüthigen und eigennützigen Günstling Recht verschaffen würden. Sie zogen dann nach London, legten dem Parlamente eine Anklage gegen Spenser und dessen Vater vor, und erhielten auch, daß diese zu immerwährender Verbannung und Verlust ihrer Güter verurtheilt wurden.

Aber bald veränderte sich die Lage der Dinge. Eine Beleidigung, welche um diese Zeit der Königin widerfuhr, machte, daß der König die Meinung wieder für sich gewann. Als nämlich seine Gemahlin vor dem Schlosse eines der verbundenen Edelleute vorbeikam, und die Nacht dort zubringen wollte, ward sie schnöde abgewiesen, obgleich sie immer auf der Seite der Barone gewesen und besonders die Spensers haßte. Der König benutzte nun diese Umstände, sammlete eine bewaffnete Macht um sich, rächte die seiner Gemahlin widerfahrne Beleidigung, trat dann mit Keckheit auch gegen die sämmtlichen Barone auf und rief die Spenser wieder zurück. Lancaster brachte zwar im Norden von England und von den Schotten, ein Heer zusammen und zog gegen das Königliche, er ward aber geschlagen und nebst mehreren Anderen gefangen genommen. Der König rächte an ihm Gavestons Mord mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Lancaster ward nicht allein zum Tode verurtheilt, sondern seine Hinrichtung mit dem schimpflichsten Spott und Hohn begleitet. Achtzehn Andere seiner vornehmsten Anhänger wurden gleichfalls aus dem Wege geräumt, viele gefangen gehalten; ihre Güter fielen den Anhängern des Königes zur Beute, vor Allen den Spensers, deren Macht, Einfluß und Ansehn seit dieser Nie-

derlage der Lancasterschen Partei, unerschütterlich befestigt zu seyn schien.

Allein die Heftigkeit, mit der sie ihrer Rache Lauf ließen, und die Willkühr, mit der sie sich ihrer Macht bedienten, weckte den Haß, der ihre für unerschütterlich gehaltene Gewalt doch endlich untergrub, immer stärker. Zu dem Haß kam die Verachtung, da eine Unternehmung gegen Schottland mit dem schimpflichsten Rückzug endete, und dem nördlichen England die schrecklichsten Verheerungen von den nachdrängenden Schotten zuzog. So lange aber bloß das Volk durch das Hinströmen nach dem Orte, wo Lancaster gerichtet worden, wie nach einem geweiheten Platze, seinen Unwillen aussprach, schien nichts zu fürchten; als aber auch die arglistige Königin Isabelle, durch die Spenser beleidigt, mit anderen mächtigen Gegnern, besonders mit dem gleichfalls von den Günstlingen verfolgten Bischof von Hereford, in Verbindung trat, da sammlete sich eine Kraft, welche nicht bloß die Spenser sondern den König selbst in's Verderben stürzte. Isabelle hatte sich nach Frankreich begeben, zu ihrem Bruder dem Könige Carl IV., der über Guienne mit Eduard II. Händel angefangen, und verlangt hatte, daß derselbe für diese Besitzungen die Huldigung leisten sollte. Da die Spenser mit dem König nicht an dem ihnen feindlichen Hofe von Frankreich zu erscheinen wagten, und ihn doch auch nicht allein und aus ihrer Nähe fortlassen wollten, so ward der von der Königin vorgeschlagene Ausweg von ihnen gern angenommen, daß Eduard seinem jungen Sohne gleiches Namens diese Länder überlassen, und daß dieser von Frankreich damit belehnt werden sollte. Der Prinz ward also nach Frankreich hinüber gesandt und erhielt dort die Belehnung.

Aber

Aber alle diese Anstalten waren nur Mittel zu einem andern Zweck. Die Königin hatte hier zugleich in aller Stille unter dem Schutz des Königs von Frankreich, ihres Bruders, die Verschwörung gegen die Spenser und ihren Gemahl eingeleitet. Roger Mortimer, ein mächtiger Mann von der Lancasterschen Partei, der aus dem Tower entsprungen war und sich nach Frankreich geflüchtet hatte, ward die Seele des ganzen Unternehmens. Isabelle blieb daher, selbst als die Händel mit Frankreich geschlichtet waren, jenseits des Meeres, und als der auf ihre Schritte aufmerksam gewordene König sie wiederholt auffoderte, zurückzukehren, weigerte sie sich dessen, unter dem Vorwande, daß sie vor den Spenser ihres Lebens nicht sicher sey. Sie zog vielmehr mit ihrem Sohne nach den Niederlanden, wo sie ohne des Königes oder des Parlaments Zustimmung den Prinzen mit der Tochter des Grafen von Hennegau vermählte. Mit Hülfe dieser Verbindung war sie im Stande einen Heerhaufen zu sammeln, an dessen Spitze sich der Graf von Hennegau und Mortimer stellten, und Anstalten trafen, nach England hinüberzugehen, wo sie von einer großen Anzahl mächtiger, sowol geistlicher als weltlicher Personen, erwartet wurden. Als die Verschwornen hierauf wirklich an der Küste von Suffolk landeten, fanden sie überall vielen Zulauf, so daß der König und die beiden Spenser, erschreckt und betäubt, keinen Widerstand für möglich hielten, und ihre Rettung in der Flucht suchten.

Der ältere Spenser hatte sich in das Schloß von Bristol geflüchtet, aber er ergab sich bald seinen Feinden, die den neunzigjährigen Greis ohne Weiteres an den Galgen hängten, und seinen Leichnam den Hunden vorwarfen. Der jüngere Spenser, der sich mit dem Könige

in den Gebirgen von Wales versteckt hielt, ward bald aufgefunden. Man ließ ihn sogleich und auf dieselbe Weise wie seinen Vater hinrichten, den König aber als einen Gefangenen nach Kenilworth bringen. Darauf riefen die Verschwornen ein Parlament in Westmünster zusammen, das den König auf die gegen ihn erhobenen Anklagen der fernern Regierung für unfähig erklärte. Eduard II. mußte selbst erscheinen, und willigte unter Thränen und Wehklagen ein, daß sein Sohn sein Nachfolger wurde (1327).

Der abgesetzte Fürst blieb anfangs unter der Aufsicht des Grafen von Lancaster; da aber die Königin und Mortimer den Letztern bald in Verdacht hatten, daß er durch des Königs Klagen und Unglück gerührt, sich seiner annehmen möchte, und auch im Allgemeinen befürchteten, daß des Volkes Mitleid für ihn rege werden könnte, so entzogen sie ihn der Obhut Lancasters, und übergaben ihn den Händen zweier anderer Männer, die so mit ihm verfuhren, als hätten sie den Auftrag, ihn durch Mißhandlungen aller Art langsam zu tödten. Sie schleppten ihn von einem Ort zum andern, und suchten dabei durch dünne Kleidung, schlechte Nahrung und öftere Unterbrechung seines Schlafes seine Lebenskraft zu schwächen und zu zerstören *). Da aber auch dieser Weg den Besorgnissen der Königin und Mortimers zu langsam schien, so beschloß man endlich, ihn geradezu aus der Welt zu schaffen. Um aber jede Spur eines gewaltsamen Todes zu verbergen, wurde eine furcht-

---

*) Einstmals als sie mit dem alten Könige reiseten, wollten sie ihm, um ihn unkenntlicher zu machen, den Bart abscheeren, und holten aus einer nahen Pfütze kaltes und schmutziges Wasser dazu. Der König brach darüber in Thränen aus, die über seine Wangen herabrollten und sagte: so habe er denn doch, wider ihren Willen, reines und warmes Wasser für seinen Bart.

bare Marter ersonnen. Man stieß nämlich ein glühend gemachtes Eisen durch ein Horn von hinten in seinen Leib, und verbrannte so die Eingeweide, preßte aber durch diesen Schmerz dem unglücklichen König ein solches Angstgeschrei und Wehklagen aus, daß die begangene Schandthat doch verrathen ward (1327, 21. Sept.).

Mortimer und die Königin blieben indeß zunächst ungestraft, weil sie den Reichsrath, welcher statt des vierzehnjährigen Eduard III. regierte, ganz nach ihrem Willen lenkten. Um desto sichrer und ungestörter im Besitz ihrer Macht zu bleiben, machten sie mit dem alten Könige von Schottland — dessen Feldherren, Murray und Douglas, abermals einen Angriff der Engländer zurückgeschlagen hatten — einen förmlichen Frieden (1328). In diesem Vertrage verzichtete Mortimer auf alle von Seiten Englands angesprochene Oberhoheit über Schottland und erkannte Robert Bruce als selbständigen König an. Zur Befestigung des Friedens sollte Roberts Sohn David eine Tochter Eduards II. heirathen. Die Schotten bezahlten dagegen an England eine Summe von 30,000 Mark zur Entschädigung, theils für die letzten Verwüstungen, theils für die von Eduard I. und Eduard II. in Schottland an Engländer verschenkten Güter.

Aber dieser Friede sicherte Mortimer doch nicht vor dem allgemeinen Hasse des Englischen Volks. Vergebens wollte er die Mächtigen einschrecken durch die Hinrichtung eines Oheims des jungen Königs, des Grafen von Kent, den er unter einem nichtigen Vorwande enthaupten ließ; vergebens umringte er den König selbst mit seinen Spähern. Den nunmehr achtzehnjährigen Eduard III. empörte die Willkühr und Tyrannei Mortimers, die ihm alle Gewalt raubte, und er beschloß, sich des allgemeinen Hasses gegen den Schuldigen zu bedienen, um ihn zu stürzen.

Weil man aber den mächtigen Verbrecher mit offner Gewalt nicht anzugreifen wagte, so ward ein Ueberfall auf das Schloß Nottingham verabredet, wo er sich mit der Königin, umgeben von einer Anzahl bewaffneter Freunde, aufhielt. Der junge Fürst gewann den Befehlshaber des Schlosses; mit Hülfe desselben drangen die Verbündeten durch einen unterirdischen Gang hinein, und nahmen den überraschten Mortimer in seinem Schlafgemach gefangen. Er ward sogleich vor einem Parlament angeklagt, überwiesen, und darauf hingerichtet (1331). Die Königin blieb in einem Schlosse, wo sie zwar mit königlichen Ehren behandelt ward, es aber nicht verlassen durfte. Eduard regierte nun selbständig, und mit ihm beginnt ein neuer Zeitpunkt der Englischen Geschichte, der sowol durch glänzende Siege als durch mächtigen Aufschwung, den Sprache, Handel, Verfassung und die ganze Volksthümlichkeit nahmen, ausgezeichnet ist.

---

9. Rudolf von Habsburg.

(1273 — 1291.)

Wir kehren jetzt zum Deutschen Reiche zurück, um zu sehen, welche neue Maaßregeln die großen Fürsten desselben ergriffen haben werden, um dem tiefen Verfall seiner innern Ordnung und seines äußern Ansehns nach dem Ende der langen Regierung, oder vielmehr Regierungsunterlassung (Interregnum) Richards von Cornwall Einhalt zu thun. Die Gesinnungen der Deutschen Fürsten legten diesem guten Werke große Hindernisse in den Weg. „Denn" schrieb der Bischof Bruno von Oll-

mütz an den Papst Gregor X. *), „geistliche sowol als weltliche Fürsten verlangten einen gütigen und einen weisen Kaiser, von einem mächtigen aber wollten sie nichts wissen, da doch Wissen und Wollen ohne Können wenig nütze, und nichts ersprießlicher zu seyn scheine, als die Macht eines Einzigen, wenn sie auch manchmal ein wenig ausarte." Eben dieser Gregor X. ließ sogleich nach Richards Tode den Fürsten andeuten, zur Wahl eines Kaisers zu schreiten, widrigenfalls er mit den Cardinälen die Sorge übernehmen würde.

In Mainz versammelten sich also 1273 die Kurfürsten zu dieser neuen Wahl. Sie fiel endlich auf den Grafen Rudolf von Habsburg, einen Mann, der in der allgemeinen Verwirrung der Zeiten Gerechtigkeit, Frömmigkeit **) und Kraft bewährt hatte. Der Einfluß des Erzbischofs von Mainz entschied wol vorzüglich.

Dieser war einige Jahre vorher, da er um des Palliums willen nach Rom reisen mußte, von eben diesem Grafen Rudolf von Habsburg ungemein freundschaftlich aufgenommen und wegen der großen Unsicherheit der Landstraßen bis über die Alpen geleitet worden. Beim Abschied hatte er ihm gesagt, er wünsche nur so

---

*) Er wurde 1271 erwählt. Drei Jahre war der Römische Stuhl nach dem Tode Clemens IV. unbesetzt geblieben, weil die Cardinäle sich nicht einigen konnten.

**) Als er noch Graf war, begegnete ihm einstmals bei schlechtem Wetter und auf noch schlechterm Wege ein Priester, der mit dem Sacramente in das nächste Dorf zu einem Kranken ging. Als Rudolf denselben sah, stieg er sogleich von seinem Pferde, beugte sich vor dem heiligen Sacrament, und führte dem Priester das Roß zu, mit dem Bedeuten, sich darauf zu setzen. „Denn sagte er, es geziemt sich nicht, daß ich reite, der Diener aber und Träger meines Herrn und Gottes zu Fuße gehe." Er machte auch nachher dem Priester mit dem Pferde ein Geschenk, „denn es schicke sich nicht, daß er fürbas sitze auf dem Vieh, da der Herr der Herren ist übergeführt."

lange zu leben, bis er ihm diesen großen Dienst einigermaßen vergolten hätte. Jetzt also schlug er seinen Mitkurfürsten, Rudolfen als den Würdigsten vor, den er kenne. Der anwesende Burggraf Friedrich von Nürnberg, ein naher Verwandter Rudolphs, stimmte in dessen Lob mit ein, und da zufällig eben drei Kurfürsten unvermählt waren, und der Burggraf Friedrich ihnen vorstellte, daß Rudolf sechs Töchter habe, durch die er sich mit Vergnügen die Herren näher zu verbinden suchen werde, so vereinigte sich Alles mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit, und die Königswahl ward diesmal mit ächter Deutscher Treuherzigkeit, wie ein Familienvertrag abgeschlossen.

Rudolf selbst war überrascht von der Nachricht. Er war eben in einer Fehde mit den Baselern begriffen, hob aber sogleich die Belagerung der Stadt auf und versöhnte sich mit ihr *), um nach Frankfurt reisen zu können. Von hier nahmen ihn die Fürsten unverzüglich mit sich nach Aachen, wo die Krönung unter lautem Jubel der Anwesenden erfolgte (31. Octob. 1273). Nach derselben sollte die Feierlichkeit der Lehnsbestätigung vorgenommen werden. Aber erst als man schon am Altare stand, entdeckte sich die Verlegenheit, daß kein Scepter bei der Hand war. Schon wollten Einige an der Gültigkeit und Möglichkeit einer solchen Belehnung zweifeln und sich zurückziehen, als Rudolf ein Cruzifix ergriff und sagte: „Dieses Kreuz, welches die Welt erlöset hat, wird ja wol die Stelle eines Scepters vertreten können," eine Geistesgegenwart, die allen Anwesenden wohlgefiel, wie der Mann selbst, der sie hatte. Denn

---

*) „Sitze nun fest, Herr Gott," soll der Bischof von Basel bei der Nachricht von der Königswahl gesagt haben, „sonst wird dieser Rudolf noch deinen Platz einnehmen."

diesen zierten alle die Eigenschaften, deren man unter den damaligen Umständen bedurfte. „Es ist dieser König rechtgläubig, ein Verehrer der Kirchen, ein Pfleger der Gerechtigkeit, voll kluger Rathschläge, ausnehmender Frömmigkeit, durch eigene Kräfte mächtig und vielen Mächtigen verwandt, ungezweifelt vor Gott beliebt, dem Aeußern nach von angenehmer Bildung, am Körper abgehärtet und im Kriege glücklich," so beschrieb ihn der Erzbischof von Köln in seinem Meldungsschreiben an den Papst Gregor X.

Rudolf war entschlossen, von diesen Eigenschaften zur Wiederherstellung und Beruhigung des seiner Führung anvertrauten Deutschen Reichs Gebrauch zu machen. Er hielt zuförderst für nöthig, den alten Streit zwischen der kaiserlichen und päpstlichen Macht und die Italienischen Angelegenheiten, wodurch die Hohenstaufen so vielfach beschäftigt worden waren, abzuthun. Er bot daher dem damaligen Papst Gregor X., den die Erneuerung eines Kreuzzuges sehr beschäftigte, einen vortheilhaften Vertrag an. Seine Gesandten schwuren in seiner Seele, (welchen Schwur Rudolph auf einer persönlichen Zusammenkunft zu Lausanne selbst wiederholte) außer Allem, was schon Otto IV. und Friedrich II. hatten geloben müssen, auch noch dieses, daß er dem Papst das vollständige Ländergebiet, worüber so oft mit den Kaisern Streit gewesen, völlig überlasse, daß er kein Kirchengut, selbst wenn es ihm angeboten würde, an sich ziehen, keine Würde im Kirchenstaat annehmen, den Mord der Hohenstaufen auf keine Weise rächen und dem Papst bei jeder Gelegenheit beistehen wolle. Dafür brachte der Papst einen Gegner Rudolfs zur Ruhe, den König von Castilien, Alfons X., der nicht allein als erwählter Kaiser den Deutschen Thron, sondern als der Sohn einer

Tochter Philipps von Schwaben, das Schwäbische Herzogthum foderte. Der Papst nöthigte Alfonsen auf diese Ansprüche zu verzichten, und Rudolf machte alle Stände in Schwaben zu unmittelbaren Vasallen des Reichs, da das Herzogthum nicht wiederhergestellt wurde.

Dieser Gegner war freilich mehr lästig als gefährlich gewesen; einen viel gefährlichern mußte der neue König mit eigenem Rath und eigner That bezwingen. Dies war Ottokar König von Böhmen, der sich, wie oben (S. 9.) erzählt ist, während des Zwischenreichs in Besitz von Oesterreich, Steiermark, Kärnthen und Krain gesetzt hatte. Rudolf verlangte, daß er diese Länder, die er sich ohne Fug und Recht angemaßt, zu des Reiches Händen stellen sollte. Ottokar, der selbst nach dem Deutschen Throne gestrebt, weigerte sich dessen, und erschien auch nicht auf den Hoflagern zu Nürnberg und Würzburg, obgleich er vorgefodert worden war. Auf die dritte Ladung schickte er endlich einen Abgeordneten, den Bischof von Seckau, der in einer lateinischen Rede die Rechte seines Herrn zu begründen, die Wahl Rudolfs anzugreifen wagte. Rudolf unterbrach seine Rede, von der er nur wenig verstand, und befahl ihm, wenn er nicht mit Geistlichen sondern mit ihm und dem Reiche etwas zu thun habe, zu reden, wie der Brauch sey. Die anderen Fürsten aber hätten ihn bald gemißhandelt, wegen dessen was er über Rudolfs Wahl gesagt.

Es blieb nun nichts übrig, als Gewalt gegen diesen trotzigen Vasallen zu gebrauchen. Er ward in die Reichsacht und seiner Oesterreichischen Lehen verlustig erklärt. Ihm die letzteren abzunehmen wurden die Fürsten aufgeboten. Nicht die Mächtigsten begleiteten Rudolf auf diesem Zuge, wol aber vorzüglich der Elsassische und Schwäbische Adel, aus dessen Mitte er ja hervorgegan-

zen war. Als er aus Schwaben rückte, hatte er nur wenig Mannschaft und nur einen kleinen Geldvorrath. Da man ihn unterwegs fragte, wer sein Schatzmeister seyn sollte, antwortete er: „ich habe keinen Schatz, mein Geldvorrath besteht nur in wenigen Schillingen, aber der Herr, der mir immer geholfen hat, wird auch jetzt für mich sorgen.“ Indessen wußte er sich auch selbst zu helfen mit einem Mittel, das er schon einmal mit Glück angewendet, nämlich durch Heirathen. Für seinen Sohn foderte er des Grafen Meinhard von Tyrol Tochter; dem Herzog Andreas von Slavonien, Bruder des Ungerischen Königs Ladislaus IV., gab er die eine von seinen beiden noch übrigen Töchtern, die andere dem Sohne des Herzogs Heinrich von Niederbaiern *), der bisher mit Ottokar eng verbündet gewesen war. Nachdem er auf diese Weise seinen Gegner mit lauter Söhnen und Schwägern umgeben hatte, welche tapfer zugriffen, rückte er ungehindert über Regensburg und Passau in Oesterreich ein, dessen Einwohner, der strengen Herrschaft Ottokars überdrüssig, sich ohne Schwertstreich unterwarfen. Nur das feste Wien und Klosterneuburg mußten einige Wochen belagert werden. Da nun Rudolf eine tragbare Brücke über die breite Donau schlagen ließ, um sein Heer überzusetzen und sich dem befestigten Lager Ottokars zu nähern, auch von anderen Seiten seine Bundesgenossen Fortschritte machten, fühlte der Böhmische König, überall bedrängt und von seinem alten Kriegsglück wie verlassen, seines Gegners Ueberlegenheit

*) Otto der Erlauchte, Enkel Otto's von Wittelsbach, theilte bei seinem Tode (1255) das Herzogthum Baiern und die Pfalzgrafschaft am Rhein (die Ludwig, Otto's des Erlauchten Vater gewonnen) zwischen seine beiden Söhne Heinrich und Ludwig, in Ober- und Niederbaiern.

so sehr, daß er sich zu einem Vergleich bequemte. Dieser ward am 21. Nov. 1276 geschlossen, und der Hauptpunkt war, die Abtretung von Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain, Eger und Portenau an Rudolf. Wechselheirathen sollten diesen Vergleich befestigen und zugleich mildern. Böhmen und Mähren empfing Ottokar, vor dem Kaiser knieend, in dem Lager desselben als Lehen von dem Reich.

Das schmerzliche Gefühl des gebeugten Stolzes, welches er nach Hause brachte, ward durch die Vorwürfe seiner Gemahlin, einer Bulgarischen Fürstin, noch mehr gereizt, und bewog ihn zuletzt den Kampf noch einmal zu versuchen. Bald war er auch wieder gerüstet, und rückte mit einem ansehnlichen Heere aus, um Oesterreich wiederzuerobern. Zum Glück hatte Rudolf so etwas vorausgesehen und nicht alle Truppen entlassen. Die Ungern kamen ihm zu Hülfe, den Oesterreichischen Adel und die Stadt Wien machte er sich durch neue ihnen bewilligte Freiheiten verbindlich, und so sammelte er ein Heer, während der König von Böhmen eine kostbare Zeit nutzlos verstreichen ließ. Am 26. August 1278 kam es zur Schlacht auf dem Marchfelde bei Wien. Von beiden Seiten ward muthig gefochten, aber Ottokar erlag endlich der Tapferkeit Rudolfs und der Verrätherei der Mähren in seinem Heere. Er fand auf dem Schlachtfelde seinen Tod durch die Rachbegierde Oesterreichischer und Steyermärkischer Edelleute, obgleich Rudolf befohlen, ihn so viel als möglich zu schonen. Rudolf selbst war nicht minder in Gefahr gewesen. Er lag schon, von einem Böhmischen Ritter herabgezogen, unter seinem Pferde, und nur sein Schild, mit welchem er sich bedeckte, rettete ihn vor dem Zertreten. Aber der Sieg war sein, und er verfolgte ihn mit Eifer. Er nahm

Mähren ein und drang in Böhmen bis Kollin vor. Hier erschien die verwittwete Königin mit ihrem kaum eilfjährigen Sohn Wenzel, hülflos und verlassen, und überließ ihr und des Landes Schicksal Rudolfs Großmuth. Mit Hülfe des Markgrafen von Brandenburg, Otto des Langen, eines Neffen Ottokars, ward ein Vergleich geschlossen. Ottokars Sohn behielt Böhmen; Mähren ließ er Rudolf auf fünf Jahr zur Entschädigung der Kriegskosten. Mit dem Oesterreichischen Lande belehnte Rudolph nach erhaltenen Willebriefen von den Kurfürsten, seine Söhne Albrecht und Rudolf (1282). Nur Kärnthen überließ er dem Grafen Meinhard von Tyrol. So brachte Rudolf, mit vielem Schweiß und Blut, wie Ludwig von Baiern in seinem Willebriefe schrieb, eine ansehnliche Macht an das Habsburgische Haus. Da das Ansehn des Königthums in Deutschland so sehr gesunken war, so hielt er es für den besten Gewinn, den ihm dasselbe verschaffen konnte, wenn er die Macht seines eigenen Hauses vergrößerte. Eine Staatskunst, nach welcher auch alle folgende Könige der Deutschen verfuhren. Dagegen hat er gar keinen ernstlichen Versuch gemacht, die Rechte des Reichs auf Italien geltend zu machen, zog auch nie hin, und da er gelobt, allen Ansprüchen auf den Kirchenstaat zum Besten der Päpste zu entsagen, so erfüllte er dieß treulich, indem er die Einwohner von ihren Pflichten gegen das Reich entband.

Dagegen suchte er in Deutschland manche in den verworrenen Zeiten nach Friedrichs II. Tode dem Reiche entrissene Güter, Rechte und Gefälle wiederzugewinnen. Er erklärte alle seit jener Zeit in dieser Beziehung gemachte Verfügungen für ungültig, und viele Fürsten und Herren sollten herausgeben, was sie sich angemaßt hatten.

In keinem Theile Deutschlands konnte die Ausführung dieses Gebots mehr Widerstand finden, als in dem durch den Untergang der Hohenstaufen zertrümmerten Herzogthum Schwaben. Besonders stand an der Spitze dieser Widerspenstigen der Graf Eberhard von Würtemberg, dessen Haus sich eben aus jenen Trümmern zu Macht und Glanz erhob. Er hatte sogar mit Ottokar, als dieser noch unbesiegt war, in heimlicher Verbindung gestanden. Rudolf überzog ihn mehrere Male feindlich, und endete dann diesen Kampf durch einen gütlichen und billigen Vertrag *). Eben so viele und größere Mühe fand er, als er die Grafen von Hochburgund, den Grafen zu Mümpelgard und den mächtigen Grafen von Savoyen, die sich gleicher Anmaßungen in Betreff vieler Reichsgüter zu Schulden kommen ließen, zum Gehorsam nöthigen wollte. Mehr als Ein Feldzug wurde theils durch ihn selbst und seine Söhne, theils durch seine beiden Schwäger, den Grafen von Hohenberg und den Burggrafen von Nürnberg, unternommen, ehe er seinen Zweck bei ihnen erreichte.

Mit gleicher Thätigkeit und Kraft sorgte Rudolf auch für die Handhabung der Gerechtigkeit und die allgemeine Sicherheit; er durchreisete das Reich wie seine besten Vorfahren von einem Ende bis zum andern, saß selbst und persönlich zu Gericht, und erlaubte einem Jeden Zutritt, „denn ich bin wahrhaftig nicht König geworden, sagte er, um mich vor den Menschen einzuschließen." Mit großem Eifer betrieb und befestigte er den Landfrieden, kraft dessen einzelne Gegenden schwö-

*) Mitten unter diesen Fehden trat zugleich in den Rheinlanden ein Betrüger Namens Holztuch auf, der sich für Kaiser Friedrich II. ausgab und Glauben und Anhang fand. Er ward aber von den Bürgern von Wetzlar ausgeliefert und verbrannt.

ren mußten, sich auf eine gewisse bestimmte Anzahl Jahre aller Gewaltthätigkeit und Selbsthülfe zu enthalten, und in aller Streitigkeit den Weg Rechtens einzuschlagen; denn nur auf diesem Wege konnten die Kaiser eine Friedensverfassung erreichen. So mußten 1281 zu Nürnberg die Fränkischen, zu Mainz die Rheinischen, 1286 die Schwäbischen und Bairischen, und 1288 die Elsassischen Stände einen Landfrieden auf fünf Jahr beschwören. Durch strenge Ahndung und Bestrafung der Ruhestörer gab er dem Landfrieden Nachdruck und Gewicht. Er ließ ihre Burgen, auf deren Festigkeit sie trotzten, niederreißen, wie es mit sechs und sechzig derselben in Thüringen geschah, und in Erfurt wurden neun und zwanzig ihrer trotzigen Bewohner, die man gefangen bekommen, als Landfriedensbrecher in des Königs Gegenwart hingerichtet.

Gern hätte Rudolf dies so beruhigte Reich dem Herzoge Albrecht (dem einzigen seiner Söhne der ihn überlebte) hinterlassen, und er that daher auf einem Reichstage zu Frankfurt den Fürsten den Antrag, denselben noch bei seinen Lebzeiten zu seinem Nachfolger zu ernennen. Allein die Fürsten, welche nicht gern ihr Wahlrecht und die damit verbundenen großen Vortheile einem Hause, das in der kurzen Zeit so starke Schritte zur Macht und Hoheit gethan, aufopfern wollten, auch Albrechts harten und unfreundlichen Sinn nicht liebten, schlugen es unter einem Vorwande ab. Mißvergnügt darüber ging er nach Frankfurt zurück den Rhein hinauf, aber schon krank und schwach. Als ein heftigerer Krankheitsanfall die baldige Annäherung des Todes fühlen ließ, rief er: „wohlan, nach Speier!" Hier, in dieser Begräbnißstätte der Kaiser, wollte er sein Ende abwarten, aber er kam nur bis Germersheim, wo er in

einem Alter von drei und siebzig Jahren den 15. Juli 1291 starb. „Er war der beste Urlugs- (Kriegs)-Mann siner Zyt, sagt ein altes Geschichtsbuch, er war der türest Mann, der Richters Amt je gewann. Man kann das nit alles beschryben, wie der sälig Kunig Rudolf was fromm und tugendhaft, und fast von jedermänniglich ward beklagt."

Er war gefürchtet und doch mild und gütig. Als man ihm vorwarf, er sey zu gut, antwortete er darauf: es habe ihn oft gereuet, zu streng gewesen zu seyn, mitleidig und gütig, nie. Seine Geradheit und Biederkeit war zum Sprichworte geworden. „Der hat Rudolfs Redlichkeit nicht," sagte man, wenn man einen Unzuverlässigen bezeichnen wollte. Von seiner Drolligkeit und Laune, die ihn zum Mann des Volks machten, hat man allerlei Geschichten. Rudolf hatte eine große stark gebogene Nase. Als er einst in einem engen Wege stand, riefen seine Begleiter einem Vorübergehenden zu, daß er ausweichen möchte. „Wo soll ich denn hin? entgegnete jener, des Königs lange Nase nimmt ja die ganze Straße ein." Rudolf lachte, bog seine Nase bei Seite, und fragte: „Hast du nun Platz?"

Auf einem Zuge nach Burgund, wo das Heer über Hunger klagte, führte er es auf ein Rübenfeld, und gab ihm das Beispiel sich mit rohen, frisch aus der Erde gezogenen Rüben zu sättigen. Er trug gewöhnlich ein schlichtes, graues Wams, das er sich wol im Felde selbst zu flicken pflegte.

So unkenntlich trat er einmal drei Jahre vor seinem Tode zu Mainz ganz allein in eines Bäckers Haus, um sich an der eben aus dem Ofen gezogenen Glut zu erwärmen, und gab sich für einen alten Soldaten aus, der in Rudolfs Diensten Alles, was er gehabt, verzehrt

habe. Das Bäckerweib, gut erzbischöflich gesinnt, schimpfte erst eine Zeitlang auf seinen Bettelkönig, dann endigte sie mit einem Guß auf ihn und die Kohlen, der ihn fast ersäufte und erstickte. Zu Hause verschwieg er sein Abenteuer, aber der Frau schickte er Wein und Essen, als von dem alten Soldaten kommend. Diese erschrak nicht wenig, als sie erfuhr, wer dieser gewesen, eilte zum König und bat um Gnade. Rudolf ließ sie bloß ihre Scheltreden wiederholen, und belustigte mit dieser Strafe seine Tischgesellschaft.

Von seinen „klugen Rathschlägen" nur noch folgendes Beispiel. Als er zu Nürnberg, nach seiner Gewohnheit einmal zu Gericht saß, beklagte sich ein Kaufmann über einen Nürnbergischen Gastwirth, dem er 200 Mark Silber in einem ledernen Beutel aufzuheben gegeben, welches der Wirth nun läugnete. Dieser erschien unter den Abgeordneten, die denselben Tag zu Rudolf kamen. Unter dem Gespräch mit ihnen ließ er sich von dem Gastwirth seinen Hut geben, wie ganz zufällig, durch die Schönheit desselben gereizt. Mit diesem schickte er heimlich einen Bürger zu der Gastwirthin im Namen ihres Mannes, der sich den bekannten ledernen Beutel mit dem Gelde fodern lasse. Die Frau, die den Hut für ein sicheres Zeichen von ihres Mannes Willen hielt, gab das Verlangte. Nun ließ Rudolf den Kaufmann seine Klage in Gegenwart des Gastwirths anbringen, und da dieser abermals läugnete, überführte er ihn, indem er den Beutel hervorzog. Der Gastwirth mußte nun eingestehen und überdies eine Geldstrafe bezahlen.

10. Adolf von Nassau.

(1292 — 1298.)

Obgleich Albrecht bei Lebzeiten seines Vaters nicht hatte gewählt werden können, so hoffte er doch nach dem Tode desselben seinen Wunsch zu erreichen, und ließ auch das Schloß Trifels, wo die Reichskleinode verwahrt wurden, in Besitz nehmen. Allein die Furcht vor der weiter schreitenden Macht des Hauses Habsburg schien durch die persönlichen Eigenschaften Albrechts nur vermehrt zu werden, indem dieser mit mancherlei Gaben zum Herrschen auch den festesten Willen dazu verband. Seine Nachbarn, die ihn deswegen fürchteten oder haßten, strebten ihm daher auf alle Weise entgegen, vorzüglich sein Schwager, der König Wenceslaus von Böhmen. Ein bereitwilliges Werkzeug seinen Plan zu durchkreuzen, fanden sie in dem damaligen Erzbischof von Mainz. Die Besitzer dieses Erzbisthums fingen als die ersten Geistlichen des Reichs an, einen bedeutendern Einfluß auf die Wahl des Königs auszuüben. Gerhard von Eppenstein, der damals diese Würde bekleidete, war klug und schlau genug, die jetzigen Umstände zur Vergrößerung und zur Befestigung seines Ansehns zu benutzen, das er nicht allein bei der Wahl, sondern auch in der Regierung des Königs ausüben zu wollen schien. Indem er Jeden der Wahlfürsten mit der Aussicht schreckte, den ärgsten Feind desselben auf den Thron zu setzen, überließ ihm jeder unter der Bedingung, daß das nicht geschehe, seine Stimme. So im Besitz aller Stimmen beschloß er, einen Fürsten zu erheben, der sich gar keine Hoffnung auf die Krone machen konnte, und daher die An-

Ansprüche, die er an ihn zu machen gesonnen war, gewiß erfüllen werde.

Als nun die Wahlfürsten in Frankfurt beisammen waren, und den Ausspruch Gerhards erwarteten, ernannte er zu nicht geringem Schrecken und zur Verwunderung aller Anwesenden, den Grafen Adolf von Nassau zum Könige, der auch unter irgend einem Vorwande gegenwärtig war. Gerhard ließ sogleich den Ambrosianischen Lobgesang anstimmen, um allen Tadel der Fürsten über diesen an Macht, Rang und Reichthum ihnen nachstehenden Mann zu unterdrücken, und dem neuen Könige den Eid schwören, damit aller Widerstand unrechtmäßig werden möchte; unkräftig hätte er in diesem Augenblicke überdieß werden müssen, weil der Erzbischof von Mainz Bewaffnete in die Stadt hatte kommen lassen. So erwählt, reisete Adolf nach Aachen, wo er gekrönt ward. Sieht man auf seine persönlichen Eigenschaften, so war er des Thrones nicht unwürdig. In den häufigen Fehden zwischen den Fürsten am Rheine hatte er, unter andern auch als Bundesgenosse des Erzbischofs von Köln, ritterlichen Muth und Deutsche Tüchtigkeit gezeigt. Als König ließ er es sich sogleich angelegen seyn, nach Rudolfs Weise Ruhe und Frieden zu erhalten. Er reisete nach seiner Krönung selbst nach den oberen Rheingegenden und nach Schwaben, um den schon zerfallenen Landfrieden wiederherzustellen, und brachte die Widerspenstigen mit Gewalt zum Gehorsam.

Den Mangel eigner Hausmacht wollte er auf denselben Wegen wie Rudolf ersetzen. Zunächst suchte er durch Heirathen Mächtigen verwandt zu werden. Es gelang ihm mit dem Könige von Böhmen und dem Pfalzgrafen am Rhein. Auch von Albrecht, der endlich seinen Unmuth so weit bezwungen, daß er die Beleh-

nung gesucht, doch gleichsam als wolle er Adolfs Armuth spotten, mit der größten Pracht dabei erschienen war, erbat er sich eine Tochter für seinen Sohn, wurde aber von seinem stolzen Feinde abgewiesen.

Besser schien sein Versuch, durch Ländererwerb selbst mächtig zu werden, zu gelingen. Schon seit einiger Zeit war der Markgraf von Meißen, Albrecht der Entartete *) in mannigfaltigem Zwiste mit seinen Söhnen, Friedrich dem Gebissenen und Diezmann, auf die er den Haß gegen ihre Mutter, die unglückliche Margarethe (Th. IV. S. 552.) übertrug. Die Erbschaft eines Vetters, die Markgrafschaft Meißen und das sogenannte Osterland, hatte die Feindschaft noch erhöht, und Albrecht ging endlich so weit, daß er seine Rechte auf jene Erbschaft und die Landgrafschaft Thüringen zu verkaufen suchte, um diese Erbtheile seinen Söhnen zu entziehen. Adolf, der neue König, benutzte diese Gelegenheit und ging den Kauf für 12,000 Mark ein. Das Geld dazu erhielt er von dem Könige von England Eduard I., mit dem er sich dafür zum Kriege gegen Philipp den Schönen verband (oben S. 120.). Adolf hatte seinerseits sehr gegründete Ursachen zum Kriege mit Frankreich; denn während die Könige der Deutschen sich nothdürftig auf dem Throne erhielten, und ihre Fürsten um die Ehre und Macht des Ganzen unbekümmert waren, entfremdeten die staatsklugen Capetinger dem Reiche in den Burgundischen Ländern ein Stück nach dem andern. Adolf zog zweimal an den Rhein, doch ohne etwas zu voll-

*) Heinrich der Erlauchte, welcher Meißen mit Thüringen vereinigte, (oben S. 10.) theilte seine Länder zwischen seine beiden Söhne Albrecht und Dietrich; der erste erhielt Thüringen, der zweite Meißen. Dieser Dietrich und sein Sohn Friedrich Tuta starben früh, und ihre Erbschaft war der Gegenstand des Streits zwischen Albrecht und seinen Söhnen.

führen, und spielte in diesen Händeln überhaupt eine klägliche Rolle. Destomehr war er beschäftigt, die erkauften Länder zu erobern. Er fand großen Widerstand, da die Thüringischen Stände von einem fremden Fürsten nichts wissen wollten. Er bezwang zwar endlich das Land (1295), wobei seine Söldner große Gewaltthätigkeiten verübt haben sollen, verlor aber manches wieder oder mußte zur Erhaltung des Eroberten fortdauernd gegen Albrechts Söhne in den Waffen bleiben.

Aber indem er sich so eifrig bemühete, mächtiger auf dem Throne zu werden, wurden schon Anstalten gemacht, ihn von demselben herabzustürzen. Albrecht von Oesterreich hatte nicht geruhet, sondern seine nie ganz erloschenen Hoffnungen wieder zu erwecken gesucht. Er hatte sich Adolfen zum Trotz mit dem Könige von Frankreich verbunden, und seine alten Gegner sich zu Freunden zu machen gesucht, wie den König von Böhmen, und, was vor allem wichtig, den Kurfürsten von Mainz, der aus einem Gönner und Beförderer Adolfs jetzt sein Gegner geworden war. Adolf hatte bei seiner Wahl manche äußerst lästige Bedingungen eingehen müssen. Die Verschreibung des reichen Bopparder Zolls an den Erzbischof von Mainz verminderte die schon beschränkten Einkünfte des Reichs immer mehr; die Verpflichtung, demselben gegen einige Städte und den Herzog von Braunschweig unbedingt beizustehen, konnte den König an der freien Handhabung der Gerechtigkeit hindern; und die Zumuthung, den vormaligen Vicekanzler Heinrich von Klingenberg niemals in seine Dienste zu nehmen, sollte das freie Urtheil Adolfs den eigennützigen oder ehrgeizigen Wünschen des Erzbischofs unterwerfen.

Diese und andere Punkte mochten entweder gar nicht oder zum wenigsten nicht in dem Maaße, wie Ger-

hard gehofft hatte, erfüllt seyn. Er war also bereit, jetzt die Hand zur Absetzung Adolfs zu bieten. Sein Einfluß und Albrechts von Oesterreich Versprechungen vereinigten drei andere Kurfürsten, die von Sachsen und Brandenburg und den König von Böhmen, zu demselben Zweck. Ihrem Beginnen den Schein des Rechts zu geben, setzten sie in Mainz ein förmliches Gericht nieder, vor welchem Beschuldigungen gegen Adolf, als: daß er von einem Geringern, dem Könige von England, Sold genommen, daß er den Rathschlägen junger Leute nachgelebt, daß er Kirchen geschändet u. s. w. vorgebracht und hinlänglich befunden wurden, ihn der Krone verlustig zu erklären. Nicht lange darauf erklärte man Albrecht für den würdigern Nachfolger (1298).

Jetzt kam es darauf an, dieses Urtheil auch zur Ausführung zu bringen, welches nur durch Waffengewalt geschehen konnte. Albrecht hatte schon vor der Entscheidung jenes Gerichts dieses Mittel ergriffen. An der Spitze eines starken und wohlgerüsteten Heerhaufens war er Adolfen zuvorkommend aus seinen Erblanden nach dem Rhein gezogen. An der Kinzig stießen beide Gegner zusammen, doch kam es diesmal noch nicht zum Kampfe indem sie vielmehr vierzehn Tage durch den Fluß getrennt einander ruhig gegenüber blieben. Endlich bewog Mangel an Zufuhr und die Auffoderung der zu Mainz versammelten Kurfürsten Albrechten abzuziehen und über den Rhein zu gehen, wo ihm die Nachricht von Adolfs Absetzung und seiner Wahl überbracht wurde. Adolf, voll Unwillen über dieses Verfahren der Fürsten (die meisten Städte blieben ihm treu) *), eilte seinem Gegner

*) Auch der Erzbischof von Trier blieb auf seiner Seite, und der Herzog Otto von Niederbaiern war ihm mit einem Hülfshaufen zugezogen.

nach. Es drängte ihn, seine gerechte Sache dem Gottesurtheile einer Schlacht zu überlassen. Ohne daher noch, wie die Seinigen wünschten, den Zuzug einer gehofften Verstärkung an Fußvolk zu erwarten, eilte der König fast bloß mit Reiterei seinem Gegner nach. Bei Gellheim unweit Worms stießen beide Heere zusammen. Mit großer Erbitterung ward gefochten. Die beiden Gegner suchten sich selbst auf und rannten gegen einander. Adolf rief dem Herzog von Oesterreich zu: „Hier müßt ihr mir das Reich und euer Leben lassen!" — „Das steht in Gottes Hand," erwiederte Albrecht, und traf Adolfen so, daß derselbe vom Pferde sank. Auf der Erde liegend, ward er im Getümmel noch von anderer Hand vor Albrechts Augen getödtet. Sein Tod zerstreuete sein Heer, und der Sieg war für Albrecht entschieden. Aber selbst der Erzbischof von Mainz, als er über das Schlachtfeld ging und den nackten Leichnam seines gebliebenen Feindes sah, konnte sich des Mitleids mit dem Schicksale Adolfs nicht erwehren, und gestand mit Thränen, daß hier ein tapfrer Mann gefallen sey.

---

11. Albrecht I.

(1298 — 1308.)

Der Erzbischof von Mainz und die übrigen Fürsten hatten nach einem neuen Verfahren durch eignes Urtheil und Recht ihren König vom Throne gestoßen, zum Theil weil er ihren eigennützigen Wünschen und Zwecken nicht hatte dienen wollen. In ihrem Hasse hatten sie statt seiner einen Mann erhoben, der durch seine äußere Lage und durch die Beschaffenheit seines Charakters ihnen ge-

fährlicher hätte scheinen müssen, als der verdrängte Adolf. Der neue König Albrecht besaß Reichthum und Macht vor vielen Fürsten, was ihn in den Stand setzte, stets gerüstete Heerhaufen zu halten; einen Sinn voll Kraft, Selbstbeherrschung und eines Ernstes, der aus dem finstern, ungemüthlichen, durch den Verlust eines Auges entstellten Angesicht bis zur Furchtbarkeit hervorblickte; und alle diese Eigenschaften dienten einer unersättlichen Länderbegier. Wie viel Schlimmes war von einem solchen Manne nicht zu erwarten! Zwar hatten die Kurfürsten sich vor seiner Wahl viel von früheren Kaisern Erlangtes bestätigen, viel Neues versprechen lassen, und indem sie so für ihren Vortheil gesorgt, glaubten sie ihn, wenn er widerstreben würde, auf demselben Wege wie Adolfen bezwingen oder bestrafen zu können. Dies zeigt wenigstens die Aeußerung des Erzbischofs von Mainz, die er in Gegenwart Albrechts auf einer Jagd einmal gethan haben soll: „ich darf nur in das Hifthorn stoßen, um einen andern Römischen König aus der Erde hervorzurufen." Bald erfuhren sie aber, daß sie sich darin geirrt, und daß es nicht leicht sey, ihn zu stürzen.

Sobald Albrecht seinen Gegner todt sah, eilte er mit den Fürsten nach Frankfurt, um hier den Besitz der Krone, die er durch Waffengewalt gewonnen, durch eine nochmals vorgenommene einstimmige Wahl rechtskräftig zu machen. Darauf ward er zu Aachen gekrönt, und hielt zu Nürnberg seinen ersten überaus zahlreich besuchten Reichstag, auf welchem er den allgemeinen Landfrieden bekannt machen ließ, für dessen Haltung er sehr eifrig sorgte. Nur der Papst Bonifacius VIII. wollte ihn als einen Mörder seines Vorgängers nicht anerkennen. Albrecht verband sich daher genauer mit Philipp

dem Schönen, der, wie wir oben gesehen, damals mit dem Papste in großen Zwist gerathen war. Auf einer Zusammenkunft, welche beide Könige zu Quatrevaux hielten (1299), nachdem schon vorher eine Verbindung zwischen Albrechts ältestem Sohne Rudolf und Philipps Tochter Blanca beschlossen war, wurden Verabredungen getroffen, welche die Erblichkeit der Deutschen Krone für Albrechts Nachkommen zum Ziele hatten. Diese ganze Zusammenkunft und die dabei sichtbar gewordenen Zwecke Albrechts mißfielen den ihn begleitenden geistlichen Kurfürsten, die schon vorher durch einen andern Schritt des Königs aufgeregt waren.

Albrecht hatte nämlich, uneingedenk dessen, was er bestätigt und versprochen, bald nach seiner Thronbesteigung den Befehl ergehen lassen, alle seit Friedrich II. dem Reiche entzogenen Güter und Rechte zu des Reiches Händen zurückzustellen, wobei hauptsächlich die Rheinzölle der drei geistlichen Kurfürsten und des Rheinischen Pfalzgrafen gemeint waren. Nach seiner Rückkunft betrieb er die Sache eifriger, und entlockte absichtlich den Städten Klagen über die Bedrückungen, welche ihr Handel auf dem Rheinstrom durch die Zölle erfuhr. Die vier Kurfürsten und der König von Böhmen, der anderweitige Händel mit Albrecht hatte, vereinigten sich nun in der Absicht, dem Könige das Schicksal Adolfs zu bereiten.

Allein Albrecht war nicht gesonnen, dies zu dulden. Er ging mit einem schnell zusammengebrachten ansehnlichen Heere und von den Rheinischen Städten auf's beste unterstützt, seinen Feinden entgegen, bemächtigte sich zunächst und ohne Mühe der ganzen Pfalz, drang dann in die Länder der drei geistlichen Kurfürsten ein und zwang sie zum Gehorsam (1302). Durch diesen

glücklich geführten Krieg brachte König Albrecht das Ansehn der Krone, welches seit seines Vorgängers Erwählung auf's tiefste gefallen war, wieder empor, und rettete die königliche Macht vor der Gefahr, ganz in den Händen der Kurfürsten zu zerrinnen *). Auch der Bundesgenosse der Kurfürsten, der Papst, damals immer stärker gedrängt von dem Französischen Könige, wünschte nun selbst den Kaiser zum Freunde, und schenkte ihm sogar das Königreich Frankreich, dessen er Philipp für unwürdig erklärt hatte; eine Gabe, welche Albrecht, obgleich mit Frankreich jetzt gespannt, um so weniger annehmen wollte oder konnte, da der Geber selbst bald darauf der Macht des Französischen Königs unterlag.

Den König von Böhmen, den andern Bundesgenossen der Rheinischen Fürsten, zu bezwingen, war nicht so leicht. Wenceslaus IV., Ottokars Sohn, ruhete sicher in dem Schooße Böhmens und in der Anhänglichkeit seines Volkes, aber die auswärtigen Verwickelungen und Händel, in welchen er sich befand, versprachen dem Könige Albrecht Hülfe. Wenceslaus war damals König von Polen geworden. Dies Land, seit der Theilung, welche Boleslav III. 1138 gemacht (oben S. 96.), von ewigen, für die Geschichte unfruchtbaren Kriegen zerrissen, näherte sich wieder der Vereinigung zu einem Ganzen. Wladislaus Lokietek war es, der die Ansprüche auf alle Theile desselben vereinigte; er war aber wegen seiner harten Regierung abgesetzt, und Wenceslaus von einer großen Partei 1302 zu Gnesen zum Könige von Polen gekrönt worden. Wladislaus Lokietek floh nach Ungern, wo er bei der damaligen Lage dieses Staates die beste Unterstützung gegen seinen Feind finden konnte.

*) Menzel Geschichten der Deutschen, B. VII. S. 67.

Hier in Ungern war mit Andreas III. der alte Arpadische Königsstamm 1301 zu Ende gegangen, und durch den Einfluß des Papstes Bonifacius VIII. und einer mächtigen Partei wurde Karl Robert, des Neapolitanischen Königs Karl II. Enkel, zum Nachfolger berufen, erhielt aber gleichfalls an dem Böhmischen König Wenceslaus einen Gegner *).

Albrecht, welcher der Vereinigung drei so bedeutender Kronen nicht ruhig zusehen konnte, trat in beiden Staaten auf die Seite der Gegner des Wenceslaus, und benutzte des Letztern Beschäftigung in Ungern, um Böhmen in Verbindung mit Karl Robert anzugreifen (1304), während Wladislaus Lokietek mit Ungerischer Hülfe in Polen eindrang. Trotz dieser günstigen Umstände aber richtete Albrecht in Böhmen nichts aus. Nachdem er vergeblich gesucht hatte, sich Kuttenbergs und der dortigen berühmten Bergwerke, die ihn besonders reizten, zu bemächtigen, mußte er, durch Mangel, Krankheit und die Annäherung des Wenceslaus gezwungen, Böhmen verlassen. Den fernern Krieg endigte Wenceslaus früher Tod (1305); die das Jahr darauf erfolgte Ermordung seines Sohnes gleiches Namens **), mit welchem der alte Königsstamm ausging,

---

*) Karl II. hatte die Schwester des vorletzten Arpadischen Königs Ladislaus, Maria, zur Gemahlin gehabt. Wenceslaus Mutter, Ottokars Gemahlin, stammte gleichfalls aus dem Arpadischen Geschlechte ab, und sein Sohn sollte des letzten Königs Andreas Tochter, Elisabeth, heirathen; ihm wollte der Vater auch die Ungerische Krone überlassen.

**) In Polen behauptete sich nun Wladislaus Lokietek, erhielt nach und nach das Ganze, und vom Papste den königlichen Titel (1316). Nur hatte der Deutsche Orden diese Umstände benutzt, sich Pommerellens zu bemächtigen. Schlesien, ehemals auch ein Theil von Polen, blieb ganz abgesondert, und schmolz in der Folge mit Böhmen zusammen.

erzeugte in Beziehung auf Böhmen ganz andere Zwecke für den Deutschen König.

Albrecht hatte, wie seine Vorgänger, schon anderweitig und während dieser Händel durch Ländererwerb seine Hausmacht zu vergrößern gesucht. Bereits 1299 hatte er Holland, Seeland und Friesland, beim Aussterben des männlichen Zweiges der Grafen von Holland, als eröffnetes Reichslehen einziehen wollen. Er sah sich aber genöthigt, da seine Angriffe mißglückt waren, und er damals von den Rheinischen Fürsten keine Hülfe erwarten konnte, diese Länder dem Grafen von Hennegau als nächstem Verwandten aus dem weiblichen Zweige zu überlassen.

Jetzt, nach Wenceslaus V. Tode, richtete er sein Streben auf Böhmen, das er als Reichslehn und kraft eines zwischen Rudolf und Wenceslaus IV. geschlossenen Vertrags in Anspruch nahm. Er fand einen Gegner an dem Herzoge Heinrich von Kärnthen, der mit des letzten Böhmischen Königes Schwester vermählt war. Die Stände dieses Reichs, die ihr Wahlrecht übten, erklärten sich für Albrechts Sohn Rudolf, welcher versprach, die Witttwe Wenceslaus IV. zu heirathen. So schien Albrechts Zweck erreicht. Rudolf, von seinem Vater begleitet, hielt an der Spitze eines Heeres seinen Einzug in Prag (1306), aber sein baldiger Tod (3. Juli 1307) veränderte auf einmal die ganze Lage der Dinge. Seine kurze Regierung hatte die Gemüther der Oesterreichischen Herrschaft entfremdet, und die Stände riefen nun den Herzog Heinrich von Kärnthen wieder in das Land.

Albrecht wollte dies schöne Königreich seinem Hause nun mit den Waffen erkämpfen, und brach in Böhmen ein, mußte aber unverrichteter Sache wieder zurückgehen. Auch in Thüringen hatte er Unglück gut zu machen. Denn

da er König Adolfs Plane gegen die Brüder Friedrich und Diezmann durchsetzen wollte, war sein Kriegsheer von diesen bei Lucka unweit Altenburg geschlagen worden (1307). Zu diesem doppelten Mißgeschick kam der im nächsten Abschnitt zu erzählende Aufstand der Schweizerischen Waldstädte. Allein Albrecht war nicht der Mann, einen einmal gefaßten Plan sobald aufzugeben; er ging nach Schwaben und Helvetien, dort neue Kräfte zu sammeln, mit denen er Böhmen und Thüringen heimsuchen könne.

Doch mitten unter diesen Zurüstungen traf ihn unerwarteter Tod von der Hand eines Freundes und Verwandten, den Albrecht durch seine unersättliche Begierde nach vermehrtem Länderbesitz zu einem unversöhnlichen Feinde gemacht hatte. Albrechts Bruder Rudolf war früh (1289) mit Hinterlassung eines ganz unmündigen Sohnes gestorben. Dieser, Johann genannt, war jetzt 19 Jahr alt geworden, aber der König zögerte, ihm seines Vaters Theil an dem Habsburgischen Erbgut zu geben, und wollte ihn erst mit dem in Thüringen zu Erobernden befriedigen. Der junge Herzog, noch mehr gereizt, weil er Albrechts dritten Sohn Leopold bei gleicher Jugend im Besitz von Ehre und Gütern sah, und aufgeregt durch viele Edle des Aargaus, welche der strengen Regierung Albrechts überdrüssig waren, wiederholte die schon oft gethane Bitte auch jetzt bei seinem Oheim, erhielt aber abermals eine ausweichende, auf die Zukunft vertröstende Antwort. Voll Erbitterung darüber, beschloß er, den schon längst gehegten Gedanken, sich durch Mord an seinem Oheim zu rächen, zur Ausführung zu bringen.

Mit drei mächtigen und angesehenen Edlen, Walther von Eschenbach, Rudolf von Balm und Rudolf von Wart verbunden, beschloß er die Gelegenheit zu be-

nutzen, als Albrecht von Baden aus seiner Gemahlin, die von Rheinfelden kam, entgegenreiten wollte. Die Verschwornen schlossen sich dem Könige an. Als man bei Windisch über die Reuß setzen wollte, wußten sie unter dem Vorwande, daß der Kahn so wenig als möglich beschwert werden müsse, den König von seinen übrigen Begleitern zu trennen, und nachdem sie mit ihm am jenseitigen Ufer angekommen waren, hielt Johann auch das Schiff noch einige Zeit auf, damit es nicht schnell Mehrere herüber holen konnte. Nun fiel Eschenbach dem König in den Zaum, Johann mit den Worten „hier der Lohn des Unrechts" rannte den Speer ihm in die Gurgel, und Balm spaltete ihm den Kopf. Ein armes Weib sah die That, und eilte den sinkenden König aufzunehmen, der in ihrem Schooße starb (1. Mai 1308).

Herzog Johann floh auf des Königs Pferde davon. In Mönchsgestalt entkam er nach Italien; Kaiser Heinrich VII. soll ihn in Pisa gesehn haben. Sein weiteres Schicksal ist unbekannt geblieben. Ein Blinder, der zu Wien am Markte bettelte, gab sich nachmals für seinen Sohn aus. Eschenbach und Balm sind flüchtig gestorben. Wart aber, der die That nur mit angesehen, ward gefangen und gerädert. Ueberhaupt wurde an den Angehörigen der Verschwornen blutige Rache geübt. Mehr als tausend unschuldige Männer, Weiber und Kinder wurden durch Henkers Hand hingerichtet, besonders auf Betrieb der Tochter Albrechts, der verwittweten Königin von Ungern Agnes, die unmenschlich wüthete. Auch Albrechts Wittwe, Elisabeth *), rief, als ihr Sohn Friedrich an dem Blutvergießen Abscheu be-

*) Zeitgenossen haben an Albrecht seine Treue und Zärtlichkeit gegen Gattin und Kinder gerühmt. Er hatte von seiner Gemahlin Elisabeth ein und zwanzig Kinder.

zeugte: „Ich merke wol, daß du den Leichnam nicht saheſt." An der Stelle, wo Albrecht gefallen, baueten die beiden Fürſtinnen das Kloſter Königsfelden *).

12. Die Schweizeriſche Eidgenoſſenſchaft.

(1307 — 1308.)

Das Helvetiſche Land, das durch den Bund der Waldſtädte unabhängig wurde, lag ganz in dem Umfange des Deutſchen Reichs im weitern Sinne, und war in mannigfaltige Gebiete getheilt. Mehrere Klöſter und Abteien beſaßen ſolche Gebiete. Unter den weltlichen Herren war, ſo wie die Grafen von Savoyen am andern Ende der Schweiz, in den an Deutſchland zunächſt gelegenen Ländern das Haus Habsburg das mächtigſte. Mit Kiburg, Baden, Lenzburg, Zofingen, Grüningen, Freiburg, Lucern hatte Rudolf ſein Erbland in Helvetien vermehrt. König Albrecht wollte ſeine Macht in dieſen Gegenden noch weiter ausbreiten, und hatte daher auch ſein Auge auf die reichsunmittelbaren Landſchaften, die ſogenannten Waldſtädte Schwyz, Uri und Unterwalden gerichtet.

Dieſe hatten gleich nach Rudolfs Tode bei dem Ruf von Albrechts Vergrößerungsentwürfen einen alten Bund unter ſich erneuert, ſich mit aller Macht und Anſtrengung an Gut und Leben einander in und außer den Thälern auf eigne Koſten wider alle die zu helfen, welche ihnen oder einem von ihnen Gewalt anthun würden. Sie wurden eins, keinen Richter in dieſe Thäler aufzu-

*) Agnes brachte ihr übriges langes Leben (ſie ſtarb erſt 1364) meiſt in dieſem Kloſter zu.

nehmen, der nicht Landmann und Einwohner wäre. Sie hingen sich auch an Adolf gegen Albrecht, und erschraken nicht wenig über die Nachricht von dem Untergang des Erstern durch den Letztern. Diese Furcht ward bestärkt, als König Albrecht zu Straßburg, wo er vielen Reichsgliedern die Verfassung bestätigte, den Vorstehern der Waldstädte auf dasselbe Gesuch erwiedert hatte, er gedenke ihnen nächstens eine Veränderung ihres Zustandes antragen zu lassen.

Diese Anträge erfolgten auch bald darauf und waren des Inhalts: „sie möchten sich dem ewigen Schirm des königlichen Hauses unterwerfen, zumal da dem Könige alle benachbarten Städte und Länder, die Kastvogteien (Schirmvogteien) fast aller Klöster, welche Gut und Leute bei ihnen hätten, und alles was Kiburg und Lenzburg in den Waldstädten besäßen, gehörte. Seiner Majestät und seinem unermeßlichen waffenkundigen Kriegsheer könnten sie doch nicht widerstehen, aber der König möchte sie zu seines Hauses lieben Kindern haben.“ Jene erwiederten, sie wünschten lieber bei dem Zustand ihrer Altvordern zu beharren, und baten um einen Vogt vom Reich, weil er die Reichsvoigteisachen bisher den Amtleuten, welche er zu Rotenburg und Lucern in seinem Eigenthum hatte, übertrug. Die Waldstädte fürchteten nämlich, es möchte ihr Gehorsam unter Oesterreichischen Amtleuten zur Pflicht werden.

Die alten Kaiser hatten zu diesen Reichsvogteien einen großen Grafen ernannt, den man dann, wenn Blutschuld kam, in das Land rief; Albrecht aber ernannte jetzt Geßler von Bruneck und Beringer von Landenberg, Beide seine Werkzeuge und ohne Gut, zu Reichsvögten, welche sogar gegen alle Gewohnheit beschlossen, in den Waldstädten zu wohnen. Geßler, weil bei Men-

schengedenken keine Herrenburg zu Schwyz war, bauete dazu einen sogenannten Twinghof in Uri, und Landenberg wohnte auf einem Habsburgischen Schlosse zu Sarnen. „Das Volk dieses Landes, sagt sein großer Geschichtschreiber, lebt in vielen Dorfschaften, deren Häuser einst, wie bei den alten Deutschen, auf Wiesen, schönen Hügeln und an Quellen einzeln liegen. Es hat gewisse althergebrachte eingepflanzte Grundsätze; wenn Fremde dawider Einwürfe machen, so werden sie selbst verdächtig, und befestigen die Lehren der Väter. Alles Neue ist verhaßt, weil in dem einförmigen Leben der Hirten jeder Tag demselben Tag des vorigen und folgenden Jahres gleich ist. Man spricht nicht viel, und bemerkt für immer; sie haben in den einsamen Hütten zum Nachdenken ruhige Muße; die Gedanken theilen sie einander mit, wenn an Festtagen das ganze Volk vom Gebirge bei der Kirche zusammen fließt. Wer den Landmann betrachtet, findet bis auf diesen Tag ein freiheitstolzes Volk zu Schwyz, ein frommes altgesittetes im Lande Unterwalden, auch zu Uri ein gar biedres eidgenössisch gesinntes Volk."

Die beiden Vögte, von Natur trotzig und herrisch, bestraften jeden Fehler streng, und reizten natürlich die argwöhnischen Gemüther dadurch nur immer mehr zu Aeußerungen des Unwillens. Dieser wurde durch andre Maaßregeln des Königs erhöht, indem derselbe, die Trennung von seinen Erbländern fühlbar zu machen, die Zölle auf die Einfuhr in diese Lande erhöhete, und die Ausfuhr oft verbot. Unerträglicher aber war für die Waldstädte die hochmüthige Verachtung des ganzen Volks, welche die Vögte zeigten. Die alten Geschlechter nannten sie Bauernadel. Als Geßler vor dem Hause Werner Stauffachers, eines wohlbegüterten und angesehenen

Landmanns zu Schwyz vorbeiging, und sah, wie es von Holz wohl gezimmert, mit vielen Fenstern, weitläuftig und glänzend erbaut war, sagte er zu Stauffacher: „kann man leiden, daß das Bauernvolk so schön wohnt!"

Einem andern Landmann aus dem Melchthal in Unterwalden, Namens Heinrich, der ein sehr eifriger Vertheidiger der Freiheiten seiner Vorfahren war, befahl Landenberg, zwei schöne Ochsen vom Pfluge zu nehmen, um einer geringen Ursach willen, und sein Knecht, der das Ausspannen übernahm, fügte hinzu: „Bauern könnten den Pflug wol selber ziehen." Bei dem Wortwechsel darüber hatte Heinrichs Sohn Arnold dem Knechte des Vogts durch einen Schlag mit dem Stocke den Finger zerschlagen, und war deswegen gezwungen worden zu fliehen. Bei Walther Fürst von Attinghausen im Lande Uri hielt er sich verborgen. Unterdeß ließ der grausame Vogt seinem alten Vater die Augen ausstechen. Zu Walther Fürst kam auch Stauffacher, von seiner Frau angespornt, die voll Unruhe wegen Geßlers Aeußerungen über ihr Haus war. Alle Drei waren einig darüber, daß die Neuerungen unerträglich, und Tod besser sey als ein ungerechtes Joch zu dulden. Nachdem sie hierauf ihre Vertrauten und Verwandten erforscht hatten, brachten sie aus verschiedenen Orten Freunde in das Rütli, eine Wiese in einer einsamen Gegend am Ufer des Waldstädtersees, wo sie bei Nacht sich versammelten, über die Befreiung des Volks zu rathschlagen. Am 17. November 1307 kamen sie, jeder der Drei von zehn rechtschaffnen Männern seines Landes begleitet, an diesen Ort. „Als diese drei und dreißig herzhaften Männer, voll Gefühls ihrer angestammten Freiheit und ewigen Bundesverbrüderung, durch die Gefahr der Zeiten zu der innigsten Freundschaft vereinigt, im Rütli beisammen waren,

fürchteten

fürchteten sie sich nicht vor König Albrecht und nicht vor der Macht von Oesterreich." Walther Fürst, Arnold von Melchthal und Werner Stauffacher hoben die Hände in die Höhe und schwuren: daß in diesen Sachen Keiner nach eignem Gutdünken etwas wagen, Keiner den Andern verlassen wolle; sie wollten den Grafen von Habsburg von ihren Gütern und Rechten nichts entfremden, kein Blut vergießen, sondern nur die Freiheit, welche sie von ihren Voreltern empfangen, für ihre Enkel aufbewahren. Die Dreißig hoben auch ihre Hände empor, und leisteten bei Gott und bei den Heiligen denselben Eid.

Unter diesen Verschwornen befand sich auch Wilhelm Tell, ein Urner, der durch die Ermordung Geßlers dem Bunde seinen ersten Zoll brachte. Er hatte sich geweigert, einem aufgesteckten Hute, als einem sinnbildlichen Zeichen der Ehre des Herzogs, die Ehrerbietung zu beweisen, an welcher Geßler, von der heimlichen Bewegung unterrichtet, die Widerspenstigen zu erkennen dachte. Da Wilhelm Tell durch seine Weigerung sich als einen solchen kund gab, und durch kecke Aeußerungen des Vogtes Meinung von ihm bestärkte, übte dieser den Muthwillen der Tyrannei, und befahl dem Tell, seinem Sohne einen Apfel von dem Haupte zu schießen. Nach der gelungenen That erklärte Tell keck, daß er bei schlimmerm Glück den Sohn gerochen haben würde. Der Vogt getraute sich nicht, ihn im Lande Uri gefangen zu halten; er ließ ihn binden und in einen Kahn werfen, um ihn gegen alles herkömmliche Recht über den Waldstädter See aus dem Lande zu führen. Schon war man jenseits des Rütli gekommen, als der Föhn (starker Orkan) aus den Schlünden des Gotthard mit Gewalt losbrach. Da ließ Geßler den Tell, der als geschickter Schiffer bekannt war, losbinden, damit er das Ruder

führen möchte. Jener that's, und fuhr am Felsenufer hin, nach Axenberg zu. Hier ergriff er sein Schießzeug und sprang aus dem Kahn auf einen platten Felsen, den er hinan kletterte, während das Fahrzeug vom Felsen in den See zurückprallte. Dann entfloh er durch das Land Schwyz; auch Geßler, vom Sturm verschont, landete bei Küßnacht, aber um dem gefährlichern Feinde in die Hände zu fallen. Tell wartete seiner hier in einem Hohlweg, und streckte den Sichern mit seinem Pfeil zu Boden.

Des raschen Jünglings kühnes Gemüth löschte so seine Rache mit Blut. Der Bund aber, dem er angehörte, wollte nicht Rache, sondern nur Freiheit. Ohne Blutvergießen bemächtigte er sich daher nur mit List der festen Burgen. Zu Unterwalden ließ sich ein Jüngling am ersten Tage des Jahres 1308 von einer Geliebten auf der Burg des Amtmanns an einem Seile in ihre Kammer ziehen. Zwanzig Freunde zog er an demselben Seile sich nach, mit denen er sich des Burgamtmanns und seiner Knechte versicherte. Landenberg zu Sarnen, der an demselben Morgen in die Messe ging, begegnete zwanzig Männern von Unterwalden, die nach alter Sitte, Kälber, Ziegen, Lämmer u. dgl. zum Neujahrsgeschenke brachten. Der Vogt, der sich ihrer Gabe freute, ließ sie mit ihren Geschenken in die Burg ziehen. Kaum waren sie aber im Thore, so zog jeder auf ein gegebenes Zeichen ein Eisen aus dem Busen und steckte es an einen spitzen Stock. Mit dieser Wehr und dreißig anderen Gesellen, die aus einem Hinterhalt herbeieilten, bemächtigten sie sich der Burg und ihrer Bewohner. Nun tönten von Alp zu Alp die verabredeten Zeichen, und in den drei Waldstädten waren die Zwingherren vertrieben. Landenbergen, der auf der Flucht

hinter Sarnen eingeholt ward, geschah nichts Leides, er wurde nur an die Gränze geführt, und mußte versprechen, das Schweizerische Gebiet nicht wieder zu betreten. Er eilte zum König Albrecht, von dem er Rache und Rettung erwartete. Aber noch ehe dieser das Vorgefallene zu ahnden vermochte, ward er ermordet, und die Schweizer konnten sich ihres mit so großer Mäßigung angefangenen und ausgeführten Unternehmens ruhig erfreuen.

---

13. Heinrich VII.

(1308 — 1313.)

Der unerwartete Tod Albrechts erregte in den Völkern neue Bewegungen, in den Fürsten neue Hoffnungen. Philipp der Schöne, der das Fränkische Reich Karls des Großen zu erneuern wünschte, wollte gern die Kaiserkrone an seinen Bruder Karl bringen, und rechnete dabei auf die Macht und den Einfluß des Papstes Clemens V., der, wie wir oben gesehen, durch Verlegung des Päpstlichen Stuhls nach Avignon, ganz in seinen Händen war. Allein der Papst, der dann noch größere und drückendere Abhängigkeit fürchtete, suchte diese Absichten des Französischen Königs heimlich zu vereiteln, ja er soll die Deutschen Kurfürsten aufgefodert haben, durch Beschleunigung ihrer Wahl allen Bemühungen Philipps zuvorzukommen, ihnen auch den Grafen Heinrich von Luxemburg, den Bruder des Kurfürsten von Trier, vorgeschlagen haben *). Gewiß ist es, daß dieser Fürst an dem Erzbischof von Mainz, Peter Aichspalter,

---

*) Ueber die Unwahrscheinlichkeit dieser Erzählung s. Menzel a. a. O. S. 107.

der dem Luxemburgischen Hause verpflichtet war, einen großen Fürsprecher hatte. Da die Meinungen der Kurfürsten sehr getheilt waren, so schlug er vor, daß die Stimmen heimlich durch ein Scrutinium gegeben würden, und erreichte seinen Zweck. In Frankfurt ward die einstimmige Wahl Heinrichs VII. (November 1308) ausgesprochen, im Anfang des folgenden Jahres der Neugewählte zu Aachen gekrönt.

Seinen ersten Reichstag hielt der König zu Speier, in der Nähe seiner Freunde und Anhänger. Dorthin lud er alle Fürsten, Herren und Städte, vor Allen den Grafen Eberhard von Würtemberg und den Herzog von Oesterreich. Der Erstere hatte durch rastlose Thätigkeit und Benutzung aller dargebotenen Gelegenheit seine kleine Stammherrschaft rasch erweitert, und da er immer mehr um sich griff, bedrängte er dadurch am meisten die freien Städte in Schwaben, die bei dem Könige, der selbst nicht dabei gleichgültig bleiben konnte, Schutz suchten. Eberhard erschien auf dem Reichstage mit einer stattlichen ritterlichen Begleitung, die mehr Trotz als Gehorsam ankündigte. In diesem Sinne verantwortete er sich auch, und verließ endlich ohne sich zu fügen den Reichstag. Heinrich ließ ihn für einen Reichsfeind erklären, und übertrug die Ausführung der Acht seinen aufgebrachten Nachbarn, besonders den Städten, deren vereinigte Kraft ihn auch diesesmal hart züchtigte.

Weit bedenklicher war die Macht der Fürsten von Oesterreich, in denen er furchtbare Nebenbuhler des Throns sah; Friedrich der Schöne, der älteste von Albrechts überlebenden Söhnen, erschien gleichfalls zu Speier, aber von einer solchen bewaffneten Macht umgeben, daß man daran abmessen konnte, was das Oesterreichische Haus vermochte. Heinrich hatte gleich beim Antritt

seiner Regierung den Waldstädten als Gegnern Oesterreichs ihre Freiheiten und Rechte bestätigt, und als jetzt Friedrich die Belehnung seiner Länder suchte, so machte er große Schwierigkeiten, indem er das, was Rudolf oder doch Albrecht während ihrer Regierung erworben, als Reichsgut zurückfoderte. Es war ihm aber eigentlich nicht um diese Länder zu thun; er wollte die Oesterreichischen Fürsten nur zu einem ihm vortheilhaften Vergleich einschrecken, um in anderweitigen Zwecken von ihnen theils nicht gestört, theils auch unterstützt zu werden *).

Sein nächster Zweck war, Böhmen zu gewinnen, wonach Albrecht vergeblich gestrebt hatte. Heinrich von Kärnthen konnte sich auch nach dem Tode seines Gegners nicht im Besitz dieses Landes behaupten. Seine Maaßregeln beleidigten die Mächtigen, seine Schwäche reizte sie zum Widerstande, und die Prinzessin Elisabeth, eine jüngere Schwester des letzten Königs Wenceslaus, welche Heinrich, als sie sich weigerte, sich mit einem seiner Anhänger zu vermählen, gefangen setzen ließ, gab ein Mittel zur Rache an die Hand. Sie entwischte aus ihrem Kerker, sammelte die Gegner ihres Feindes um sich, und bot in Einverständniß mit diesen dem freilich erst elfjährigen Sohn des neugewählten Königs von Deutschland Heinrichs VII., Johann, ihre Hand und die Böhmische Krone. Der Deutsche König nahm den Antrag an, und unter dem Vorwande, daß Heinrich die Belehnung seiner Länder nicht nachgesucht habe, ward er des Throns von Böhmen für verlustig erklärt.

---

*) Heinrich erklärte auf diesem Reichstage die Mörder Albrechts in die Acht, und verherrlichte die Todtenfeier desselben, als sein Leichnam jetzt nach Speier gebracht und beigesetzt ward. Zugleich ließ er aber auch Adolfs Leiche hier bestatten, und zwar neben Albrecht.

Heinrich VII. überließ die Vertreibung der Kärnther und die Besitznahme des Reichs seinem Sohne, oder vielmehr dem Erzbischof von Mainz, den er ihm als Führer und Rathgeber zugesellte. Ihn selbst zog seine Begierde nach Italien, um hier die alten Kaiserrechte wieder aufzufrischen. Sein lebendiger Geist, der durch eine ungewöhnliche Beweglichkeit der Augen sich verrieth, suchte nach einem Schauplatze reicherer Thätigkeit als ihm Deutschland darbot; seine Tapferkeit und Sicherheit in den Waffen, die Freundlichkeit und das Wohlwollen in seinem Betragen, die Furchtbarkeit, deren auch sein schönes Gesicht fähig war, schienen seine Persönlichkeit zu dem Unternehmen tüchtig zu machen. Die Ermunterungen vieler Italiener reizten ihn noch mehr. Er berücksichtigte daher auch nicht die Bedenklichkeiten, welche die Deutschen Fürsten erhuben. Hätte Gott gewollt, daß er ein Privatmann werden sollte, sprach er in ihrer Versammlung, so würde er in engen Verhältnissen geblieben seyn. Jetzt sey er zu höheren Dingen bestimmt; sie sollten ihm, der als Soldat und Heerführer vorangehen wolle, folgen, die Herrschaft der Welt zu erkämpfen. Da seine begeisterte Rede aber ohne Wirkung auf die Deutschen Fürsten blieb, umarmte er mit ritterlicher Zärtlichkeit seine Gattin, und rief, diese werde ihn doch unter allen Gefahren begleiten. Sie folgte ihm auch auf diesem Zuge, zu dem nur wenige Deutsche sich einfanden. Lausanne war der Sammelplatz, weil man wegen des feindlich gesinnten Heinrichs von Kärnthen nicht über Tyrol gehen konnte. Noch vor dem Ende des October 1310 langte Heinrich auf Italienischem Boden an. Auf demselben, zunächst in Oberitalien, hatte sich, seit unsere Erzählung dasselbe beim Tode der Hohenstaufen verlassen, die Lage der Dinge sehr geändert. Die Freiheit, welche

die Lombarden gegen die Deutschen mit der größten Hartnäckigkeit behauptet, hatten sie an sich selbst verloren; sobald der Kampf mit den äußeren Feinden aufgehört, war der innere zwischen den Städten und den Parteien innerhalb derselben um so heftiger geworden, und das endliche Ergebniß dieser Kämpfe war fast überall dasselbe; aus den Trümmern der freien Verfassung wuchs die herrische Macht einzelner Geschlechter hervor. In Mailand, der wichtigsten dieser Städte, deren Geschick auf das des ganzen Oberitalien den meisten Einfluß behielt, dauerte um diese Zeit der Kampf, nicht für die Freiheit, sondern zwischen zwei Geschlechtern um die Herrschaft, noch fort, zwischen den Visconti und della Torre; das letztere Haus war damals im Besitz Mailands.

Doch die Liebe für eine freie Verfassung hatte eine neue Heimath gefunden in Florenz, das erst durch Papst Innocenz III. auf diese Bahn gerufen war, jetzt aber schon in herrlicher Blüthe stand. Nicht bloß seine eigne Freiheit vertheidigte es mit klugem Muthe, sondern auch die des ganzen Italien, das von seinen aufmerksamen Wächtern, den Päpsten, jetzt verlassen war. In diesem Sinne stand es in enger Verbindung mit dem Könige von Neapel, damals Robert *), der dem Sicilischen Friedrich (Th. IV. S. 556.) gegenüber, und durch seine ganze Stellung und sein Verhältniß zum Französischen Hofe, sich an die Kirche hielt. Denn noch lebte der alte Name und der alte Haß der Guelfen und Ghibellinen, und er flammte jetzt mit neuem Feuer auf, als Heinrich Italien betrat, wenn gleich derselbe diesesmal

---

*) Robert war König seit 1309, wo Karl II. starb. Er war der zweite Sohn desselben, denn sein älterer Bruder Karl Martel und dessen Sohn Karl Robert hatten den Ungerischen Thron bestiegen.

als Freund der Päpste kam und eine völlige Neutralität zu beweisen versprach.

Anfangs schien Alles vortrefflich zu gehen. Das kaiserliche Ansehn, obgleich nach langem Verschwinden gleichsam aus dem Grabe erweckt, erglänzte wieder frisch und lebendig. Alle Städte und ihre Herren zeigten bereitwilligen Gehorsam; selbst della Torre, der aus Furcht, weil sein Gegner Visconti im Gefolge Heinrichs war, große Anstalten zu einem feindlichen Widerstande hatte machen wollen, wagte nicht, als der Deutsche König geradezu auf Mailand losging, nach Heinrichs eignem Ausdrucke, wider den Stachel zu lecken, sondern empfing denselben mit Gehorsam und Ergebenheit, so daß Heinrich mit der eisernen Krone zum Könige der Lombardei gekrönt werden konnte (6. Jan. 1311).

Allein sehr bald änderte sich die Lage der Dinge. Wegen der Geldfoderungen, welche der Deutsche König machte, entstanden Unruhen in Mailand, die Visconti listig soll miterregt und hernach entdeckt haben. Er hatte zum wenigsten den Vortheil davon. Leopold von Oesterreich erhielt durch seine Truppen das Uebergewicht der kaiserlichen Partei; della Torre wurde vertrieben, und Matteo Visconti zum Vicarius in Mailand gemacht. Zugleich waren aber auch in den übrigen Städten der Lombardei, in Cremona, Crema, Lodi, Brescia u. s. w., Empörungen ausgebrochen, und Heinrich mußte Zeit und Kräfte aufwenden, um sie erst wieder zu erobern. Dies gelang auch bei den meisten dieser Städte bald; nur Brescia that einen längern und hartnäckigen Widerstand, den sie aber, wie die anderen, mit Strafgeldern büßen mußte.

Durch den Kampf gegen diese Städte hatten die trotz aller ausgesprochenen Neutralität Heinrichs echt

Guelfisch und ihm deshalb feindlich gesinnten Florentiner großen Vortheil erreicht; Heinrich hatte den größten Theil seines Heeres eingebüßt, und war in Oberitalien aufgehalten worden, während sie mehr Zeit und Muße gewonnen hatten, um gegen die wieder aufkeimende Herrschaft der Deutschen in ihrem Lande wirken zu können. Auch Robert, wie sehr ihn der Deutsche König zu schonen und zu gewinnen suchte, verlor diese Zeit nicht. Er trat jetzt, da Heinrich unmäßige Foderungen nicht erfüllen wollte, öffentlich gegen ihn auf, indem sein Bruder Johann mit einem Heerhaufen sich in Rom festsetzen mußte.

So droheten Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten sich dem Deutschen Könige bei jedem Schritte, den er weiter that, in den Weg zu legen. Er hatte Oberitalien verlassen und war nach Genua gezogen, das, von ewigen inneren Parteiungen zerfleischt, damals gerade Ghibellinen an der Spitze hatte und ihn deshalb mit Freuden aufnahm und beherbergte, bis seine Geldnoth auch hier seinen fernern Aufenthalt drückend machte. Da die Florentiner die weiteren Wege zu Lande verlegt hatten, mußte er sich hier einschiffen nach Pisa, der Stadt welche mit völliger Hingebung der Ghibellinischen Partei anhing. Hier verweilte er zwei Monate, und sammelte seine Freunde, Anhänger und Diener um sich.

An der Spitze von zweitausend Rittern trat er endlich den Weg nach Rom an. Die Stadt war zwischen zwei Herren und zwei Parteien getheilt. Die Familie der Colonna war auf des Deutschen Königs, die der Orsini auf Roberts Seite. Nur unter Kampf und Blutvergießen hielt Heinrich seinen Einzug; die Straßen waren bedeckt mit hundert und funfzig Erschlagenen von des Königs eben nicht zahlreichem Heere, seine erbeu-

teten Feldzeichen wurden zum allgemeinen Jubel und Hohn nach Florenz geschickt. Da der Vatican und die Peterskirche, in welcher die Krönung vor sich gehen sollte, von seinen Gegnern besetzt gehalten wurde, so mußte diese Feierlichkeit durch die Päpstlichen Legaten im Lateran geschehen (29. Juni 1312). Bei dem festlichen Schmause des neuen Kaisers auf dem Aventinischen Berge wurden die Gäste von den Geschoßen und den Schmähungen der Feinde belästigt.

Heinrich fand es unter solchen Umständen zu bedenklich, in der Stadt zu bleiben, da noch dazu wie gewöhnlich Krankheiten einrissen. Er verließ also Rom und begab sich nach Toscana, wo er erst Florenz zu bezwingen, und dann von hier, als aus einem Mittelpunkte, Italien und Deutschland zu beherrschen hoffte. Florenz, von Siena, Lucca, Perugia, Bologna, Ferrara unterstützt, machte bedeutende Anstalten, sich dem Kaiser, den es den Feind des menschlichen Geschlechts nannte, entgegenzusetzen. Heinrichs geringes Heer, das durch den Abzug der wenigen Deutschen Fürsten, die ihn noch bis zu seiner Krönung begleitet hatten, vermindert war, machte einen kräftigen Widerstand von Seiten der Guelfen nicht schwer. Zwar verheerte der Kaiser das schöne Land, dessen Verwüstung ihn selbst schmerzte, schlug die vereinigten Florentinischen Truppen, und näherte sich der Hauptstadt, um sie zu belagern; doch von allen Seiten von Feinden umgeben, die ihm die Zufuhr abschnitten, und durch wiederholte Anfälle ermüdet, mußte er sich zurückziehn nach seinem treuen Pisa.

Die Guelfen in Toscana frohlockten, auch nahm ihre Zahl in der Lombardei zu, wo nur Visconti in Mailand und der berühmte Can della Scala in Verona die kaiserlichen Angelegenheiten hielten. Vor Allen aber

war Robert geschäftig, dem die Florentiner auf fünf Jahre die Herrschaft über ihre Stadt übertrugen, um den gemeinsamen Bund desto inniger zu machen. Nach allen Seiten hin regte er Feinde auf, oder verhieß den schon vorhandenen Hülfe und Unterstützung.

Unter solchen Umständen war es nun wol klar, daß die Herrschaft über Italien allein von der Entscheidung zwischen Robert und Heinrich abhing. Zu diesem Kampfe bereitete der Kaiser nun auch in Pisa Alles vor. Es erging zunächst eine strenge Achtserklärung sowol gegen Florenz, als gegen Robert. Jenes ward aller seiner Freiheiten beraubt, dieser als ein Sohn der Sünde, der sich von dem Fette des Reichs nähre, mit Enthauptung bedrohet, wenn er in des Kaisers Hände fallen würde. Um dies letztere möglich zu machen, und Neapel von zweien Seiten anzugreifen, schloß er mit Friedrich von Sicilien, der zum Reichsadmiral ernannt ward, einen Bund, kraft dessen derselbe mit eignen, mit Genuesischen und Pisanischen Schiffen, den Angriff von der See her machen sollte. Zu Lande wollte ihn Heinrich selbst versuchen.

Je größer die Hoffnungen eines glücklichen Erfolgs waren, destomehr Triebfedern setzte Robert, der festen Anhänglichkeit seiner Barone eben nicht sicher, in Bewegung. Er foderte den Papst, der diese Bewegungen unstreitig selbst nicht ohne innere Unruhe ansah, zur Hülfe auf, und verstärkte seine Bitten durch den König von Frankreich, der den Papst im Weigerungsfalle mit dem Schicksale Bonifacius VIII. bedrohete. Clemens V. erfüllte die Wünsche beider Könige, und befahl in einer Bulle dem Kaiser, sich Neapels zu enthalten, das ein Lehn der Kirche sey, und das er, wie er sich aus-

drückte, mit besonderer Vorliebe in der Mitte seines apostolischen Herzens trage.

Doch Heinrich kümmerte sich nicht darum. Mit einem durch keine Unfälle zu erschütternden Muthe unterhandelte er mit den Calabresen, Apuliern und Römern, und begann seinen Aufbruch gegen Neapel. Schon war er bis über Siena vorgegangen, als er den 24. August 1313 zu Buonconvento starb. Der Ruf verbreitete sich, er habe durch einen Dominicaner-Mönch im Spülkelche beim Abendmahle Gift erhalten. Der Orden ließ sich zwar nachher von des Kaisers Sohne und Enkel Zeugnisse seiner Unschuld ausstellen, aber es ist dadurch nicht entschieden worden, ob die Beschuldigung mehr als eine Vermuthung gewesen ist. Die Furcht vor einem glücklichen Erfolge konnte die Guelfen zu diesem in Italien nicht unbekannten Mittel gebracht haben; aber eben so leicht glaubten wol ihre Gegner daran, wegen der Noth, in welche sie durch diesen Tod versetzt wurden.

Denn diese war nicht gering. Pisa besonders sah sich nun allen seinen Feinden bloßgestellt. Es flehete Friedrich von Sicilien um Schutz an, und übertrug ihm die Herrschaft; aber dieser, selbst eines kriegerischen Anfalls von dem aufgebrachten König von Neapel gewärtig, schlug es aus. Die Pisaner erwählten daher den Uguccio Fagiola, einen von jenen unternehmenden Männern, an welchen Italien damals so reich war, zu ihrem Oberhaupte. Kühn und gewandt, tapfer und immer unerschöpflich an Hülfsmitteln, zu denen auch eine durch Cultur erworbene Kunst der Rede gehörte, wagte er, das zahlreiche von den Guelfen zusammengebrachte Heer, das durch Roberts Truppen verstärkt war, anzugreifen, und schlug es. Dieser Sieg rettete die Pisaner von einem, wie es Anfangs schien, unvermeidlichen Un-

tergange. Obgleich sie nun bald darauf eben diesen Sieger, ihren Retter, vertrieben, so vermittelte doch König Robert 1317 einen Frieden zwischen den Florentinern und Pisanern, weil sein Ehrgeitz jetzt nach einem höhern Ziele, der Herrschaft über ganz Italien, strebte.

Nach allen Seiten hatte er schon die Fäden zu dem Netze, womit er dieses Land umstricken wollte, angeknüpft. Außer Neapel herrschte er über Rom und Florenz, über ganz Romagna, über die Städte Pavia, Alessandria und über einen großen Strich von Piemont. Als Herr der Provence konnte er diese Gegenden desto leichter festhalten. Clemens V. gab ihm aus eigner Machtvollkommenheit das Vicariat in allen zum Reich gehörigen Landschaften; da dieser Papst starb (1314), und der heilige Stuhl über zwei Jahre unbesetzt blieb, so erhielt er dadurch eben so freie Hände, wie durch die nach Heinrichs Tode entstandene zwistige Kaiserwahl in Deutschland. Als endlich ein neuer Papst gewählt worden war, in der Person Johanns XXII., so fand er an diesem ein ganz gefügiges Werkzeug, weil derselbe als Kanzler lange in seinen Diensten gestanden hatte.

Indessen erwuchsen doch an anderen Punkten Gegner, die durch die Ausbildung ihrer Macht diesen Planen Roberts bedeutende Hindernisse entgegenstellen konnten. Can della Scala, dem sein großer und gebildeter Geist den Beinamen des Großen verschafft hat, und dessen wir als kaiserlichen Vicars von Verona erwähnt haben, hatte Vicenza dazu erobert, ferner Feltre und in Folge eines langen Krieges endlich auch, aber erst nach Heinrichs Tode, Padua, diese Stadt, die seit Ezzelins Untergang (Th. IV. S. 526.) durch langen Frieden reich und mächtig geworden war. Can errichtete auf diese Weise eine um so furchtbarere Macht, weil das für eine künf-

tige Herrschaft bestimmte Venedig das feste Land damals noch nicht betrat.

Der zweite Gegner war Matteo Visconti, der sich nicht nur im sichern Besitz Mailands erhielt, sondern auch sein Gebiet bedeutend durch Como, Pavia, Bergamo, Piacenza, Alessandria und Tortona erweiterte, und sich den Besitz dieser Eroberungen durch Citadellen, die er erbauen ließ, sicherte.

Endlich hatte sich auch in Toscana nach dem Sturze des Uguccio Fagiola, in Lucca, das dem Letztern gleichfalls unterworfen gewesen war, ein durch Geist und Kraft furchtbarer Gegner erhoben, der berühmte Castruccio Castracani. Durch seine Geschicklichkeit und Thätigkeit dehnte er allmählig seine Herrschaft über Pistoja und endlich auch über Pisa aus, das durch einen mit Aragonien wegen Sardinien geführten Krieg ganz erschöpft war. Mit dieser Macht setzte er das so eifrig Guelfisch gesinnte Florenz in die vielfachste Bedrängniß, und legte schon dadurch Roberts Planen die größten Hindernisse in den Weg.

Diese drei Männer bildeten im Bunde mit Friedrich eine Macht, welche dem Neapolitanischen Könige gewachsen war, und ihm davon durch einige Siege den Beweis gab. Ganz Italien fast war hierdurch in zwei große Massen getheilt, deren fernere Reibungen wir weiter unten erzählen wollen.

---

14. Frankreich und England unter Philipp VI. und Eduard III.

(1328 — 1350.)

Die lange und hartnäckige Zwietracht beider Völker und Reiche nöthigt unsere Erzählung, die Geschichte

derselben aufs innigste zu vereinigen. Nachdem diese Feindschaft in den letzten Zeiten in den Gemüthern verschlossen gewesen war, trat sie, durch eine neue Veranlassung geweckt, wieder mit verstärkter Heftigkeit hervor. Mit Philipps des Schönen drei Söhnen ward zuerst die gerade Linie der Nachfolger Hugo Capets unterbrochen; denn keiner dieser Könige hatte einen männlichen Erben hinterlassen. Da erhob Eduard III. von England, als Sohn einer Tochter Philipps des Schönen, Ansprüche auf den Französischen Thron, und behauptete, daß er ihm zunächst gebühre. Allein der Widerwille des Französischen Volks gegen einen Fremdling und besonders gegen einen Engländer veranlaßte, daß man sich streng an das Salische, schon bei der Nachfolge von Philipps Söhnen angewandte Gesetz, hielt, welches aller weiblichen Abstammung das Recht zur Krone abspricht. Der Wunsch aller Franzosen entschied sich daher für Philipp von Valois, einen Neffen Philipps des Schönen, welcher allgemein als König anerkannt ward.

Eduard fand sich nicht im Stande seine Ansprüche geltend zu machen, und erkannte Philipp durch die Huldigung, die er für Guienne leistete, auf das feierlichste an. Allein er war zu ehrgeizig um die Hoffnung einer Verbindung beider Kronen auf seinem Haupte aufzugeben. Er ruhete nur so lange, bis eine günstigere Lage der Umstände ihm hervorzutreten erlaubte. Unterdessen beschäftigten beide Nebenbuhler auf anderen Schauplätzen ihre Thätigkeit, und sammleten da Stoff zu dem größern Kampfe, der sich zwischen beiden Ländern entzünden sollte.

Philipp VI. bezwang zunächst die seinem Reiche so oft feindseligen Flanderer. Diese hatten sich gegen ihren Grafen aufgelehnt, der sich an Philipp als seinen Lehnsherrn um Schutz und Hülfe wandte. Mit einem an-

sehnlichen Heere machte sich dieser auch auf, alten Schimpf seines Hauses zu rächen und den zu neuem aufgelegten Uebermuth des Volks zu bändigen. Er rückte in Flandern ein, und bis nach Cassel vor. Die Flanderer verließen ihre Handtierung, ergriffen muthig die Waffen und gingen keck dem ritterlichen Heere entgegen. List sollte ihrem Muthe zu Hülfe kommen. Ein Fischhändler aus Brügge hatte sich aus Liebe zu seinem Vaterlande mit Lebensgefahr in das feindliche Lager geschlichen und da ausgekundschaftet, wie leicht der König Philipp und das ganze Französische Heer zu überfallen sey, weil Alles sorglos und wegen der Hitze gewöhnlich fast ganz waffenlos war. Um desto sichrer zu gehen, ließen die Flanderer die Franzosen für den folgenden Tag zur Schlacht herausfodern, gingen aber am Mittag des Tages vorher von dem Fischhändler angeführt auf das feindliche Heer los. Dieses, so wie die Person des Königs selbst, kam anfangs wirklich in große Gefahr. Allein die Hitze des Tages, welche die Franzosen den Flanderern hatte in die Hände liefern sollen, ließ sie selbst unter der Last ihrer eignen Waffen ermatten, und als sie darauf, schon erschöpft, unvermuthet auf einen wohlbewaffneten Theil des Französischen Heeres stießen, unterlagen sie demselben. Sie wurden völlig geschlagen und gänzlich zerstreut. Der Niederlage auf dem Schlachtfelde folgten die Hinrichtungen vieler Häupter und Beförderer der Unruhen, und der König von Frankreich hoffte, sich an dem Grafen einen dankbaren und durch seine Nähe wichtigen Freund verschafft zu haben, indem er ihm das Land, seiner Meinung nach beruhigt, in der That aber nur betäubt, zurückgab (1328).

Der König von England erneuerte etwas später den Plan seines Großvaters gegen Schottland, der durch die

Lässigkeit

Lässigkeit seines Vaters gestört, durch Mortimers Eigensucht ganz aufgegeben war. Schottlands Lage ermunterte zu einem solchen Unternehmen. Der wackre und kräftige Robert Bruce war gestorben, und hatte einen unmündigen Sohn hinterlassen, David, der unter der Regentschaft eines schwachen und unerfahrnen Mannes stand. Dieser Zustand schien denjenigen Engländern, welche während der Englischen Herrschaft Länder und Güter in Schottland besessen hatten und dafür noch immer vergeblich eine Entschädigung erwarteten, höchst günstig, sich ihr Recht oder Vortheile zu verschaffen.

Einige eilten nach Frankreich zu Eduard Baliol, der von den Welthändeln zurückgezogen auf seinen Gütern in der Normandie lebte. Man erweckte in ihm die alten Ansprüche seines Hauses an die Schottische Krone, foderte ihn auf, sie geltend zu machen, und bot ihm Hülfe und Unterstützung an. In Begleitung vieler Großen aus dem nördlichen England, doch (öffentlich wenigstens) ohne Theilnahme des Königs Eduard, landete er mit einem kleinen Haufen an der Küste von Schottland, und überwältigte den ersten Widerstand, der ihm von der bestehenden Regentschaft geleistet ward. Er machte darauf so glänzende Fortschritte, daß er sich zu Scone zum Könige krönen ließ (1332), und von einem großen Theile des Schottischen Adels auch anerkannt ward. Nur wenige, aber kräftige Freunde behielt die bestehende Regierung. Sie rüsten sich zum Kampfe, schicken den jungen König mit seiner Gemahlin, Eduards III. Schwester, nach Frankreich zum Könige Philipp, und benutzen mit großer Klugheit die aus dem raschen Glück entsprungene Sorglosigkeit Baliols. Er wird von Arcibald Douglas bei Annan geschlagen, sein ganzes Glück ist zerstört; kaum kann er sich selbst vor Tod und

Gefangenschaft schützen. Er eilt nach England um die einmal aufgefaßten Hoffnungen mit Eduards Hülfe zu retten, und diese Rettung selbst mit Abtretung des südlichen Schottland und mit Anerkennung der Oberlehnsherrschaft Englands zu erkaufen.

Eduard nahm jetzt keinen Anstand, öffentlich als sein Verfechter aufzutreten. Daß er bisher heimlich alle diese Unruhen genährt habe, bezweifelten die Schotten nicht, und hatten daher gleich nach der Vertreibung Baliols alle Gränzplätze gegen England, besonders Berwick, besetzt und befestigt, da sie seine Wiederkunft von dort erwarteten. Eduard zog auch bald heran und ließ das wichtige Berwick zu Wasser und zu Lande belagern. Douglas, der zu einem Einfall in England sich eben rüstete, eilte, da die Stadt Gefahr lief sich ergeben zu müssen, dorthin, verlor aber die Schlacht und sein Leben (1333). Eduard dagegen gewann Berwick, sein Schützling Baliol und sein Stellvertreter Talbot (er selbst ging nach England zurück) das ganze Schottland.

Eduard machte indeß dieselben Erfahrungen, die sein Großvater gemacht; die Spannkraft der Schotten ließ sich zwar beugen, aber nicht brechen. Der Englische König mußte mehr als einmal mit bewaffneten Heerhaufen wieder zurückkommen, weil die Douglas, die Marre, die Stuart u. A. aus ihren Schlupfwinkeln immer wieder hervorbrachen, und die Englische Macht vernichteten, bis endlich diese Kämpfe mit dem großen Kriege zwischen England und Frankreich zusammenflossen, der sich seinem Ausbruche immer mehr näherte.

Philipp beklagte sich, daß der König von England den Grafen Robert von Artois bei sich aufgenommen, der durch einen Urtheilsspruch des Französischen Königs, dessen Schwager er war, die Nachfolge in der Grafschaft

Artois seiner Muhme hatte lassen müssen *), darüber erbittert nach England flüchtete, und den Ehrgeiz König Eduards noch mehr aufreizte. Eduard dagegen beschwerte sich, daß Philipp schon vorher nicht allein dem Schottischen zu ihm geflüchteten Könige David Bruce eine Freistätte gegeben, sondern auch den fortdauernden Widerstand der Schotten genährt und belebt habe.

Je mehr diese Klagen nicht die Ursachen, sondern schon die Anzeigen der Gährung waren, desto weniger vermochten die Päpstlichen Vermittelungen zwischen den beiden Fürsten. Philipp sah zu wohl ein, wie nützlich ihm dieser fortdauernde Krieg in Schottland seyn konnte, und Eduard, um eines ähnlichen Vortheils zu genießen, weckte und stärkte den Unmuth der Flandrer, die aus ihrer Betäubung allmählig wieder erwacht waren. Unter Anführung und Leitung eines reichen Bürgers in Gent, eines Brauers Jakob von Artevelle, der mit einer in dieser Zeit fast beispiellosen Unbeschränktheit ganz Flandern regierte, hatten sie ihren Grafen vertrieben. Ihr Haß gegen Frankreich und die Abhängigkeit ihres Gewerbfleißes von England, indem in den Niederlanden die Englische Wolle zu Tüchern verarbeitet wurde, machte es dem Englischen Könige leicht, sich Eingang und Anhang zu verschaffen. Als Schwiegersohn des Grafen von Hennegau, Holland, Seeland und Friesland, gewann Eduard in den Niederlanden noch mehr Einfluß, der endlich dadurch vollendet ward, daß sein Schwager, der damalige Kaiser Ludwig, dessen Haß gegen den Fran-

*) Schon Philipp der Schöne hatte in dieser Angelegenheit geurtheilt. Robert ließ nun unter Philipp VI. die Sache noch einmal vornehmen, und brachte dabei von ihm verfälschte Urkunden zum Vorschein. Er war ausgeschlossen, weil sein Vater vor seinem Großvater starb.

zösischen König in der Deutschen Geschichte näher erklärt werden wird, ihn zu seinem Stellvertreter in den Niederlanden machte (1338).

Indem nun Eduard den Titel eines Königs von Frankreich annahm, kündigte er Philippen einen unversöhnlichen Vernichtungskrieg an. Er brach 1339 in Frankreich ein, aber obgleich beide feindliche Heere sich ziemlich nahe kamen, so erfolgte doch keine Schlacht; nur auf der See, bei L'Ecluse an der Niederländischen Küste, wo die Engländer über die an Zahl vierfach überlegene Französische Flotte einen Sieg davon trugen, trat das Geheimniß von Englands Stärke und künftiger Größe zuerst ans Licht. Der ganze Feldzug zu Lande, der sich um die Belagerung von Tournay drehete, ward unerwartet durch einen Waffenstillstand geendet, den die verwittwete Gräfin von Hennegau *) auf drei Jahre vermittelte.

Die Waffenruhe, welche Eduard dadurch erhielt, wollte er zur Wiederherstellung seiner Angelegenheiten in Schottland anwenden, wo während seines Feldzuges in Frankreich die Anhänger des Bruceschen Hauses mit Französischer Hülfe die Engländer und Johann Baliol wieder vertrieben hatten. Eduard begann zwar den Krieg, aber mit so wenigem Erfolge, daß gerade damals David Bruce nach neunjähriger Abwesenheit nach Schottland zurückkehrte (1342). Auch fingen die Feindseligkeiten zwischen Engländern und Franzosen, wenn auch nicht unmittelbar, doch mittelbar wieder an, indem sich beide Fürsten als Helfer verschiedener Parteien in den um diese Zeit entstandenen Erbfolgestreit in Bretagne mischten.

---

*) Sie war die Schwiegermutter Eduards und die Schwester Philipps. Ihr Gemahl Wilhelm war 1337 gestorben.

Im Jahr 1341 starb der bisherige Herzog von Bretagne Johann III. ohne Erben. Noch bei seinen Lebzeiten hatte er in einer Versammlung seiner Baronen seiner an den Grafen Karl von Blois vermählten Nichte, mit Zustimmung des Königs Philipp, als Oberlehnsherrn, die Nachfolge zugesprochen. Allein des verstorbenen Herzogs Bruder, Johann von Montfort, kam ihr zuvor, und setzte sich in Besitz *). Um nun dem Grafen von Blois, der den König von Frankreich für sich hatte, gewachsen zu seyn, ging er nach England, huldigte dem Könige Eduard, und schloß einen Vertrag mit ihm. Aber, ehe die Englische Hülfe erscheinen konnte, war Karl von Blois mit Französischem Beistand in Bretagne eingerückt, hatte den aus England zurückgekommenen Montfort in Nantes belagert, und ihn genöthigt, sich den Händen der Franzosen zu überliefern **).

Die Sache wäre damit geendet gewesen, hätte nicht seine Gemahlin mit männlichem Muthe dieser Entscheidung des Schicksals sich widersetzt. Sie sandte ihren Sohn nach England, und erhielt von dorther Hülfe. Erst erschien Robert von Artois, und als dieser in Vannes sein Leben verloren, Eduard selbst. Die Gefechte, welche nun folgten, brachten keine Entscheidung, und beide

---

*) Folgende Stammtafel erläutert diese Verhältnisse:

Artur II. Herzog von Bretagne.

Johann III. † 1341.	Guido † 1331.	Johann IV., vorher Graf v. Montfort † 1345.
	Johanna, Gem. Karl v. Blois.	Gem. Johanna von Flandern
		Johann V.

**) Er ward nachher zwar frei (1343), starb aber das zweite Jahr darauf.

Theile erschöpft und bedrängt, schlossen einen Waffenstillstand, besonders für Bretragne. Allein der unedelmüthige Philipp brach diesen Stillstand, indem er einen vornehmen Bretagnischen Edelmann, Olivier de Clisson, der sich um Karl von Blois sehr verdient gemacht, den Philipp aber im Verdacht hatte, daß er sich seine Befreiung aus der Englischen Gefangenschaft durch heimlichen Abfall von der Französischen Partei erkauft haben möchte, hinterlistiger Weise greifen und tödten ließ. Ein großer Theil des Bretagnischen Adels ward durch diese ungerechte That empört, und Eduard erklärte sie für einen freventlichen Bruch des Waffenstillstandes.

So war also der Krieg zwischen den beiden Königen wieder im Gange. In Guienne begann er (1345) mit gegenseitigen Verheerungen des Landes und Belagerungen der Städte; der Englische König selbst landete in der Normandie, geleitet durch den Grafen von Harcourt, einen aus Frankreich verbannten mißvergnügten Großen. Das reiche Land ward fast ungehindert verheert, und so große Beute gemacht, daß Eduard bloß mit den in Caen gewonnenen Kostbarkeiten sein größtes Schiff beladen und nach England schicken konnte (1346).

Siegreich rückten die Engländer an der Seine hinauf bis Paris, das mit Schrecken erfüllt ward. Eduard wagte aber nicht, die Stadt selbst anzugreifen, vielmehr da er vernahm, daß Philipp VI. hier ein Heer sammle, welches täglich anwachse, und womit er ihn abzuschneiden gedenke, trat er seinen Rückweg an; als er sich aber der Somme näherte, waren ihm bereits die Franzosen zuvorgekommen, und hatten alle Brücken über den Strom abgebrochen und alle Furthen stark besetzt. Schon hoffte Philipp mit Sicherheit, er werde die Engländer entweder

durch Aushungerung zu einer schimpflichen Ergebung oder zu einem nachtheiligen Gefechte zwingen. Man war sich einander so nahe, daß Philipp am Mittage in Airaines anlangte, welches Eduard am Morgen, noch immer vergeblich einen Uebergang suchend, verlassen hatte.

In dieser Noth versprach Eduard den Gefangenen aus dieser Gegend eine große Belohnung, wenn sie ihm einen Uebergangsort angeben könnten. Endlich fand sich Einer, der ihm eine zur Zeit der Ebbe durchwadbare Furth anzeigte. Das Englische Heer brach sogleich dahin auf, fand aber das jenseitige Ufer schon von einem starken Haufen besetzt, so daß es zu einem heftigen Kampfe kam, und die Engländer erst durch den siegreichen Ausgang desselben den Uebergang erzwingen und sich behaupten konnten.

Voll Freude über seine Rettung zog Eduard auf Crecy weiter, wo er eine feste Stellung nahm und Philippen erwartete, der, als er die Engländer nicht mehr getroffen, bis Abbeville zurück, und hier über die Somme gegangen war. Am 25. Aug. 1346 näherte sich Philipp den Engländern mit einem vielfach überlegenen Heere.

Eduard ordnete seine kleine Schaar geschickt und verständig in drei Haufen, von denen sein Sohn Eduard, der funfzehnjährige Prinz von Wales, den ersten, er den letzten führte, ermunterte Alle mit feurigem und freundlichem Wort zum Gefechte, und befahl, daß sie essen und sich niedersetzen sollten (Alles focht zu Fuß), um mit frischen ungeschwächten Kräften den Kampf bestehen zu können. In dieser Hinsicht befanden sie sich in einer günstigern Lage als die Franzosen, die ermüdet von dem Wege herbeikamen, und den Angriff mehr durch die ungeregelte Heftigkeit ihres großen Haufens, als nach dem Willen des Königs, welcher die Schlacht

gern bis auf den andern Tag verschieben wollte, begannen.

Die bösen Folgen davon zeigten sich beim ersten Angriff, den die ermüdeten Genuesischen Bogenschützen machen sollten. Unwillig, muthlos und erschöpft, wichen diese nach den ersten Versuchen, durch den Pfeilregen der Englischen Schützen auf das blutigste bewillkommt, in Unordnung zurück. Diese Unordnung vermehrte der darüber aufgebrachte Französische König noch durch den verkehrten Befehl an seine Reisigen oder Gensd'armes, sie niederzureiten, und sich durch sie hin Platz zu machen. Die dadurch gesteigerte Verwirrung benutzten sowol die Englischen Bogenschützen, deren Pfeile in dem dicken Haufen ihr Ziel nie verfehlten, als die wilden Walliser und Irländer, welche mit ihren breiten Schlachtschwertern die Pferde niedermachten, beide mit solchem Erfolge, daß die Franzosen hier großen und bedeutenden Verlust erlitten *).

Endlich brachen zwei Haufen, unter den Grafen von Flandern und Alençon, in größerer Ordnung durch die Englischen Bogenschützen in die vom Prinzen von Wales geführte Abtheilung des feindlichen Heeres. Die Menge brachte den jungen Fürsten in große Gefahr. Einige Ritter eilten zum Könige Eduard, der auf einer Höhe hielt, ihn um Unterstützung und Hülfe zu bitten. „Ist mein Sohn vom Pferde geworfen, verwundet oder todt?" fragte er. Nichts von allem, erwiederten Jene. „Nun dann geht wieder hin, sprach Eduard, und sagt: daß so lange mein Sohn noch am Leben ist, er meine

---

*) Hier blieb auch der alte König Johann von Böhmen, der, obgleich blind, von zwei Rittern geführt, mit den Franzosen in die Schlacht gegangen war. Sein Helmbusch bestand aus drei Straußenfedern, mit dem Spruch: „Ich diene." Die Englischen Könige haben dieses Sinnbild angenommen.

Hülfe nicht erwarten soll. Er mag sich heute seine Sporen verdienen; so Gott will, soll die Ehre des Tages sein bleiben." Diese Antwort befeuerte den Prinzen und seinen Muth auf's neue, und der Sieg ward errungen. Die Franzosen zogen sich endlich in völliger Auflösung zurück, und ihr König floh ohne Rast mit fünf Begleitern bis nach Amiens.

Eduard eilte gleich nach der Schlacht zu seinem Sohne, umarmte ihn und sagte, er habe sich der Herrschaft würdig gezeigt. Die Nacht brachte er unter Dank gegen Gott zu, und verbot allen Uebermuth der Fröhlichkeit. Erst am andern Morgen setzte man den Flüchtigen nach, und stieß noch auf viele zuziehende Haufen, die von dem Ausgange des Treffens nichts wußten; so daß, nach Froissard, hier noch mehr Blut vergossen ward, als in der Schlacht selbst. Der Verlust der Franzosen belief sich außer 1300 Rittern und Edlen auf 30,000 Menschen *). Nach einigen Tagen zog Eduard vom Schlachtfelde ab vor Calais, um sich dadurch ein immer offnes Thor nach Frankreich zu gewinnen. Da er es nicht zu erstürmen hoffte, schloß er es mit einem befestigten Lager ein, um es auszuhungern.

Es kam dem Englischen Könige dabei sehr zu Statten, daß er die Flanderer noch immer auf seiner Seite behielt. Zwar hatten die Genter den Jacob Artevelle, als er den Flandrischen Städten den Vorschlag gethan, den Sohn Eduards zu ihrem Grafen zu wählen, in einem Auflaufe erschlagen, und dieser Vorschlag war von Allen verworfen worden; aber sie wollten dafür ihren jungen Grafen zwingen, sich mit Eduards Tochter zu

*) Von den Bombarden, welche nach Villani in dieser Schlacht gebraucht seyn sollen, aber bloß um die Pferde durch das Getöse einzuschrecken, sagt der genaue Geschichtschreiber Froissard nichts.

vermählen, und da derselbe sich dieser Zumuthung durch die Flucht an den Französischen Hof entzog, so blieben sie wenigstens den Engländern treu. Dies machte es nun dem Könige von England um so leichter, den Entsatz abzuwehren, welchen Philipp mit allen Kräften seines Reiches versuchte, und die Stadt Calais mußte sich endlich, da diese Hoffnung vereitelt war, zur Uebergabe entschließen.

Ihr hartnäckiger Widerstand hatte Eduard erbittert, so daß er von gar keinen Bedingungen und keiner Schonung hören wollte. Endlich milderte er sein hartes Urtheil dahin, daß sechs der angesehensten Bürger mit bloßen Füßen und mit Stricken am Halse im Lager erscheinen, die Schlüssel der Stadt überreichen, und dann ihr Schicksal erwarten sollten. Dieser Ausspruch milderte aber im ersten Augenblick nicht den Schmerz und die Noth der Stadt; denn wer hatte hier Recht zu wählen, wer die Pflicht, sich wählen zu lassen! Ein freier Entschluß schien kaum zu erwarten. Da trat endlich unter den Unschlüssigen, oder vielmehr an jeder Wahl Verzweifelnden, ein Mann hervor, Eustach von Saint-Pierre, und bot sich zum Schlachtopfer dar. Sein edler Entschluß erweckte noch fünf Andere; sie begaben sich in der vorgeschriebenen Weise aus dem Kreise ihrer Mitbürger, deren Noth sie nicht gelöset, nur verändert hatten, in das Englische Lager. Ihr Anblick rührt und erschüttert Alle, nur den König nicht. Er befiehlt, sie zu enthaupten. Da wirft sich endlich die Königin ihrem Gemahl flehend zu Füßen, und ihr gelingt es, das menschliche Gefühl Eduards zu erregen *). Die sechs

*) Wie milde Eduard die Greise, Weiber und Kinder behandelte, welche der Französische Befehlshaber in Calais aus der Stadt jagte, erzählt Froissard.

Geiseln retteten ihr Leben, mehr aber retteten auch die sämmtlichen Einwohner nicht; denn Alle mußten die Stadt nebst ihrer Habe verlassen, weil Eduard Calais mit lauter Engländern besetzte, damit er dieses wichtigen Ortes völlig sicher seyn könne.

Wie sich Eduards Gemahlin hier vor Calais weiblich milde zeigte, hatte sie sich kurz vorher männlich stark in England bewiesen, und an dem kriegerischen Lorbeer des Gemahls und Sohnes auch Antheil gewonnen. Die Schotten unter David Bruce, nicht zufrieden ihr Land wieder gereinigt und befreiet zu haben, hatten noch überdieß, aufgemuntert durch den König von Frankreich, der den Waffen seiner Feinde vor Calais eine Ableitung zu schaffen wünschte, einen Angriff auf England beschlossen, in der Hoffnung, wenig Widerstand zu finden, weil die besten Streitkräfte und die besten Führer jenseits des Meeres waren. Ein zahlreiches *) Heer rückte über die Gränze. Aber es fand unerwartet einen wachsamen Hüter, den männlichen Muth der Englischen Königin Philippine. Kaum hatte sie der Schotten mächtige Rüstungen erfahren, als sie die noch übrige bewaffnete Macht eiligst aufbot, und den freilich kleinen Haufen nach Newcastle führte. Als die Schotten sich näherten, trat sie unter die Ihrigen, ermunterte sie, ihres Königes Ruhm und ihre eigene Ehre zu behaupten, und erwartete dann von fern das Schicksal des Heeres, das, in vier Haufen vertheilt, von drei Bischöfen und Eduard Baliol geführt ward. Nach einem sechsstündigen heißen Kampfe erklärte sich der Sieg endlich für die Engländer, und um

---

*) Buchananus verminderte die Zahl der Schottischen Streiter, weil während der Versammlung des Heeres der Graf von Ros einen mächtigen Großen, seinen Feind, meuchelmörderischer Weise ermordete, und darüber Trennung und Spaltung entstand.

so entscheidender, da auch der Schottische König gefangen wurde. Wie ein Strom verbreitete sich das siegreiche Heer, und mit ihm die Englische Herrschaft wieder über das südliche Schottland (1346).

Diese großen wiederholten Schläge schienen den Sieger nicht minder als den Besiegten erschöpft zu haben. Es gelang daher dem Papste, einen Waffenstillstand zu vermitteln, der, von Zeit zu Zeit verlängert, über den Tod Philipps (1350) *) hinausdauerte. Ganz indessen hörten die Feindseligkeiten zwischen den beiden Völkern nicht auf; theils konnte im südlichen und nördlichen Frankreich an den Gränzen beider Besitzungen die Keckheit und die Raubbegierde Einzelner nicht gestört werden, theils ward auch der Waffenstillstand nicht auf Bretagne ausgedehnt. Hier kämpften also die beiden Fürsten fortwährend gegen einander, zur Unterstützung der noch immer streitenden Parteien, deren Sache, seit auch Karl von Blois um diese Zeit gefangen genommen worden war, von zwei Frauen geleitet wurde.

---

*) Philipp hatte sich für den Verlust seines Ruhmes durch Ländererwerb entschädigt. Humbert II., Graf oder Dauphin von Vienne (von dieser Benennung der Herrscher kommt der Name der Provinz, Dauphiné), der seinen einzigen Sohn aus dem offnen Fenster hatte fallen lassen, überließ durch Lebensüberdruß und des Französischen Königs Künste bestimmt, einem Enkel desselben sein Land (1349). Der Name des Dauphin wurde bald nachher auf die Thronerben von Frankreich übertragen. — Von dem Könige von Majorca, der aus einem Nebenzweige des Aragonischen Königshauses abstammte und damals von seinem Schwager, dem Könige von Aragonien Peter IV., mit einem ungerechten Krieg überzogen und seines Inselreichs beraubt wurde, erkaufte Philipp die Herrschaft Montpellier. — Daß er auch Champagne und Brie für die Krone einzog, wird noch erzahlt werden.

15. Wiederausbruch des Krieges unter Johann dem Guten.

Der seit der Schlacht von Crecy eingetretene Zustand von Ruhe, welcher nach einem langen und verheerenden Kriege das beste Heilmittel für Frankreichs Noth gewesen seyn würde, war, wie wir eben gesehen, unsicher und auch nicht dauernd. Die ersten fünf Jahre der Regierung des Königs Johann, Philipps VI. Sohn, welchen man den Guten genannt hat, gingen daher mit Versuchen hin, den Waffenstillstand zu verlängern oder ihn in einen Frieden zu verwandeln. Allein die Bemühung um den letztern war vergeblich; denn durch das Glück hatten Eduards Hoffnungen in seinem Gemüthe nur tiefer gewurzelt, und der ritterliche Sinn seines Sohnes Eduard, des schwarzen Prinzen, wie er genannt wurde, der in der Schlacht von Crecy die ersten Proben seiner Tapferkeit gegeben, hegte eine brennende Begierde, sich durch Thaten des Krieges an jene alten Ritter und Helden anzuschließen, welche die Sage und die Zeit mit Riesengröße ausgestattet hatten.

An diese offnen und äußeren Feinde reihete sich ein innerer und versteckter Feind, durch die Parteiungen des Hofes erzeugt und genähret, der König Karl von Navarra, den die Französischen Geschichtschreiber mit dem Beinamen des Bösen bezeichnet haben, und der vielleicht noch mehr Böses bewirkt haben würde als er wirklich gethan hat, wenn er mehr kräftig als ränkesüchtig gewesen wäre. Er gehörte dem königlichen Hause durch die engsten Bande der Verwandtschaft an. Seine Gemahlin war des Königs Johann Tochter; Johanns Mutter war seine Schwester. Aber diese Bande fesselten

seine Leidenschaften nicht, die durch ein von dem königlichen Geschlechte erlittenes Unrecht erregt waren.

Seine Mutter Johanna war die Enkelin Philipps des Schönen, Erbin des Königreichs Navarra und der Grafschaften Champagne und Brie. Philipp VI. hatte die Minderjährigkeit der Johanna benutzt, um ihr, die durch das Salische Gesetz vom Throne ausgeschlossen war, die letzteren Grafschaften zu entziehen und diese mit seiner Krone zu verbinden. Er hatte dafür einen Ersatz gegeben an Einkünften und Gütern, worüber aber noch mancher Streit unerledigt gewesen zu seyn scheint. Unter andern hatte der König Johann seinem Liebling und Connetable de la Cerda, einem Enkel des aus der Spanischen Geschichte bekannten Infanten dieses Namens, die Grafschaft Angouleme geschenkt, welche anfangs unter den Entschädigungsgütern gewesen war.

Karl sonst schon durch den Stolz dieses Mannes beleidigt, aber hierdurch noch mehr erbittert, ließ den Connetable auf seinem Schlosse überfallen und in seinem Bette ermorden (1353). Ohne Furcht wegen seiner That, rechtfertigte er sie in offnen Briefen und sicherte sich gegen etwanige Gewalt hinter den Mauern seiner Schlösser. Er besaß aber nicht nur das Königreich Navarra, sondern auch als Sohn des Grafen von Evreux weitläuftige Güter in der Normandie, und diese Besitzungen, wohin er sich auch eben begeben, machten ihn um so gefährlicher, da jetzt der Waffenstillstand mit den Engländern zu Ende ging. Der Französische Hof suchte ihn daher eher zu gewinnen als zu strafen, und es kam endlich eine Aussöhnung zu Stande, bei welcher er nicht nur Verzeihung erhielt, sondern auch noch ansehnliche Güter in der Normandie mit großen Freiheiten und Gerechtsamen.

Der Keim des Mißtrauens blieb jedoch zwischen beiden Fürsten. Auf einer Reichsversammlung, wo Johann zu dem Kriege gegen England — den Eduard im Norden, sein Sohn im Süden mit verheerenden Zügen eröffnet — Auflagen und Steuern foderte, hatte der König von Navarra sich heftig und eifrig widersetzt. Es kam wieder zu offner Fehde und zu neuer Versöhnung, die aber Johann benutzte, um durch Hinterlist seines Feindes Meister zu werden. Er hatte seinem Sohne Karl, dem Dauphin, die Normandie übergeben, damit er England und Karl den Bösen besser beobachten könnte. Hier hielt der Dauphin einen glänzenden Hof, an dem der König von Navarra häufig erschien. Einstmals, während dieser sich mit seinen Begleitern sorglos der Fröhlichkeit überließ, erschien Johann, bemächtigte sich seiner und seiner Freunde, ließ ihn in ein enges Gewahrsam bringen, und die mitgefangenen Herren als die Mörder des Connetable enthaupten (1356). Diese rasche That vermehrte das Uebel, das sie hatte unterdrücken sollen. Sie entzündete einen Bürgerkrieg; der Bruder des Königs von Navarra und die Verwandten der Hingerichteten riefen die Engländer zur Rache herbei. Eduard drohete von Calais her, sein Bruder, der Herzog von Lancaster, trat mit den Mißvergnügten in der Normandie auf, sein Sohn, der schwarze Prinz, zog von Guienne heran. Ohne Widerstand zu finden und Verheerung verbreitend näherte sich der Letztere an der Spitze eines kleinen Haufens der Loire, um zu dem Herzog von Lancaster zu stoßen, als er erfuhr, daß der Französische König mit einer starken Macht, die mit jedem Schritt anwachse, gegen ihn ziehe. Er beschloß umzukehren, aber sein Gegner schnitt ihm den Rückweg ab, erreichte ihn unweit Poitiers, bei Maupertuis, und ließ ihm nur die

Wahl zwischen einem der Zahl wegen ungleichen Kampfe und schimpflicher Ergebung. Der Mangel machte die Lage des jungen Fürsten zu einer verzweifelten; er verrieth sie durch die vortheilhaften Bedingungen, welche er durch den Cardinal Perigord, der einen friedlichen Vertrag zu Stande zu bringen suchte, dem Könige von Frankreich anbieten ließ. Johann steigerte aber im Vertrauen auf die entschiedene Ueberlegenheit, welche ihm seine Menge versprach, seine Foderungen so sehr, daß der schwarze Prinz, obgleich er den 40,000 Feinden nur 8000 Krieger entgegensetzen konnte, lieber zu einer Schlacht sich entschloß, von der er zwar nicht einen glücklichen, doch einen schmachlosen Ausgang seiner Lage erwartete. „Mag Gott uns beistehen!" rief er, und suchte durch menschliche Klugheit wenigstens mit so großem Vortheil als möglich zu kämpfen.

Während der Nacht nahm er eine starke Stellung zwischen Weingärten und Hecken, hinter die er seine fern und sicher treffenden Bogenschützen stellte. Einen kleinen Haufen ordnete er zum Hinterhalt, um dem Feinde in die Seite zu kommen; er selbst hielt an der Spitze des Gewalthaufens jenseits seiner Schützen. Den wohlangelegten Plan unterstützte die Hitze und Unordnung der Franzosen, als am folgenden Tage (19. Sept. 1356) die Schlacht geliefert ward. Von den drei Abtheilungen ihres Heeres rückte die erste heran, aber der Strom von Pfeilen, den die Englischen Bogenschützen von der Seite des Weges auf dem die Franzosen vorrückten, ausschütteten, brachte Menschen und Pferde in die größte Verwirrung. Die zweite Abtheilung drang nach, und vermehrte nur die Unordnung. Jetzt erschien der kleine Haufe der Engländer, um die Franzosen von der Seite zu bedrängen, und vergrößerte den Schrecken. Diesen ent-

entscheidenden Augenblick benutzte endlich der Englische Prinz, und machte „im Namen Gottes und des heiligen Georg" mit seinem Gewalthaufen den Angriff von vorn. Jetzt begann die eigentliche Schlacht; die Franzosen wehrten sich tapfer, aber der Vortheil der Ordnung und Besonnenheit gab den Engländern den Sieg. Die Franzosen begannen sich zu zerstreuen.

Nur Johann verweilte noch immer auf dem Schlachtfelde. Was dem Könige erlaubt gewesen wäre, als Alles verloren war, in seiner Person die äußerliche Einheit für sein Reich durch die Flucht zu retten, das wollte der Ritter nicht. Mit einer Streitaxt Alles um sich her niederschlagend, gehorchte er lange nicht dem Zuruf Derer, die ihn auffoderten sich zu ergeben. Endlich fragte er nach seinem Vetter, dem Prinzen von Wales; als man ihm aber sagte, daß derselbe entfernt sey, warf er einem im Englischen Heer kämpfenden Ritter aus Artois seinen Handschuh hin, und ergab sich ihm. So ward er zum Prinzen gebracht, der ihn mit bescheidener Mäßigung in sein Zelt führte, ihn prächtig bewirthete, ohne selber mit zu essen während der ganzen Mahlzeit hinter des Königs Sessel stand, und alles Nöthigen sich zu ihm zu setzen, damit beantwortete, daß er zu gut wisse, welche Achtung ein Vasall seinem Lehnsherrn schuldig sey. Als er nach Ablauf des Winters, den die Engländer unter Lust und Fröhlichkeit in Bordeaux zugebracht, den König nach England hinüberführte, ritt er bei dem Einzuge in London einen kleinen schwarzen Klepper, während Johann auf einem weißen, stolzen, reichgeschmückten Zelter saß.

Eduard selbst empfing und behandelte den Gefangenen mit gleicher Freundlichkeit, und als wäre der Ruhm das Ziel seiner Kämpfe, schien er die Vortheile

seiner Siege aufzugeben, indem er jetzt den König von Schottland gegen eine in zehn Jahren abzuzahlende Summe von 100,000 Mark freigab, und den Franzosen einen Waffenstillstand — von dem aber der König von Navarra und die Bretagne ausgeschlossen wurden — bis zum Jahre 1359 zugestand.

---

16. Unruhen in Frankreich während Johanns Gefangenschaft.

Indem Eduard III. diese Verträge einging, gab er in Beziehung auf Schottland freilich keinen wahren Vortheil auf, weil dort der Widerstand gegen seine Herrschaft immer und zwar mit Erfolg erneuert worden war. Dagegen hätte man glauben sollen, daß er Alles, was er von Frankreich durch gütliche Unterhandlungen zu erlangen hoffen konnte, doch noch leichter würde haben erzwingen können, wenn er den Krieg fortgesetzt, und die Verwirrung, in welche dieses Land durch die Gefangennehmung seines Königs versetzt worden war, benutzt hätte.

Die Bewohner des Französischen Reichs fanden sich durch die willkührliche Finanzverwaltung der Regierung auf das äußerste gedrückt. Unmittelbare Abgaben, die geringhaltigen Münzen (das immer wieder gebrauchte Mittel der Französischen Könige, um sich aus ihren Geldverlegenheiten zu retten), endlich die Habsucht begehrlicher Beamten, hatten allgemeines Mißvergnügen verbreitet. Als nun der Dauphin Karl die Stände zusammenberief, um Rath und Unterstützung in der Noth zu empfangen, hörte er nur Klagen und Beschwerden.

Man verlangte vor allem die Entfernung der bisherigen obersten königlichen Beamten, man foderte Antheil an der Verwaltung durch einen Ausschuß der Stände, Verwerfung der schlechten Münzen, und endlich Befreiung des Königs von Navarra. Nur unter diesen Bestimmungen wollten die Stände die Kosten zur Aufstellung eines Heeres geben. So vielen Grund sie auch hatten, sich über die eingerissenen Mißbräuche und Bedrückungen zu beklagen, so übel war doch die Zeit der Gefangenschaft des Königs und der allgemeinen Noth des Landes zur Bewerkstelligung einer Staatsreform gewählt. Dazu kam noch, daß böser Factionsgeist hier sein arges Spiel trieb, wie schon aus der letzten Foderung hervorleuchtet. Die Männer, welche der Versammlung diese schlimme Anregung gaben, waren Robert le Coq, Bischof von Laon, ein rastloser Ränkestifter, und Stephan Marcel, Vorsteher der Kaufmannschaft (Prevôt des marchands) von Paris, das heißt der erste städtische Beamte, ein rachsüchtiger, treuloser, von ungemeßnem Ehrgeize besessener Mann, der kein Mittel für strafbar oder schändlich hielt, welches ihn zu seinem Zwecke führen konnte.

Der Kühnheit dieser Parteihäupter gegenüber waren alle Bemühungen des Dauphin, sich ihren harten Foderungen zu entziehen, vergeblich. Er mußte Vieles von dem Verlangten erfüllen, wobei er sich mit der Aussicht tröstete, daß er über kurz oder lang die für jetzt nur zurückgedrängte Eifersucht unter den Ständen werde erregen, und so die Kraft, die er nicht bezwingen konnte, durch sich selbst auflösen können. Und diese Hoffnung lag nicht allzufern. Der Adel, der in der Schlacht bei Poitiers viele seiner mächtigsten und geehrtesten Glieder verloren hatte, empfand über den großen

Einfluß, welchen die Städte auf der Ständeversamm-lung geübt hatten, eine Eifersucht, welche die Geistlichkeit theilte, der Dauphin auf jede Weise nährte. Bald befand sich dieser auch an der Spitze einer bedeutenden Partei.

In dieser gespannten Lage des Reiches erhielt der Geist der Unruhe und Zwietracht neue Nahrung durch die Befreiung des Königs von Navarra, welche Pecquigny, Gouverneur von Artois, der mit dem Bischof von Laon und Marcel eng verbündet war, gewaltsam vollbrachte (1357). Wie in einem Triumph zog dieser König in Paris ein, von Marcel nebst mehreren Tausenden, die ihm entgegen gegangen waren, feierlichst empfangen. Am folgenden Tage hielt er von einem Gerüst herab an das versammelte Volk eine Rede. Nach Anleitung eines aus der Bibel zum Grunde gelegten Spruches, bewies er der Menge, wie ungerecht man ihn ins Gefängniß gesetzt und wie viel ungerechter man ihn darin behandelt habe. Das Volk hörte ihm mit Beifall und Ueberzeugung zu, und der Dauphin wurde von le Coq und Marcel zu einem entehrenden Vergleiche mit ihm gezwungen. Unter den Punkten desselben war auch der, daß alle Anhänger des Königs von Navarra, welche Johann vor dem Ausbruche des Englischen Krieges hatte hinrichten lassen, für unschuldig erklärt würden. Der König begab sich deshalb selbst nach Rouen in der Normandie, wo er die Körper der Todten von ihrem Schandplatze wegnehmen und feierlich bestatten ließ, die Gemüther der Lebenden aber durch Reden zu erhitzen suchte.

Stephan Marcel war indessen zu Paris geblieben und behauptete das Ansehn seiner Partei, die zum Abzeichen eine halb rothe, halb blaue Mütze gewählt hatte; der Dauphin, der wie ein Gefangner in Paris war, befand sich in der größten Bedrängniß und Gefahr. Ei-

nes Tages (22. Febr. 1358) wurden sogar an seiner Seite zwei seiner Anhänger, angesehene Herren, von Stephan Marcel und seinen Begleitern niedergehauen, so daß der Dauphin von ihrem Blut besprützt ward. Diesem, der aufs höchste erschrocken für sein Leben zitterte, reichte der Urheber dieser Gräuelthat seine blaurothe Mütze, und versicherte ihm, daß er nichts zu fürchten habe. *) Hierauf begab sich Marcel nach dem Rathhause, aus dessen Fenstern er an das versammelte Volk eine Rede hielt, in welcher er die Ermordeten Bösewichter und Verräther nannte. Der Platz erscholl von dem wilden Beifallsgeschrei der Menge, von welchem Marcel so berauscht wurde, daß er, seinen schändlichen Triumph vollständiger zu genießen, in den Palast zurückkehrte, um dem Dauphin zu erklären: Alles sey nach dem Willen des Volks geschehn, in dessen Namen er eine Billigung des Vorgefallen verlange. Der Prinz, ganz in den Händen der wilden Bösewichter, mußte Alles zugestehen, und erhielt noch an demselben Abend von Marcel ein Stück Tuch von rother und eins von blauer Farbe, damit der ganze Hof in patriotischen Mützen erscheinen möge.

Bei der ersten schicklichen Gelegenheit verließ der Dauphin, der den Titel eines Regenten angenommen hatte, die der Anarchie preisgegebne Hauptstadt, und fand im Reiche so vielen Anhang, daß er Paris fast ganz vereinzelte. Stephan Marcel fürchtete einen Angriff, ließ die Stadt mit Gräben und Wällen sichern und nahm Engländer und andere Söldner des Königs von Navarra als Besatzung auf. Die Hauptstadt und ihr Gebiet mußte in jedem Augenblick erwarten, der Schau-

*) Wem fällt hier nicht der 20. Juni 1792 ein!

platz blutiger Auftritte zu werden, als ein neues, noch furchtbareres Uebel das Unglück des Reichs auf seinen Gipfel brachte, und die Parteien auf kurze Zeit vereinigte.

In der bisherigen allgemeinen Auflösung aller Verwaltung litt keiner mehr als das unglückliche Landvolk, welches aller Druck traf. Diese Leute duldeten auch am meisten von den schrecklichen Verwüstungen und Gewaltthätigkeiten der Söldnerbanden (Compagnien genannt), welche seit dem Waffenstillstande zwischen England und Frankreich von beiden Seiten entlassen, theils auf eigne Hand, theils unter dem Vorwande dem Könige von Navarra zu dienen, von festen Schlössern aus, oder auch umherziehend *), das ganze Land auf das schrecklichste plagten. Das schmerzliche Gefühl aller dieser Leiden brachte endlich die Landleute in Verzweiflung, besonders im nördlichen Frankreich, und diese verzweifelte Wuth richtete sich gegen den Adel, in dem sie zum Theil ihre Peiniger sahen, oder dem sie wenigstens die Niederlage bei Poitiers und die Gefangennehmung des Königes, diese ersten Quellen aller Leiden des Landes, Schuld gaben. Rasch sammelten sich große Haufen, griffen zu den Waffen und überließen sich einer lang genährten und gesteigerten Erbitterung. Sie erklärten laut, daß der ganze Adel zum Heile des Reichs ausgerottet werden müsse, fielen über die Schlösser desselben her und übten an den Bewohnern derselben ohne Rücksicht des Geschlechts und Alters die schauderhaftesten Grausamkeiten **). Diese wilde Empörung, Jacquerie

---

*) Einer dieser Haufen unter Anführung eines Gascognischen Edelmanns suchte selbst den Papst in Avignon heim.

**) Froissard erzählt, daß man unter andern einen Edelmann an einem Spieße briet, und seine Frau und Tochter nöthigte von dem Fleische zu essen.

genannt *), drohete die Zerstörung aller Bande der Gesellschaft; daher vereinigten sich Städte und Adel, der Regent und der König von Navarra gegen sie, selbst Engländer kamen zu Hülfe. Wie es zu geschehen pflegt unterlagen die rohen Haufen bald einem geordnetern Widerstande. Sie erlitten eine Hauptniederlage bei Meaux, und die Sieger löschten mit Strömen von Blut das Feuer dieses Aufruhrs. Der König von Navarra ließ an einem Tage dreitausend Jacques niederhauen.

Gleich nach der Unterdrückung dieser Bewegungen traten die beiden Parteien wieder feindlich gegen einander auf, und Paris ward abermals der Mittelpunkt der Unruhen. Der Anhang des Regenten hatte sich indeß nicht allein im Lande vergrößert, sondern auch in Paris, und Marcels Rolle näherte sich ihrem Ende. Die Zweideutigkeit des Königs von Navarra, der Paris wieder verlassen hatte und sich zu St. Denis aufhielt, beschleunigte dasselbe. Indem er durch Versöhnungen und Friedensverträge den Regenten zu betrügen suchte, wurde er auch seiner eignen Partei verdächtig, und der endliche Ausgang war, daß Stephan Marcel in einem Auflauf ermordet wurde, und der Regent in Paris einzog.

Der König von Navarra verlor nun alle Vortheile, die er von seinen Ränken erwartet hatte. Nur Stephan Marcels großen zusammengeplünderten Schatz hatte er in seine Gewalt bekommen; mit diesem bestritt er seine Rüstungen, und foderte nun den Regenten zum offenen Kampf heraus, um auf diesem Wege seine Zwecke zu erlangen. Er selbst bedrängte und belagerte Paris,

---

*) Der Ursprung dieser Benennung ist wie gewöhnlich bei solchen Parteinamen unbekannt. Du Fresne leitet ihn von dem Anführer ab; Mezerai sagt, der Adel habe die Bauern, die er gedrückt, spottweise Jacques Bonhomme genannt.

die Söldner hausten in seinem Namen im ganzen Lande, das in den schrecklichsten Zustand gerieth. Kein Mensch wagte sich mehr aus den Mauern seiner Stadt hinaus, und die Zerstörung aller Gemeinschaft erzeugte Mangel und Theurung. Diese Noth änderte sich auch nicht, als nun der König plötzlich wieder mit dem Regenten Friede machte (1359). Denn um diese Zeit ging der Waffenstillstand mit England zu Ende, und jene Räuberschaaren thaten nun im Namen der Engländer, was sie bisher im Namen des Königs von Navarra gethan hatten *).

Während des Waffenstillstandes war immerfort an der Befreiung des Königs und an einem Frieden gearbeitet worden. König Johann hatte auch endlich in die von Eduard III. vorgeschlagenen Bedingungen gewilligt, aber der Regent und die allgemeine Stimme der Franzosen hatten sie als zu hart verworfen. Der dadurch erbitterte Eduard kündigte an, daß er nächstens mit einer furchtbaren Macht in Frankreich einbrechen würde. Dieses Gerücht lockte eine zahllose Menge von Kriegs- und Beutelustigen Rittern, selbst aus Deutschland, herbei. Fast mit hunderttausend Mann erschien Eduard wirklich im November 1359. Er zog durch Frankreich hin bis nach Rheims, verheerte was noch zu verheeren war, fand aber diese Stadt so wie die meisten übrigen bedeutenden Städte so wohl verwahrt, daß er ihrer nicht Herr werden konnte.

Endlich gegen Ostern des Jahres 1360 rückte er in die Nähe von Paris, sah aber bald die Schwierig-

---

*) Einer ihrer Anführer hieß Eustachius von Auberticourt. Er hatte sich die Gräfin von Kent zu seiner Geliebten erkoren, die durch Geschenke und zärtliche Briefe seine Liebe erwiederte, und ihn dadurch zu schönen Abenteuern, wie Froissard sagt, aufforderte. Welche Mischung der Gefühle! Ihn zu vertreiben nahm der Regent einen andern dieser Hauptleute in Sold.

keit oder Unmöglichkeit, die Stadt zu erobern. Zu einer Schlacht, zu welcher er den Regenten auffodern ließ, erschien dieser nicht, und die Fruchtlosigkeit *) seines ganzen mit großen Hoffnungen begonnenen Zuges mochte in dem Englischen König Empfänglichkeit für den von dem Päpstlichen Legaten immerfort angetragenen Frieden erzeugen. Man sagt, daß auch das Zureden des Herzogs von Lancaster und der meisten Englischen Großen, so wie ein schreckliches Ungewitter, welches Eduard für ein Warnungszeichen des Himmels nahm, dazu gewirkt habe.

Zu Bretigny kam daher ein Friede unter folgenden Bedingungen zu Stande (1360). Außer dem, was die Engländer jetzt in Guienne und Gascogne besaßen, erhielten sie ganz Poitou, Saintonge, Angoumois, Perigord, Quercy, Rouergue, und im Norden zur Vergrößerung des Gebiets von Calais, Oye, Guines und Ponthieu. Alle diese Länder sollte der Englische König in völliger Unabhängigkeit besitzen. Der König Johann selbst lösete sich noch mit einer Summe von drei Millionen Goldthalern, die in verschiedenen Zeitpunkten zahlbar seyn sollten, und wofür seine drei jüngeren Söhne, viele andere angesehene Große und acht und dreißig Bürger aus den neunzehn bedeutendsten Städten als Geiseln nach England gingen. Für den König von Navarra ward zugleich ein Friede festgestellt; die Angelegenheiten von Bretagne aber wurden einer besondern Unterhandlung, die nachmals keinen Erfolg hatte, vorbehalten.

Nach einer fünfjährigen Abwesenheit kehrte endlich

---

*) Die ganze Ausstattung des Englischen Heeres war, wie Froissard berichtet, nicht bloß auf das Bedürfniß sondern auch auf Genuß und Vergnügen berechnet. Sechstausend vierspännige Wagen, welche Eduard mit sich führte, und das beständige Regenwetter erklären die Beschwerlichkeit des Zuges.

Johann in sein unglückliches Land zurück, dessen Leiden damit noch nicht endeten. Theils machte die Aufbringung des Lösegeldes große Schwierigkeiten, theils aber die Entfernung der Englischen Kriegsleute, welche sich weder an den Frieden kehrten, noch an Eduards Befehle, die besetzten Plätze zu räumen. In großen Haufen zogen sie im Lande umher, und als sie sogar ein von dem Herzoge von Bourbon gegen sie geführtes königliches Heer bei Brignoles geschlagen hatten, stieg ihr Uebermuth auf den höchsten Gipfel. Sie suchten nun auch den Papst in Avignon heim, der ihnen eine große Summe Geldes und Vergebung aller ihrer Sünden schenken mußte. Ein Theil von ihnen zog sich endlich nach Italien, Anderen wurden ihre Plätze mit schwerem Gelde abgekauft, Viele fanden in dem fortdauernden Bretagnischen Kriege Beschäftigung, noch Andere erwarteten dergleichen von dem Könige Karl von Navarra.

Dieser wollte schon wieder gegen Frankreich losbrechen, da mit dem Tode des Herzogs von Burgund (1361) die ältere königliche Linie dieses Hauses (Th. IV. S. 205.) ausstarb, und er an die Erbschaft einige Ansprüche machen zu können glaubte. Johann aber, der ihn auf das äußerste haßte, berücksichtigte diese Foderungen gar nicht, und zog das Land zur Krone ein. Späterhin übergab er es seinem jüngsten Sohne Philipp dem Kühnen, den er, weil derselbe die Englische Gefangenschaft mit ihm getheilt hatte, besonders liebte *). Der Erfolg und das nachmalige Unglück Frankreichs hat nur zu sehr gelehrt, daß dieser Schritt mehr von Gutmüthigkeit als Klugheit ausging. So zeigte Johann

*) Dieser wurde der Stifter der jüngern Linie der Herzoge von Burgund.

sich auch, als er um dieselbe Zeit das Versprechen eines Kreuzzuges übernahm, und endlich als er allen Abmahnungen zum Trotz nach England hinüberging, weil einer seiner Söhne von dort entwischt war, obgleich seine Gegenwart dem verwirrten und vom Könige von Navarra bedroheten Reiche höchst nothwendig gewesen wäre. Um es indeß aus aller Noth zu retten, war vielleicht sein Tod am heilsamsten, der ihn zu London 1364 ereilte, indem er dadurch einem Fürsten Platz machte, dessen Regierung dem Lande heilsamer war.

---

17. Karl V.

(1364 — 1380.)

Dieser neue und glücklichere König war Karl V., mit dem Beinamen des Weisen. Er erhielt diesen Namen nicht wie Alfons X., weil er wie Jener den Himmel erforschte und dessen Erscheinungen verstand, sondern weil er die Erde kannte, und die Bewegungen auf ihr zu leiten wußte. Mitten unter den gefährlichsten Stürmen hatte er die Kunst des Steuerns gelernt, und damit er dieser Kunst und diesem Geschäfte mit desto größerer Aufmerksamkeit und Ruhe obliegen könnte, hatte das Schicksal, indem es ihn aus der Reihe kriegerischer Helden ausschloß *), ihm in dem Ritter und nachmaligen Connetable Bertrand du Guesclin einen Mann zugesellt, den er mit Sicherheit und Vertrauen den äußeren Feinden gegenüberstellen konnte. So ergänzten sich beide, du Guesclins tapferer Arm und des Königs kluge Staats-

---

*) Froissard führt an, der König Eduard habe von Karl V. gesagt: il n'y eut oncques roi qui moins se armât, et si n'y eut oncques roi, qui tant me donât à faire,

kunst, und beiden verdankte auch Frankreich gleich im Anfang dieser neuen Regierung die Beendigung der beiden Kriege, welche, gleichsam als Mit- und Nachklänge des großen Völkerkampfs, in dem Frieden von Bretigny nicht mit verstummt waren. Diese beiden Kämpfe waren die mit Navarra und mit Bretagne. Den ersten endigte du Guesclin durch einen Sieg, den er über den berühmten Englischen Feldherrn Captal de Buch bei Cocherel erfocht (1364). Die Gefangennehmung dieses Feldherrn, welche den Sieg verherrlichte, und die großen darauf folgenden Fortschritte, welche ihn vollendeten, nöthigten den König von Navarra endlich zu einem Frieden, der zu St. Denis geschlossen ward. Kraft desselben entsagte er allen seinen Rechten auf Champagne und Brie, und vertauschte einige seiner Besitzungen, die dem Französischen König zu gefährlich waren, gegen Montpellier.

Den zweiten Krieg, den Bretagnischen, endigte des Königs kluger Rathschluß, als ein Gefecht bei Aurai, welches die Engländer gewannen, dem Sohne des 1345 gestorbenen Johann IV. den Sieg und den Preis des Sieges, das Herzogthum Bretagne, verlieh. Das ganze Land war nämlich des endlosen erschöpfenden Krieges so müde, daß in den beiderseitigen Lagern die Bretagnischen Herren, um eine endliche Entscheidung herbeizuführen, sich entschlossen hatten, die um das Land kämpfenden Fürsten nicht gefangen zu nehmen, wenn es sich träfe, sondern zu tödten. Der Wunsch derselben ward auch erfüllt. Karl von Blois blieb in der Schlacht, und seine Anhänger unterwarfen sich nun dem Sieger. Seine stolze Gemahlin, die bisher aller Ausgleichung durch Theilung zwischen Beiden sich widersetzt, und den Krieg dadurch immer erhalten und genährt hatte, konnte durch ihren Schmerz keine Verfechter mehr erwecken.

Auch Karl V., um nicht an diesem Punkte seines Reichs einen ewigen Zunder des Kriegs zu lassen, erkannte Johann V. gleichfalls als Herzog an, und nahm die Lehnshuldigung von ihm an. Durch Gefälligkeit und Gunst hoffte er Johanns dankbare Anhänglichkeit an England, die jetzt noch durch eine Heirath zwischen demselben und der Tochter des schwarzen Prinzen befestigt ward, zu schwächen, und ihn an sich und sein Reich zu fesseln.

So war also nach langer schwerer Zeit auf dem ganzen Gebiete des Französischen Reichs der Krieg zwar zur Ruhe gebracht, aber, was für den Augenblick eben so schlimm war, die Krieger noch nicht. Die Söldnerhaufen, welche den kämpfenden Fürsten zu Werkzeugen gedient hatten, waren dem Frieden entfremdet, und wollten in den stillen Schoos desselben nicht zurückkehren. Ihrer und ihrer Verwüstungen los zu werden, war hier die schwere Aufgabe, welche aber der Französische König mit du Guesclin's Hülfe löfete. Dieser leitete den wilden Strom nach Spanien ab, wohin er zog, um, wie weiter unten erzählt werden wird, den Castilischen Prinzen Heinrich von Trastamara wider seinen Bruder den König Peter den Grausamen zu unterstützen. Der Letztere fand dagegen bei dem schwarzen Prinzen Hülfe, so daß Franzosen und Engländer sich nun auch auf Spanischem Boden bekämpften.

Bald aber brach der Krieg zwischen den beiden Staaten selbst wieder aus, herbeigeführt durch die schlaue Staatskunst Karls V., der, entschlossen die Engländer ganz aus seinem Reiche zu vertreiben, die dazu günstigen Umstände theils vorfand, theils herbeiführte. Während der Dauer des Friedens hatte er überall gesucht, Englands Einfluß zu stören oder zu schwächen. Indem er sich im Süden an dem Castilischen Heinrich, der jetzt

den Thron bestiegen hatte, einen sehr nützlichen Bundesgenossen verschaffte, vermochte er auch die Niederländischen Fürsten wenigstens zur Neutralität *). In den eigentlichen Französischen Besitzungen der Engländer hatte Karl eben so durch allerlei geheime Künste eine volksthümliche Abneigung gegen sie und eine natürlich damit verbundene Hinneigung zu den Franzosen zu erregen gesucht, welche um so leichter Wurzel faßte, weil Englands Furchtbarkeit mit dem steigenden Alter Eduards und einer verzehrenden Krankheit des schwarzen Prinzen zu schwinden schien. Diese Stimmung trat auch sogleich hervor, als Karl einen Vorwand zu Händeln fand.

Der Prinz Eduard war aus Spanien mit Schulden belastet zurückgekehrt. Um sich derselben zu entledigen schrieb er eine Steuer aus, gegen deren Erhebung sich die mächtigsten Herren im südlichen Gascogne setzten, und unter dem Vorwande, daß sie ungerechter Weise bedrückt würden, sich an den König von Frankreich als ihren Oberlehnsherrn wandten, trotz dem, daß der Friede zu Bretigny diese Lehnsverhältnisse ganz zerrissen hatte. Karl versprach ihnen im Geheim Unterstützung und Hülfe, und ließ diese Gascognischen Herren indeß den Krieg anfangen, während er durch Vertheilung von Besatzungen seine Gränzschlösser zur Vertheidigung und zu Angriffen einrichtete. Nachdem er damit fertig war, foderte er den Prinzen von Wales vor seinen Gerichtshof. Eduard antwortete, er werde erscheinen, aber den

---

*) Froissard sagt in seiner alterthümlichen Sprache: „Le roi Charles qui estoit sage et subtil avoit charpentré et ouvré." Besonders war es ihm gelungen, die Heirath eines Englischen Prinzen mit der Erbgräfin von Flandern, Margarethe, durch den Papst zu verhindern, und es dahin zu bringen, daß dieselbe sich mit seinem Bruder, dem Herzoge von Burgund, vermählte.

Helm auf dem Haupte und in Begleitung von sechszigtausend Mann. Zugleich ließen beide Könige durch ausgestreuete offene Briefe und durch die Reden und Predigten der Geistlichen die Gemüther bearbeiten, um diesen Kampf zu einer allgemeinen Volkssache zu machen.

Das Glück entschied sich aber im Ganzen offenbar für Frankreich. In der Nähe von Calais begannen die Franzosen den Krieg sogleich mit der Wegnahme des wichtigen Ponthieu, und im Süden brachte der Erzbischof von Toulouse Cahors und an sechszig größere und kleinere Städte und Schlösser durch Einverständnisse auf Französische Seite. Auch das wichtige Limoges öffnete den Franzosen die Thore, und obgleich der schwarze Prinz, durch solchen vielfachen Abfall erbittert, mit der letzten Anstrengung seiner absterbenden Kraft dahin eilte und es wieder gewann, so schändete er nur durch die grausame Bestrafung der Einwohner seinen Ruhm, und gab zu neuer Abtrünnigkeit Vorwand. Auch war es seine letzte That. Er ging nach England zurück, um dort auf vaterländischer Erde sterben zu können. Leider konnten auch die Helden, welche ihn hätten ersetzen können, nicht mehr für England thätig seyn. Chandos, einer der berühmtesten, der nach Froissards Versicherung den Verlust von Aquitanien abgewehrt haben würde, war gleich im Anfange des Krieges geblieben; und der andere berühmte Englische Held, Captal de Buch, fiel bald nachher in Französische Kriegsgefangenschaft, in der ihn die mehr berechnende als ritterliche Denkart Karls V. so lange hielt, bis er vor Gram und Kummer starb. Dagegen konnte der Französische König seinem du Guesclin, den er aus Spanien zurückrief und zum Connetable machte, die Füh-

rung des Krieges sicher und mit glänzendem Erfolge übertragen.

Den Unternehmungen der Engländer fehlte dieses Mal alles Glück. Als Eduard III. ein ansehnliches Heer unter dem Grafen Pembroke nach Guienne schicken wollte, rief der König von Frankreich, davon unterrichtet, seine Bundesgenossen die Castilier herbei, welche sich mit einer Flotte vor la Rochelle legten, die Engländer dort erwarteten, und bei ihrer Ankunft so herzhaft angriffen, daß die überraschten und auf ein Seetreffen gar nicht vorbereiteten Engländer besiegt und zum Rückzug genöthigt wurden (1372). Durch diesen glänzenden Sieg, mit welchem Heinrich von Castilien seinem Beschützer die Schuld des Danks bezahlte, verpflichtete er ihn wieder aufs Höchste, denn die Franzosen gewannen damit das ganze Guienne. La Rochelle begann den Abfall von England, und seinem Beispiel folgten die meisten Städte dieser Gegend; bald vollendete der Fall von Thouars, welches Eduard, durch widrige Winde Wochen lang auf der See umhergeworfen, nicht entsetzen konnte, die Unterwerfung von Poitou.

Im Norden ging der Krieg nicht glücklicher für die Engländer. Im Jahr 1371 war Robert Knolles aus Calais mit einem großen Heere hervorgebrochen; da aber die Franzosen, durch die vorigen Erfahrungen gewitzigt, sich in keine große Schlacht einließen, sondern sich begnügten, alle feste Oerter zu besetzen, so konnten die Engländer nur vorübergehende Spuren der Verwüstung zurücklassen; und eben so fruchtlos wiederholte im Jahre 1373 der Herzog von Lancaster denselben Versuch.

Auch die ehemaligen Bundesgenossen der Engländer, der Herzog von Bretagne und der König von Navarra

varra theilten dies Unglück. Jenem, der sich während der ersten Jahre des Krieges ruhig verhalten, ward bei der wachsenden Uebermacht Frankreichs endlich bange; er wollte auf Englische Seite treten, aber der Adel und die Städte seines Landes waren, vielleicht aus Furcht ihr kleines Land wieder wie ehemals zum Brennpunkt des großen Kampfes beider Völker gemacht zu sehen, so dawider, daß sie ihren Herzog nöthigten das Land zu räumen. Der König von Navarra verwickelte sich wie gewöhnlich in seine eigne Schlingen, und als er offene Fehde mit Karl V. begann, verlor er alle seine Besitzungen in der Normandie, und nützte den Engländern nur dadurch, daß er ihnen sein wichtiges Cherbourg überließ.

Dieses so wie die Städte Calais, Bayonne und Bordeaux, waren zuletzt die einzigen bedeutenden Trümmer, welche Eduard III., als er 1377 starb, von seinen ehemaligen großen Besitzungen in Frankreich übrig sah; und auch deren Behauptung mußte ihm unsicher scheinen, da er nur einen minderjährigen Enkel, Richard II., hinterließ. Indeß folgte ihm sein furchtbarer Gegner Karl V. bald nach im Tode (1380), und ließ den Thron (obgleich er die Mündigkeit der Französischen Könige auf das vierzehnte Jahr gesetzt) doch auch einem minderjährigen Sohn und Nachfolger, Karl VI., unter dem die kräftig wirkende Einheit Frankreichs gelähmt ward, wie es in England der Fall war. Der äußere Krieg erstarb daher allmählig, erst in unbedeutenden Kämpfen, dann in wiederholten Waffenstillständen; endlich, unter später zu erzählenden Umständen, in einem Frieden (1396), der aber doch weder den durch die bisherigen blutigen Zwiste erst recht genährten Haß, noch

allen Stoff zu neuen Kämpfen zwischen beiden Völkern hinwegräumte *).

18. Bertrand du Guesclin.

(Geb. 1313, gest. 1380.)

Wie man in einzelnen Pflanzen die Eigenthümlichkeit eines Landes wiedererkennt, so sind auch einzelne Menschen ein vollkommen anschauliches Bild der Eigenthümlichkeit eines Zeitalters und eines Volks. Darum mag hier noch eine ausführlichere Erzählung von Bertrand du Guesclin Platz finden, um den Geist jener Ritterschaft zu bezeichnen, für deren Blüthe er galt.

Nicht weit von Rennes geboren, von einem Vater, der selbst ein tapfrer Ritter war, mußte erst eine Prophezeihung der künftigen Größe des Knaben die Aufmerksamkeit und Liebe der Eltern auf ihn wenden, die seine große Häßlichkeit und Störrigkeit zurückscheuchte. Er selbst war früh entschlossen, die Frauen, denen er vermöge seiner Häßlichkeit niemals würde gefallen können, durch seinen Muth zu gewinnen. Auf einem feierlichen Turniere legte er die ersten Proben seiner Tapferkeit ab. Ohne Wissen seines Vaters, der ihn nicht mitnehmen wollte, hatte er sich auf einem schlechten, von dem Wagen im älterlichen Hause genommenen Gaule

*) Das Erfreulichste was dieser Volkshaß für England erzeugte, war die Belebung ihrer volksthümlichen Sprache. Denn durch eine Verordnung des Parlaments wurde unter Eduard III. ausdrücklich festgesetzt, daß man sich in gerichtlichen und anderen öffentlichen Verhandlungen künftig der Englischen und nicht mehr der Französischen Sprache bedienen sollte, und Geoffry Chaucer, „der Morgenstern der Englischen Poesie" (1328 — 1400) erwarb sich um die Bildung dieser gleichsam wieder gewonnenen Landessprache, durch seine geschmackvollen Werke, das größte Verdienst.

dahin begeben, ausgelacht von Allen, die ihn auf einem so schlechten Pferde ankommen sahen. Von einem Vetter lieh er sich indeß ein besseres Pferd und den nöthigen Waffenschmuck, und ritt so gerüstet in die Schranken. Gleich den ersten Ritter warf er nieder, mit so kräftigem Stoß, daß das Pferd todt blieb und der Ritter dem Tode nahe war. Da ging sein Vater, der zu der Partei des niedergeworfenen Ritters gehörte, auf ihn zu, eine Lanze mit ihm zu brechen, ohne ihn zu kennen. Er aber erkannte seinen Vater sehr wohl an seinen Waffen, und senkte also seine Lanze vor ihm. Alle glaubten zuerst, er thue dies aus Scheu vor der Tapferkeit desselben, aber dieser Glaube verschwand als er gleich darauf funfzehn Ritter hinter einander niederwarf. Jedermann erstaunte und wurde neugierig zu wissen, wer der junge Unbekannte sey. Endlich gelang es einem Normandischen Ritter, ihm den Helm vom Haupte zu stoßen und sein Gesicht zu entblößen. Da erkannten ihn Alle, wünschten ihm Glück zu dem errungenen Preise, und sein Vater versprach ihm voll Freude Pferde und Geld, damit er sich Herrschaften erkämpfen könne.

Die Gelegenheit dazu konnte in jenen unruhigen Zeiten nicht fehlen, und der vorher erwähnte Streit über die Nachfolge in Bretagne zwischen Johann von Montfort und Karl von Blois gewährte sie ihm bald. Er trat auf die Französische Seite. Nach der Kriegsweise jener Zeit kam es vorzüglich darauf an, sich in den Besitz der vielen festen Schlösser und Oerter zu setzen. Hier zeigte nun Bertrand seine Geschicklichkeit. Denn, sagt eine alte Erzählung von ihm, es gab keinen festen Platz, den er nicht mit List oder Gewalt eingenommen hätte.

So verkleidete er sich, um das feste Schloß Fougeray zu erobern, mit Einigen seiner Leute als Holzhauer,

näherte sich dem Platze und bot Holz an, woran die Belagerten Mangel litten. Man läßt die Zugbrücke nieder und Jene ein; sogleich wirft Bertrand sein Holzbündel innerhalb des Eingangs so ab, daß die Zugbrücke nicht schnell wieder erhoben werden kann. Auf ein gegebenes Zeichen ziehen er und seine Begleiter ihre Streitäxte hervor, und kämpfen so lange gegen die Andringenden, bis aus dem Lager die Soldaten zu Hülfe kommen und sich des Platzes vollends bemächtigen. Da es eben Mittagszeit war, setzte er sich mit den Seinigen zur Tafel und verzehrte froh und lustig die für die Feinde zubereiteten Speisen.

Ein andermal erschien er als Winzer, und bot den Belagerten seine Dienste an. Man ließ die Zugbrücke nieder, und Bertrand ging hinein. Absichtlich verweilte er noch an der Brücke, die man wiederum niederlassen mußte, weil ein Wagen aus der Stadt wollte. Kaum war dieser Wagen auf der Brücke, so ließ er von seinen Leuten die Stricke abschneiden, woran sie in die Höhe gezogen ward, und bahnte so seinen außerhalb lauernden Soldaten den Weg.

Aber auch da wo es Gewalt galt war er der Erste. Man wollte Melun belagern, welcher Platz sehr fest war, und Paris vielen Schaden that. Nur durch Sturm konnte er erobert werden. Aber auf den Mauern standen die Engländer, und wehrten muthig jeden Angriff ab; vor Allen ragte ihr Anführer hervor, der Jeden niederstürzte, welcher die Mauren ersteigen wollte. Doch das reizte eben Bertrand. Er setzte die Leiter an. Die Engländer, die ihn ankommen sahen, spotteten über seine Dicke, und der Befehlshaber ließ sich von seinen Leuten die schwersten Steine geben, um sie auf ihn niederzustürzen. Bertrand konnte dieser Masse nicht widerstehen; er fiel

halbtodt in den Graben, der voll Wasser war. Man zog ihn hervor und legte ihn auf einen warmen Misthaufen, um ihn ins Leben zurückzurufen. Sobald er hier wieder zu sich gekommen, war seine erste Frage, ob der Sturm schon vorüber sey, und sogleich ging er mit seinen Bretagnern dem Feinde entgegen und vollendete die Eroberung.

In demselben Feldzuge (1356) belagerte der Herzog von Lancaster Rennes. Schon waren die Belagerten auf's äußerste gebracht, und wollten vor der Uebergabe nur noch Nachricht haben von Karl von Blois, ob er ihnen Hülfe senden könne oder nicht. Ein Bürger bot sich dazu an; bei einem Ausfall läßt er sich gefangen nehmen, erzählt, daß man aus Mangel an Nahrungsmitteln ihm schon seine Kinder getödtet habe, und versichert, daß die Stadt gewiß genommen werden könne, wenn ihr die Hülfe, die in Anmarsch sey, abgeschnitten werde. Die Engländer brachen sogleich auf, um dieser entgegenzugehen. Unterdessen eilte der Gefangene aus dem Lager, und traf du Guesclin, der sich schon längst gern in die Stadt geworfen hätte. Auf die mitgetheilten Nachrichten stürzte dieser sogleich auf das schlecht vertheidigte Englische Lager, nahm mehr denn hundert mit Lebensmitteln beladene Wagen weg und zog mit denselben in die Stadt. Der Englische Feldherr war nicht wenig verwundert, als er nach vergeblichem Harren bei seiner Rückkunft den Zustand seines Lagers sah, und hörte, was du Guesclin gethan hatte. Er ward begierig, ihn näher kennen zu lernen, sandte einen Herold mit einem Briefe in die Stadt, und ließ den Ritter auf Ritterwort zu sich ins Lager entbieten. Als du Guesclin den Inhalt des Briefs gehört hatte — denn lesen konnte er nicht — sagte ers zu, und ritt am andern Tage hinaus.

Er beugte ein Knie vor dem Herzog, der ihn sogleich aufhob und ihn freundlich umarmte. Alle Engländer drängten sich herzu, den berühmten Helden zu sehen, waren aber mit seiner Aussenseite nicht zufrieden. Er sey schwarz und vierschrötig, und habe breite und viereckige Fäuste, sagten sie *). Der an ihn abgeschickte Herold hatte ihn auch mehr einem Straßenräuber als einem Ritter ähnlich gefunden. Doch sein offner Biedersinn entzückte den Herzog, er bat ihn, bei ihm zu bleiben, und that ihm die glänzendsten Versprechungen. Aber der Ritter lehnte Alles ab, und entschuldigte sich freimüthig.

Als er sich am Abend beurlauben wollte, hielt ihn noch ein übermüthiger Englischer Ritter, Wilhelm Bembro, der für den Tapfersten gehalten wurde, auf, und bat ihn, drei Lanzen mit ihm zu brechen. „Lieber sechse, mein lieber Kapitain," erwiederte du Guesclin freundlich. Der folgende Tag wurde zum Kampfe bestimmt. Als er ausritt, trat ihm seine Tante entgegen, und stellte ihm vor, sich doch nicht muthwillig in eine solche Todesgefahr zu begeben. „Warum, erwiederte du Guesclin, geht der Schüler in die Schule, als um zu lernen? Eben so gehe ich in die Schule, um ein tüchtiger Ritter zu werden." Ehe der Zweikampf anfing, ließ er sich Brot bringen, brach drei Stückchen davon, tauchte sie in ein Glas voll Wein und aß sie zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit. Nachdem er darauf das Pferd, das ihm der Herzog von Lancaster den Tag vorher geschenkt hatte, bestiegen, rannte er so kräftig gegen den Engli-

---

*) In einem alten Gedichte sagt er in der kräftigen, naiven Sprache der Zeit von sich selbst:

Bien sçai que je suis bien laid et malfettis,
Mais puisque je suis laid, être veux bien hardis.

schen Ritter ein, daß derselbe gleich beim ersten Stoß in den Sand fiel und die übrigen Lanzen nicht weiter begehrte. Darauf verneigte der Sieger sich ehrerbietig gegen die Englischen Herren, wandte sein Roß und ritt nach der Stadt zurück.

Rennes that nun so tapfern Widerstand, daß der Herzog von Lancaster gern abgezogen wäre, wenn er nicht geschworen hätte, nicht eher von der Stadt zu weichen, als bis er sein Panier auf der Stadtmauer wehen gesehen. Bertrand fand einen Ausweg. Man kam überein, daß Lancaster mit neun Begleitern in die Stadt kommen sollte, um sein Panier auf die Stadtmauer zu pflanzen. Der Herzog nahm das an, und damit die Engländer noch mehr Lust bekämen abzuziehen, hatte Bertrand alle mögliche Vorräthe in der Stadt zusammenbringen und wie zum Verkauf ausstellen lassen, um glauben zu machen, es herrsche großer Ueberfluß darin. Lancaster stieg nun auf den Wall und pflanzte sein Panier auf. Kaum war er aber wieder aus der Stadt, so warfen die Einwohner es vor seinen Augen mit Schimpf und Hohn in den Stadtgraben hinab, ohne daß der Engländer im Stande war, es zu rächen.

Auch Bertrand verließ nun die Stadt, und ging dem Kriege nach. Endlich wurde er als Geisel bei dem geschlossenen Waffenstillstande zwischen Karl von Blois und Johann von Montfort gegeben; da aber dieser Waffenstillstand nicht gehalten wurde, und er wider Recht und Gerechtigkeit im Gefängnisse zurückbleiben mußte, entfloh er und diente wieder in dem Kriege, der zwischen dem Könige von Navarra, dem die Engländer beistanden, und dem König Karl V. ausbrach. Wir haben schon oben gehört, daß dieser Krieg durch den Sieg bei Cocherel zum Nachtheil des Königs von Navarra ge-

endigt ward, und daß hauptsächlich Bertrand du Guesclin *) diesen Sieg durch seine Klugheit und List erfocht. Die Engländer standen in einer festen Stellung auf einem Berge, und die Franzosen, die deshalb nicht anzugreifen wagten, obgleich sie um die Hälfte stärker waren, wurden vom Stehen und von der starken Hitze müde und erschöpft. Da dies der Englische Feldherr, der mehrfach erwähnte Captal de Buch, gemerkt, schickte er zu du Guesclin und ließ ihm sagen, er wolle ihm guten Wein schicken, denn er wüßte, daß sie weder gut zu essen noch zu trinken hätten (welches auch gegründet war), auch wolle er ihn seinen Weg ungehindert ziehen lassen. „Ich danke Euch für die gute Rede," sagte Bertrand zu dem Herolde, und schenkte ihm ein Roß und hundert Floren, „erwiedert aber eurem Herrn, daß ich zu ihm kommen wolle und, gefällts Gott, noch diesen Abend von seinem Vorrath zu essen gedenke."

Er erfüllte auch seine Drohung. Zuvor ließ er erst noch alle seine Leute sich unter einander beichten, „denn, sagte er, ich habe oft von Geistlichen gehört, daß mit einem Sünder hundert Gerechte sterben." Darauf begann er mit anscheinender Furcht sich zurückzuziehen, um die Engländer aus ihrer festen Stellung herauszulocken. Captal de Buch merkte seine List. „Noch nie ist du Guesclin vor den Augen seiner Gegner geflohen," sprach er; aber er konnte die Seinigen nicht zurückhalten. Das Uebel ward dadurch vermehrt, daß es dreißig Gascognischen, im Französischen Heere fechtenden Rit-

---

*) Man hatte nämlich beliebt, erzählt Froissard, daß man an diesem Tage dem du Guesclin gehorchen und nostre Dame du Guesclin zum Feldgeschrei nehmen wollte, nachdem der Graf von Evreux, dem man als dem Vornehmsten und Mächtigsten zuerst diese Ehre antrug, es ausgeschlagen, weil er zum ersten Mal einer Schlacht beiwohnte.

tern gelang, ihren gleich beim Anfang des Treffens gemachten Plan auszuführen, den Englischen Feldherrn an der Spitze seines Haufens zu umringen und gefangen zu nehmen.

Nicht lange darauf hatte du Guesclin das gleiche Schicksal, in dem neuen Kriege zwischen den beiden Herzogen von Bretagne. In der Schlacht bei Aurai, welche dem Karl von Blois selbst das Leben kostete, ward er gefangen, aber durch das Geld, welches der Papst und der König von Frankreich dazu hergaben, wieder ausgelös't. Nun wollte er zu einem Kreuzzuge nach der Insel Cypern gehen, als er die Auffoderung erhielt, die Compagnien nach Spanien zu führen. Bertrand schickte zuvor seinen Herold an sie ab, und bat sich frei Geleit aus. Nachdem er's erhalten, begab er sich zu ihnen. Er stellte ihnen den Zug nach Spanien vor, zeigte ihnen alle Gelegenheit, sich hier zu bereichern, und versprach ihnen noch 100,000 Floren von dem Könige und Vergebung der Sünden von dem Papste. „Ist's doch besser so thun, fügte er hinzu, um unsre Seelen zu retten, als sie dem Teufel Preis geben. Der Sünden haben wir genug gethan, wie ein jeder wissen kann." Bertrands Ansehen und diese Aussichten bewogen Alle. Er stellte sich an ihre Spitze und ging mit ihnen auf Avignon los. Dem Papste Urban V. ward bei der Ankunft dieses Haufens nicht wenig bange. Er ließ ihnen durch einen entgegengeschickten Cardinal sagen, daß wenn sie sich nicht zurückzögen, er sie in den Bann thun würde. Sobald der Cardinal nahe gekommen war, ging sogleich einer aus der Bande auf ihn zu, mit der Frage, ob er Geld mitbringe. Ja Viele hatten Lust, ihm sogleich auf der Stelle seine Kostbarkeiten abzunehmen. Nachdem er nun seine Botschaft angebracht, ward ihm erwiedert, man

wolle die Lossprechung von allen Sünden und 200,000 Franken Reisegeld. Das erstere, sagte darauf der Cardinal, könne ihnen wol gewährt werden, was aber die Geldsumme anbeträfe, so sey sie zu groß. Da nahm Bertrand das Wort und sagte: „der Sündenvergebung werden Viele unter uns entbehren wollen, aber des Geldes gewiß keiner. Denn zu redlichen Menschen wollen wir sie schon wider ihren Willen machen, und sie dahin führen, wo sie keinem Christen mehr schaden können."

In Avignon erwartete man unterdeß voll Angst und Schrecken die Rückkunft des Kardinals. Als der Papst ihre Foderungen hörte, meinte er, das sey doch hart, daß er sie von den Sünden lossprechen solle und noch Geld dazu geben, da man sonst dafür Geld nach Avignon zu schicken pflege. Indeß der Anblick dieser Haufen, die schon jetzt, da sie das Geschenk noch erwarteten, bloß für ihre nothwendigen Bedürfnisse so in der Gegend herumplünderten, daß der Papst, der sie von seinem Fenster aus sah, ausrufen mußte: „ach! wie viel Mühe sie sich geben, in die Hölle zu kommen," bewog die reichsten Bürger, auf den Vorschlag des Papstes, die Summe durch gemeinschaftliche Beiträge zusammenzubringen. Als aber dem du Guesclin dies Geld eingehändigt ward, wollte er es nicht nehmen, indem es ja, sagte er, dem armen Volke abgenommen sey, sie es aber vom Papste hätten haben wollen. „Ja, setzte er hinzu, ich will, daß es den Bürgern zurückgegeben werde, und wenn ich erführe, daß dies nicht geschehen, würde ich zurückkehren, und wäre ich jenseits des Meeres."

So rückte nun Bertrand in Spanien ein, und nahm an den Begebenheiten den thätigsten und für Heinrich von Castilien ersprießlichsten Antheil. Allein die entscheidende Niederlage bei Navarette konnte er trotz

seiner angestrengten Tapferkeit nicht abwehren; er eilte nur, als er den Verlust der Schlacht fast entschieden sah, auf Heinrich zu, der noch immer mitten in dem stärksten Getümmel focht, nahm sein Pferd beim Zügel, und führte ihn trotz seines Widerstrebens aus der Schlacht. Er selbst kämpfte dann wieder fort; als er sich aber endlich umringt sah und den schwarzen Prinzen erblickte, rief er, „diesem ergebe ich mich, denn er ist der Tapferste." Er war aber auch der Edelmüthigste, denn aller Anerbietungen des Königs Peter ungeachtet, der gern seine Rache an du Guesclin befriedigt hätte, lieferte er denselben nicht aus, sondern übergab ihn vielmehr dem Captal von Buch zur Bewachung, der denselben Abend noch in einem Zimmer mit ihm schlief, und den als seinen Gefangenen sah, dem er einstmals sich selbst hatte ergeben müssen. Bertrand wurde darauf nach Bordeaux geführt, wohin der schwarze Prinz aus Spanien wieder zurückging. Heinrich irrte indessen als Flüchtling umher, bei Diesem und Jenem Hülfe suchend. Nichts war ihm aber mehr werth, als der Rath du Guesclins, und so begab er sich als Pilger verkleidet zu ihm in sein Gefängniß, nicht ohne große Lebensgefahr, wenn er erkannt worden wäre.

Ein Zufall rettete Bertrand aus dem Gefängnisse in Bordeaux. Man unterhielt sich eines Tages bei dem Prinzen von Wales von manchen Helden, die gefangen worden wären. „Prinz, sagte Einer von der Gesellschaft, man spricht, Ihr hättet einen Ritter in eurem Gewahrsam, den Ihr nicht loszulassen waget, nemlich Bertrand du Guesclin." Erzürnt rief Eduard: „Bringt ihn sogleich her, ich werde ihn solchen Gerüchten zum Trotz entlassen, ja ohne Lösegeld." Es gingen Einige zu Bertrand hin, ihm zu sagen, daß er zum Prin-

zen kommen und ausgelöst't werden solle. „Was sagt Ihr? entgegnete ihnen Bertrand, ich habe weder Heller noch Pfennig, und überdieß noch viele Schulden in dieser Stadt." Wie habt Ihr so viel gebraucht? fragte Einer: „Nun, sprach Bertrand, ich habe gegessen und getrunken, viel verschenkt und viel im Würfelspiel verloren." Sie kamen beim Prinzen an. Wie gehts Bertrand? fragte dieser. „Traun, erwiederte du Guesclin, es langweilt mich, nur immer den Gesang der Mäuse von Bordeaux zu hören, die Nachtigallen meines Vaterlandes wären mir lieber." Es wird bloß von Euch abhangen, entgegnete der Prinz; schwört nur, nicht gegen uns und nicht für Heinrich von Castilien zu kämpfen. „Was hülfe mir da meine Befreiung, gab du Guesclin zur Antwort, dann gäb ich ja meinen Leib erst recht in die Gefangenschaft." Nun, sagte der Prinz darauf, so sollt Ihr mir zum wenigsten nicht ohne gutes Lösegeld entkommen. „Ich will gern, erwiederte Bertrand, nur erinnert Euch, daß ich ein armer Ritter bin, der nichts besitzt, als was er durch die Waffen erwirbt." Der Prinz überließ es ihm, sich den Preis zu setzen. „Gut, so muß ich mich doch wohl nicht zu niedrig schätzen," sagte Bertrand, und bot hunderttausend Goldfloren. Der Prinz war verwundert, sah seine Ritter an, und fand Spott in einem solchen Anerbieten. Man handelt, aber Bertrand wollte nicht weniger als 60,000 geben. „Prinz Heinrich, rief er, kann sich nun rühmen, als König von Castilien zu sterben, er wird die Hälfte meines Lösegelds bezahlen, der König von Frankreich die andere. Im Nothfalle aber werden alle Frauen in einem Jahre genug spinnen, um mich davon loszukaufen."

Doch schon in Bordeaux fand er unter den Engländern Freunde, die ihm ansehnliche Geschenke machten.

Die Gemahlin des schwarzen Prinzen selbst gab ihm eine große Summe. So verließ er nun Bordeaux, um das Fehlende noch zusammenzubringen. Aber Freigebigkeit gehörte zu den Haupteigenschaften Bertrands. Kaum war er aus den Thoren von Bordeaux, als ihm ein armer Edelmann aus Bretagne zu Fuß begegnete. „Wo hinaus?" fragte Bertrand. Ich glaubte, Ihr wärt noch gefangen, edler Herr, antwortete ihm dieser, und tröstete mich damit, gefangen zu seyn, so lange Ihr noch nicht wieder ausziehn könntet. Nun aber gehe ich in mein Gefängniß mit Herzeleid. Ich war in Bretagne, mein Lösegeld zu holen, fand aber nicht so viel. „Wie viel braucht Ihr?" Hundert Franken, Herr. — „Falsch, noch funfzig zu einem Pferde und funfzig zu einer Rüstung." Und dies ließ er ihm sogleich auszahlen. So machte ers mit Mehreren.

Du Guesclin begab sich indessen zum Herzog von Anjou, der Tarrascon belagerte. Man wollte die Stadt bestürmen. Bertrand setzte sich unbewaffnet auf ein Pferd, mit einer bloßen Ruthe in der Hand (denn er durfte nicht kämpfen, so lange sein Lösegeld noch nicht bezahlt war) und näherte sich dem Stadtthore. „Närrisches Volk, rief er den Belagerten entgegen, opfert doch nicht Euch, Eure Weiber und Kinder muthwillig. Denn wir werden Euch so lange belagern, bis wir Euch haben." Die Bürger ergaben sich bald darauf. Von dem Herzoge von Anjou mit Gelde unterstützt, hatte er endlich sein Lösegeld zusammen gebracht, und ging wieder nach Spanien zu Heinrich von Castilien.

Als Bertrand noch hier beschäftigt war, die Eroberung des Castilischen Reichs zu vollenden, erhielt er von seinem Könige die dringendste Auffoderung, sogleich zu ihm zu kommen, die Würde eines Connetable

anzunehmen und gegen die Engländer zu kämpfen, mit denen der Krieg wieder ausgebrochen war. Er machte sich auf. Unterwegs sah er von dem Schlosse eines Freundes, bei dem er eingekehrt, eine in der Nähe liegende befestigte Abtei, und auf ihr das Englische Panier wehen. Bertrand schwur sogleich, nicht eher abzureisen, als bis er die Festung hätte. Als ihm der Graf, sein Freund, Maschinen mitgeben wollte, sagte er, er möchte sie nur lassen. „Denn ehe diese noch aufgepflanzt sind, habe ich mit meinen Leuten schon manches Glas Wein drinnen ausgetrunken." Der Sturm begann. Bertrand war der Erste auf der Leiter, hieb den Englischen Obersten nieder, und aß am Abend in der Abtei.

So ward der Krieg oft den kühnen und muthigen Helden dieser Zeit ein bloßes Spiel ihrer Kräfte, und schien nur ein fortgesetzter Zweikampf. In diesem Sinne hatte auch der Befehlshaber einer Stadt in Spanien an Bertrand, als dieser noch dort war, einen Herold geschickt, mit der Bitte, ihn auf seinem Zuge nicht zu verachten, sondern ihm einige Stunden zu schenken und ihn mit einem Sturme zu beehren. Vorher war Bertrand noch zweifelhaft gewesen, ob man diese Stadt angreifen sollte oder nicht. Aber nun besann er sich nicht mehr. „Geht, sprach er zum Herolde, und sagt eurem Herrn, daß wir seine Neugierde befriedigen wollen, aber er wird Leute an uns finden, welche weder die Tiefe der Gräben noch die Größe der Stadt achten." Man rückte vor, und die Stadt ward erstürmt.

Als Bertrand nun zum Könige von Frankreich kam, übertrug ihm dieser in der Versammlung seiner Barone die Würde eines Connetable, welche er mit Demuth annahm; nur machte er die Bedingung, daß der König keinem Ankläger oder Angeber, außer in seiner Gegen-

wart, Gehör geben wollte. Haufenweise strömten ihm die Soldaten zu. Für 1500 Gensd'armes hatte er nur vom Könige Geld bekommen, und noch einmal so viel fanden sich bei ihm ein. Er bezahlte sie mit dem Gelde, welches er aus Spanien mitgebracht hatte.

Der Englische Feldherr ließ ihn zu einer Schlacht auffodern. „Ich habe nicht minder Lust Euch zu sehen," gab Bertrand zur Antwort. Er schwur, daß er nicht eher essen und trinken wolle, als bis er dies ausgeführt. Ob es gleich schon Nacht war, brach er mit 500 Mann auf und ritt so schnell, daß zwei Pferde unter ihm stürzten. Als er den Feinden nahe gekommen, ließ er seine Leute sich mit Wein und Brot erfrischen. Darauf nahm man von dem Brote, bekreuzte es im Namen des heiligen Sakraments, aß es zur Vergebung der Sünden, die Einer dem Andern vorher gebeichtet, betete zu Gott und stieg zu Pferde. Still, die blinkenden Helme mit Tüchern bedeckt, rückte man gegen die Engländer an. So schnelle Ankunft der Franzosen hatten jene nicht erwartet, denn ihr Herold war kaum zurückgekehrt. Sie geriethen in Verwirrung, welche du Guesclin mit seinem kleinen Haufen benutzte, indeß das übrige Französische Heer langsamer nachrückte. Du Guesclin erlangte den Sieg, und diesem Siege folgten bald mehrere, wie aus der vorhergegangenen Erzählung schon bekannt ist.

Die Engländer, welche wohl merkten, was ein Mann werth ist, thaten bei Gelegenheit einer dieser Schlachten ein feierliches Gelübde, den Bertrand du Guesclin zu verwunden. Aber es gelang ihnen nicht, ja es schien, als habe der Tod selbst sich gefürchtet, ihm mitten in der Schlacht oder vor den Mauern der Festungen zu begegnen. Eine Krankheit endete sein thatenreiches Leben bei der Belagerung des festen Platzes Cha-

telneuf de Randau. Noch auf dem Sterbebette ermahnte er die Seinen zur Gerechtigkeit und Menschlichkeit, küßte sein Schwert, gab es mit Wehmuth von sich, und erwartete den letzten Hauch unter frommen Gebeten. Ganz Frankreich trauerte um ihn, und in der Gruft zu St. Denis, neben den Gebeinen der Könige, mußte auf Befehl Karls V. sein Leichnam ruhen. Selbst die belagerten Feinde erwiesen ihm ihre Ehrfurcht. Sie waren schon früher übereingekommen, sich ihm zu ergeben, wenn binnen einer gewissen Zeit keine Englische Hülfe käme. Die Hülfe kam nicht, aber du Guesclin war zu den Todten gegangen. Dennoch glaubten sie es ihrer Ehre schuldig zu seyn, Wort zu halten. Der Englische Befehlshaber begab sich in Begleitung seiner vornehmsten Officiere in du Guesclins Zelt, kniete gerührt an dem Sarge nieder, und legte den Schlüssel zu den Füßen des Verstorbenen.

---

19. Castilien unter Sancho IV., Ferdinand IV. und Alfons XI.

(1284 — 1350.)

Unter Sancho IV. bei dessen Regierung wir oben (S. 92.) die Geschichte Castiliens abgebrochen haben, führte der Parteigeist des Adels neue Unruhen herbei. Sancho hatte den mächtigen Lope de Haro in seinen Rath und durch Vermählung seines Bruders, des Infanten Johann, mit der Tochter desselben, in seine Familie aufgenommen. Er gewann bald ein solches Ansehn, daß ihn der König selbst fürchtete. Um ihm ein Gegengewicht zu geben, zog er einen andern, durch Reich-

thum

thum und Verbindungen mächtigen Mann, den Alvaro de Lara, an seinen Hof. Darüber empfand Lope de Haro großen Unmuth und ging in seinem Trotz so weit, daß er auf einer Versammlung zu Alvaro, wo der König die Auslieferung vieler Schlösser von ihm verlangte, das Schwert wider denselben zog (1288). Er ward auf der Stelle von den übrigen Umgebungen des Königs, die ihn haßten, niedergemacht und sein Eidam Johann, der ihn vertheidigen wollte, verwundet. De Haro's Ermordung brachte den ganzen Anhang seines Hauses auf; man verband sich mit dem Könige von Aragonien, und rief den unter dem Schutz des Letztern sich befindenden Infanten Alfons de la Cerda (oben S. 89.) zum König von Castilien aus; zugleich rückten von allen Seiten bewaffnete Haufen ein, um das Königreich zu verwüsten, wobei Johann, der Bruder des Königs und Eidam des Ermordeten, vorzüglich geschäftig war. Sancho mußte nach allen Seiten hin thätig seyn; aber seiner Beharrlichkeit gelang es, die Feinde zurückzutreiben, und seiner Klugheit, sie gänzlich zu entwaffnen. Er bewog nach dem Tode des bisherigen Königs von Aragonien, Alfons des III., den Bruder und Nachfolger desselben, Jacob II., zum Frieden, und Philipp den Schönen brachte er durch eine Unterredung zu Bayonne zu dem Versprechen, daß er den Infanten de la Cerda nicht ferner unterstützen wolle.

Der König von Marocco hatte zwar versucht, von diesen Verwirrungen Vortheil zu ziehen, aber ohne Erfolg. Sancho schlug ihn mit Hülfe einer Genuesischen Flotte, eroberte darauf Tarifa, und behauptete diese Eroberung gegen seinen aufrührerischen Bruder, der ein Afrikanisches Heer gegen die Stadt führte, durch die an altrömischen Ernst erinnernde Hochherzigkeit des Perez de

Guzman *). Indem auch die Afrikanischen Mauren das von ihnen bisher besetzte Algeziras, diese Pforte zu Spanien, dem König von Granada zurückgaben, schienen sie alle fernere Einmischung in die Spanischen Angelegenheiten aufzugeben. Doch der König von Granada, obgleich von dieser Hülfe verlassen, behauptete sich in der zunächst folgenden Zeit ohne Mühe, da in der Hitze und Leidenschaftlichkeit der bürgerlichen Kriege der Eifer gegen die Feinde des Glaubens zu fechten so sehr schwand und vergessen ward, daß in den innerlichen Unruhen, die nach Sancho's Tode (1295) erfolgten, dieser Mauri-sche König sogar als Bundesgenosse der übrigen christlichen Fürsten erscheint, welche das Castilische Reich ganz zu zerstückeln droheten.

Sancho hinterließ einen unmündigen Sohn Ferdinand IV. unter der Vormundschaft seiner Wittwe Maria. Da die Ehe des verstorbenen Königs mit dieser Gemahlin von dem Papste wegen allzunaher Verwandtschaft gemißbilliget war, so gründete der jetzt aus Afrika zurückgekehrte Johann darauf die Hoffnung, seinen Neffen vom Thron zu verdrängen; weil er aber nicht hoffen konnte das Ganze mit eignen Kräften zu erhalten, wollte er mit fremder Hülfe wenigstens einen Theil erlangen. Indem

---

*) Durch einen unglücklichen Zufall war Guzmans Sohn in die Hände des Infanten und der Araber gefallen. Diese droheten, denselben zu enthaupten, wenn Guzman sich nicht ergeben würde. Der Vater ließ sich dadurch nicht schrecken, ja er warf ihnen ein Schwert von der Mauer hinab, womit sie ihr schändliches Vorhaben ausführen möchten, wenn sie es nicht lassen könnten, und ging dann zurück, um sich zum Frühstück zu setzen. Bald darauf hörte er die auf den Wällen befindliche Besatzung ein grosses Geschrei erheben, indem vor ihren Augen das unschuldige Kind auf Befehl des Infanten Johann enthauptet ward; er eilte herbei, und da er die Ursach erfahren, sagte er ganz ruhig: „ich dachte gar, die Feinde wären schon in die Stadt gedrungen."

er sich nur Leon, Galicien und Sevilla ausbedung, sollte Alfons de la Cerda Castilien haben, der König von Aragonien Murcia, Don Pedro, der Infant von Aragonien, die Gebiete von Cuenca, Alarcon, Moya; die Könige von Frankreich und Granada versprachen, natürlich auch nicht ohne Vortheile zu erwarten, Unterstützung. Die Heere rückten ein; zuerst ward Leon genommen, und hier der neue König ausgerufen. Murcia ward von einem andern Aragonischen Heere besetzt, der König von Granada verheerte Andalusien und hoffte Tarifa wieder zu gewinnen. Die Portugiesen zogen mit einem Heere gegen Salamanca und wollten den jungen König in Valladolid belagern; endlich fiel der Französische Statthalter in Navarra mit der Absicht ein, Eroberungen an der Gränze zu machen.

Unter diesen Umständen, wo auch der Infant Heinrich, ein Bruder Alfons X., als Verweser des Reichs unthätig verharrte, zeigte allein die verwittwete Königin männlichen Muth. Sie vermochte die Städte, die sie nach Valladolid zusammenberufen hatte, sie mit Gelde zu unterstützen, und aus dem treugebliebenen Adel brachte sie ein Heer von 4000 Reitern zusammen. Zugleich bot sie alle Kunst der Unterhandlung auf, die da am besten wirkt, wo mannichfaltige Zwecke und Vortheile mit einander vermengt und verschlungen sind. Sie gewann zuerst den König von Portugal durch die Heirath ihres Sohnes mit einer Portugiesischen Fürstin; dann unterwarf sich Johann, der gefährlichste Gegner des königlichen Hauses, seinem Neffen (1301). Das Jahr darauf starb der bisherige König von Granada, und es folgte ihm ein Sohn, der ihm an kriegerischer Tüchtigkeit nicht gleich und durch Blindheit in jeder Thätigkeit gehemmt war. Dieser bot daher selbst den Frieden an,

in welchem er sich verpflichtete, den alten herkömmlichen Tribut zu bezahlen. Endlich wurde auch der mächtigste unter Ferdinands Feinden, der König von Aragonien, der die Kräfte und die Hoffnungen von ganz Spanien in seinen Händen hielt, durch den König von Portugal, Dionysius, zu dem Frieden von Campillo bewogen, in welchem er, seines Beinamens des Gerechten würdig, Murcia wieder herausgab, die Infanten de la Cerda aber nöthigte, mit einigen Städten, die ein geringer Ersatz für ihre Hoffnungen und Rechte waren, zufrieden zu seyn. Auch die mächtigen Häuser Lara und Haro wurden durch Versprechungen und Geschenke beschwichtigt und dem königlichen Hause wiedergewonnen.

Diese mühsam erlangte Ruhe schien dem Reiche zur glücklichen Stunde zu werden. In Granada war gegen den blinden König ein Aufruhr ausgebrochen, und die Parteien, welche dieses Reich theilten und schwächten, eröffneten für die Christen eine schöne Aussicht, die Araber vielleicht ganz aus Spanien zu vertreiben. Die Könige von Aragonien und Castilien vereinigten sich zu einem gemeinschaftlichen Angriffe von zwei verschiedenen Seiten, um des Erfolges desto sichrer zu seyn. Die Aragonier wollten Almeria, die Castilier Algeziras belagern. Allein diese Erwartungen waren glänzender als der Erfolg. Die Araber fanden in ihrem Glaubenseifer und ihrer Verzweiflung Kraft genug zum Widerstande. Man mußte von beiden Städten unverrichteter Sache abziehen; die Castilier eroberten nur Gibraltar, und nöthigten den König von Granada, sich wieder zur Zahlung eines jährlichen Zinses von 100,000 Goldstücken zu verstehen. Da aber über den Abschluß dieses Friedens in Granada eine mächtige Partei mißvergnügt war, sich gegen den König empörte und ihn vom Throne

stieß, so wollten die christlichen Fürsten Spaniens den Krieg von neuem beginnen; auch wurden alle Anstalten dazu getroffen, aber mitten unter den Zurüstungen starb Ferdinand plötzlich und unerwartet in seinem vier und zwanzigsten Jahre (1312).

Dieser frühzeitige Tod erzeugte neue Unruhen und Gefahren. Alfons XI., Ferdinands Sohn, war beim Tode seines Vaters erst ein Jahr alt, und da sich Peter der Oheim, und Johann der Großheim des königlichen Knaben um die Vormundschaft stritten, so erhielten die Mauren anfangs wieder frischen Muth und neues Vertrauen. In einer Schlacht bei Tiscar (1319) verloren die beiden Infanten gegen sie Sieg und Leben, und ihr Tod erneuerte und vergrößerte zugleich den Streit über die Reichsverwaltung und Vormundschaft, so daß Castilien in die größte Gefahr hätte gerathen können, wenn das Maurische Reich nicht, wie gewöhnlich, an ähnlichen Bürgerkriegen gelitten hätte.

Endlich ergriff der kaum funfzehnjährige Alfons XI. das Heft der Regierung mit starker Hand, stellte allmählig durch blutige Strenge, die ihm den Namen eines Richters und Rächers zugezogen hat, im Innern die Ruhe wieder her, und gewann in mannichfaltigen Siegen zu Wasser und zu Lande von den Mauren den verlornen Ruhm und die verlornen Städte wieder.

Der Granadische König verpflichtete sich in einem Frieden wieder zu einer jährlichen Zahlung von zwölftausend Goldstücken; aber er ertrug diese Demüthigung nur mit Unmuth, und um sich von der Schmach zu befreien, suchte er, wie viele seiner Vorgänger, in Afrika Hülfe. Hier hatte der damals herrschende Merenide, Abul Hassan, die beiden anderen Dynastien, die Abuhassier und Zianiden (oben S. 91.) überwältigt, und fast alle

Länder der Araber in Nordafrika bis an die Gränze von Aegypten unter seine Herrschaft vereinigt. An den noch nicht gesättigten Ehrgeiz dieses Fürsten wandte sich der Granadische König und fand geneigtes Gehör. Da Abul Hassan noch nicht mit seinen Eroberungen in Afrika fertig war, schickte er seinen Sohn voraus, der durch die Wegnahme von Gibraltar, zu einer Zeit, wo Alfons noch immerfort gegen die Häupter der mißvergnügten Großen in Castilien, Don Juan Manuel und Nuñez de Lara, in Waffen seyn mußte, seines Vaters Furchtbarkeit und Glück ankündigte (1333). Endlich erschien dieser Fürst selbst nach den ungeheuersten Zurüstungen. Der Krieg gegen Spanien ward den Mauren durch die Imams in allen Moscheen als eine Pflicht für die Ehre des irdischen und himmlischen Vaterlandes an das Herz gelegt. Ganz Afrika trat in Waffen, und es schien als wollten sie mit Weib und Kind in Spanien wie in ein schon gewonnenes und sicheres Besitzthum einziehen. Die von Aragonien und Castilien gemeinsam ausgerüstete Flotte war nicht im Stande die Landung der Ungläubigen zu verhindern, welche Spanien wie ein Strom überschwemmten. Ihr erstes Unternehmen sollte die Eroberung von Tarifa seyn, dieser Vormauer Castiliens.

Die Christen, welche in dieser Gefahr ihre unaufhörlichen Zwistigkeiten auf einige Augenblicke vergaßen, beschlossen diese Stadt zu retten, und brachen mit 14,000 Reitern und 25,000 Mann Fußvolk aus Sevilla auf, den Feind zu schlagen oder zu vertreiben. Bei ihrer Annäherung hoben die Ungläubigen die Belagerung auf und zogen ihnen zum Kampfe entgegen. Am kleinen Flusse Salado erfolgte am 30. October 1340 ein Treffen, in welchem die Könige von Castilien und Portugal als die

muthigen Führer eines muthigen Heeres (die Aragonier blieben auf der Flotte) einen glänzenden Sieg erfochten, ausgezeichnet durch die Menge der gebliebenen Feinde und die unermeßliche Beute, und höchst folgenreich durch den Schrecken, den er den Besiegten einflößte. Denn es folgte nun die Eroberung vieler wichtigen Städte in Granada, zwei Siege der Castilischen Seemacht an der Afrikanischen Küste, und der Fall von Algeziras (1344), welches als ein Schlüssel zu Spanien von den Afrikanischen Mauren hartnäckig vertheidigt, als ein Stützpunkt aller Unternehmungen gegen Afrika von den Christen unermüdlich bestürmt, und endlich als die herrlichste Frucht dieser Siege, gewonnen ward *). Die Hoffnung, die Mauren jetzt ganz zu vertreiben, erwachte mit neuer Stärke. Die Belagerung von Gibraltar, welche jetzt unternommen wurde, sollte den Weg dazu bahnen, als der Castilische König in seinem acht und dreißigsten Jahre an der Pest vor dieser Stadt sein Leben endete (1350).

Noch ist in Alfonsens Regierung merkwürdig, daß unter ihm die Alcavala zuerst in Castilien eingeführt wurde, eine schon früher bei den Arabern gebräuchliche Steuer, die nach einem bestimmten Satze von allem beweglichen und unbeweglichen Vermögen, so oft es verkauft oder vertauscht ward, erhoben wurde. Seitdem hat diese Auflage in Spanien fortgedauert, wenigstens bis auf die Umwälzungen unserer Tage. Wie hemmend eine solche Steuer auf Handel und Verkehr wirken muß, ist leicht einzusehen, daher auch mehrere Schriftsteller den Verfall Castiliens zum Theil ihr zuschreiben.

---

*) Bei der Belagerung von Algeziras wird des Gebrauchs der Kanonen erwähnt.

20. Peter der Grausame und Heinrich der Unächte.

(1350 — 1379.)

Alfonsens Tod hemmte nicht allein die Belagerung von Gibraltar, sondern auch alle fernere Unternehmungen gegen die Ungläubigen, weil jetzt in Spanien innerliche Unruhen begannen, in welche sich Englands und Frankreichs Feindschaft mischte. Zum Glück ward nach der Niederlage am Salado die Macht Abul Hassans und des ganzen Mereniden-Staates in Afrika, wie immer, durch innere Empörungen zertrümmert, und auch Granada's Fürsten wurden durch vielfachen Thronwechsel verhindert, mehr als das wichtige Algeziras wiederzugewinnen (1369), trotz der langen Dauer der Spanischen Verwirrungen.

Diese begannen mit Alfonsens Tode und mit der Thronbesteigung seines kaum sechzehnjährigen Sohnes Peter. Ausgerüstet mit mannichfaltigen rühmlichen Eigenschaften des Körpers und der Seele, trug dieser junge Fürst in seinem Innern den Keim zu einem rachsüchtigen, stolzen und harten Charakter, welchen die Verhältnisse in ihm zu einer bittern Frucht zeitigten *), wofür ihm seine Zeitgenossen den Beinamen des Grausamen gegeben haben. Diese unglücklichen Verhältnisse waren durch seinen Vater herbeigeführt, der seine rechtmäßige Gemahlin, die Portugiesische Prinzessin Maria, Peters Mutter, vernachlässigte, und sich der Liebe zu der schönen und reichen Eleonore de Guzman überließ, von welcher

*) Mariana macht bei dieser Gelegenheit die Bemerkung: „Die Milde der Fürsten hängt nicht immer allein von ihrer persönlichen Gesinnung und Eigenthümlichkeit, sondern auch von der Beschaffenheit ihrer Untergebenen ab," und will einen Theil von Peters Schuld auf den unruhigen und veränderlichen Geist (destemplanza) der Großen werfen.

er unter anderen Kindern drei Söhne hatte, Heinrich, Friedrich und Tello. Peter war von seiner Mutter in Haß und Mißtrauen gegen diese ihre Nebenbuhlerin und deren Geschlecht und Anhänger erzogen worden. Kaum war daher Alfons gestorben, als Sohn und Mutter die Eleonore gefangen setzen ließen, und ihre Rache durch Hinrichtung derselben sättigten. Eine Krankheit, die den jungen damals noch kinderlosen Fürsten dem Tode nahe brachte, und Berathungen der Großen über die Nachfolge auf diesen Fall veranlaßte, wobei Mehrere, nur nicht Eleonorens Kinder in Vorschlag kamen, gab dem wiedergenesenen Könige neuen Stoff zu Mißtrauen. Als nun Peter durch Verfolgungen und Hinrichtungen dem alten und neuen Mißtrauen blutige Opfer brachte; wirkliche Feinde erzeugte, wo er nur vermuthete bestraft hatte; selbst seine eignen Anhänger von sich abwandte, indem er die Gemahlin, die er auf ihren Rath genommen, die Tochter des Französischen Herzogs von Bourbon, gegen eine Buhlerin, Maria de Padilla, vernachlässigte, und sie sogar mißhandelte und tödtete; endlich als er seine eigne Mutter verfolgte und verachtete, da waffnete sich von allen Seiten wüthender Haß gegen ihn. Doch Peter überwältigte dieses Mal noch seine Feinde, und ließ die, deren er habhaft werden konnte, hinrichten. Der gefährlichste seiner Gegner, sein Halbbruder Heinrich von Trastamare, flüchtete nach Frankreich; seine bedauernswürdige Mutter zog sich nach Portugal zurück.

Bürgerliche Unruhen im Innern der Spanischen Staaten führten fast immer zu Kriegen dieser Staaten unter einander, so wie die Kriege zu inneren Unruhen. So kam es auch jetzt zu einem Kampfe zwischen Aragonien und Castilien. Der Aragonische König Peter IV. war mit seinen Stiefbrüdern in Zwist gerathen, und

diese waren nach Castilien geflüchtet, so wie aus Castilien Viele aus Furcht vor ihres Königs Haß und Grausamkeit ihre Zuflucht nach Aragonien nahmen. Die daraus entstandene Spannung zwischen beiden Staaten wuchs so, daß Peter von Castilien endlich Petern von Aragonien, der damals gerade mit einem Aufruhr in Sardinien sehr beschäftigt war, den Krieg ankündigte (1356).

Der Aragonische König rief nun den nach Frankreich geflüchteten Castilischen Prinzen Heinrich zu sich, und setzte ihn nebst einem Heere mehr dem Könige von Castilien als den Castiliern entgegen; denn diese, die ihren durch wirklich erfahrne Untreue immer mißtrauischer gewordenen König desto stärker fürchteten und haßten, je mehr derselbe durch wiederholte Hinrichtungen *) noch nicht verübten Verletzungen der Treue zuvorkommen wollte, begannen allmählig in diesem Heinrich Den zu ahnen, der sie von ihrem innern Feinde, vor dem Keiner seines Lebens mehr sicher war, befreien könnte. Diese Stimmung kam dem Könige von Aragonien nun sehr zu Statten. Denn nur indem auf solche Weise der Boden zu schwanken begann, auf dem Peter stand, wankte auch erst sein äußeres Kriegsglück, dessen er sich im Ganzen zu Wasser und zu Lande bisher zu erfreuen gehabt. Er hatte Eroberungen in Aragonien gemacht, hatte — da zum Schmerz des Papstes und aller Gläubigen, beide Könige das zwischen zwei Maurischen Thronbewerbern getheilte Granada in ihre Händel zogen — seinem Schützlinge Thron und Herrschaft zugewendet, und drohete sogar jetzt mit der Belagerung von Valencia.

*) Er ließ seinen Halbbruder Friedrich, den Infanten Johann von Aragonien, und dessen Mutter, die verwittwete Königin von Aragonien, seines Vaters Schwester, ermorden.

Aber nun brach auch der Haß in Castilien los, die Großen beschlossen, sich von ihrem Dränger mit Heinrichs Hülfe zu befreien, und diesen auf den Thron zu heben. Heinrich verband sich zur Ausführung dieser Zwecke mit dem König von Aragonien und dem Könige von Navarra, Karl dem Bösen, der, hier so zweideutig wie in Frankreich, bald dieser bald jener Partei anhing.

Diese Verbindung ward eingegangen, eben als Karl V. von Frankreich, nach geschlossenem Frieden mit allen seinen Feinden, sich nach einem Auswege umsah, den zügellosen Söldnerhaufen los zu werden. Da erschien Heinrich von Trastamare, der nebst dem Könige von Aragonien schon in mancher freundlichen Verbindung mit Frankreich gestanden hatte, wie England mit Castilien, und foderte diese wilden Haufen, um sie für sich und seinen Dienst nach Spanien zu führen. Der erfreute Karl bewog sie, wie schon oben (S. 237 u. 249.) erzählt ist, durch Bertrand du Guesclins Einfluß unter Führung dieses Ritters den Zug dahin zu unternehmen. An ihrer Spitze rückte nun Heinrich in Castilien ein (1366), und fand überall so vielen Zulauf, daß der König Peter an jedem Widerstand verzweifelte, und mit seinen Schätzen und seinen Kindern nach einem Galicischen Hafen flüchtete, von wo er nach Frankreich ging, um dort die Hülfe des schwarzen Prinzen gegen den als König von Castilien allgemein anerkannten Heinrich anzuflehen.

Eduard war nicht abgeneigt die Bitte zu erfüllen, wie wenig Peter selbst auch dessen würdig seyn mochte. Seinem ritterlichen Sinne machten die alten schon bestehenden Verhältnisse zwischen Castilien und England, so wie die Schmach, daß ein Bastard einem ebenbürtigen Königssohne Krone und Reich rauben sollte, diese Hülfe zu einer Sache der Gerechtigkeit. Er ward von seinem

Vater in diesen Gesinnungen bestärkt, und seine Barone ließen sich durch Aussicht auf reichen Ersatz für ihre Dienste willig finden, ihn zu unterstützen. So ausgerüstet rückte Eduard mit seinem Schützling an die Spanische Gränze. Der von Peter durch Geld und Aussicht auf Ländererwerb gewonnene König von Navarra öffnete ihnen die Päße seines Landes.

Heinrich, der dem Englischen Prinzen an Muth gewachsen war, rückte seinen Gegnern und ihrer Uebermacht *) keck und rasch entgegen. Wie tapfer aber er und du Guesclin auch fochten und die Ihrigen zum Fechten ermunterten, so entschied sich doch in der Schlacht bei Navarette (1367) zuletzt der Sieg für den schwarzen Prinzen, und erfüllte alle Welt mit erhöhter Bewunderung des Helden von Crecy und Poitiers; nur den König Peter, der diesem Sieg doch den Thron verdankte, nicht mit Dankbarkeit gegen seinen Retter. Denn als es nun darauf ankam, sein gegebenes Wort zu erfüllen, so behauptete er, weder die schuldigen Geldsummen bezahlen, noch Biscaya abtreten zu können, und entließ Eduard mit leeren Versprechungen, obgleich seine Lage fortdauernd eines solchen Helfers wol bedurft hätte. Denn er hatte durch den Sieg bei Navarette die Gemüther der Spanier nicht gewonnen, und sein Gegner Heinrich seine Hoffnungen nicht verloren, vielmehr war dieser erst nach Aragonien, dann nach Frankreich geflüchtet, wo er von Neuem Hülfe und Unterstützung suchte.

Heinrich bemühete sich auch nicht vergebens, besonders in Frankreich, durch Bertrand du Guesclins Einfluß unterstützt; bald sah er sich im Stande, an der Spitze

---

*) Là (bei den Engländern), sagt Froissard, est la fleur de la chevalerie de tout le monde.

eines Heeres durch die Pässe Aragoniens nach Castilien zu eilen. Als er an die Gränze dieses Landes gekommen war, stieg er vom Pferde, machte ein Kreuz in den Sand, küßte dasselbe und schwur, Spanien nie wieder zu verlassen, sondern darin zu sterben. Und schon hatten sich darin überall Bewegungen zu seinem Vortheil erhoben. Die meisten und wichtigsten Städte wie Burgos u. a., öffneten ihm die Thore, in anderen war wenigstens eine starke ihm günstige Partei, wie in Toledo. Heinrich rückte vor diese Stadt, um seinen Anhängern das Uebergewicht zu verschaffen. Peter hielt es daher für nöthig auch dorthin zu eilen, um die Uebergabe zu verhindern. In diesen gegenseitigen Bestrebungen näherten sich beide Nebenbuhler einander auf der Ebene von Montiel, und versuchten hier den letzten Kampf um Thron und Leben (1369).

Peter hatte zwar ein zahlreicheres Heer, aber die Juden und Mauren, die sich darunter befanden, unterlagen bald dem raschen und heftigen Angriffe Heinrichs, und die Schlacht ging für ihn verloren. Er flüchtete in ein nahes festes Schloß, das von Heinrich sogleich umzingelt wurde, und da er keinen langen Widerstand leisten zu können hoffte, wollte er in der Dunkelheit der Nacht entwischen; er ward aber erkannt, gefangen und in Heinrichs Lager gebracht. Bei dem Zusammentreffen fielen Beide leidenschaftlich heftig zuerst mit Schimpfreden einander an, dann aber kam es zu einem Handgemenge, in welchem Peter von Heinrich tödtlich verwundet ward. Heinrich, wegen seiner Geburt der Unächte genannt, war nun Herr des Landes, da er durch Schönheit, Tapferkeit *) und Freigebigkeit die Herzen aller Ca-

*) Er hieß vorzugsweise El caballero.

stilier für sich hatte. Mit dieser Liebe seines Volkes bezwang er auch den Haß der Könige von Portugal, Aragonien, Navarra und Granada, die den Zustand von Unsicherheit und Verwirrung in Castilien zu Eroberungen benutzen wollten. Heinrich behauptete seinen Thron, und, dankbarer als Peter, leistete er dem Könige von Frankreich die wichtigsten Dienste, als unterdessen zwischen Frankreich und England der Krieg wieder ausgebrochen war (oben S. 238.). Er ward noch mehr dazu aufgeregt als im Verlauf desselben die beiden Brüder des schwarzen Prinzen, die Herzoge von Lancaster und York, sich mit zwei hinterlassenen Töchtern des gestürzten und ermordeten Peter vermählten, und Heinrichen einen unversöhnlichen Haß ankündigten. Um seine Ansprüche auf den Castilischen Thron geltend zu machen, verband sich der Herzog von Lancaster mit Portugal und Aragonien; aber Heinrich bot allen seinen Feinden die Spitze. Sterbend (1379) empfahl er seinem Sohne und Nachfolger Johann I., die Treue und Anhänglichkeit an Frankreich zu erhalten; Johann sandte auch gleich nach seiner Thronbesteigung den Franzosen eine Flotte gegen Bretagne und England zu Hülfe, und zeigte dadurch, daß er ganz im Sinne seines Vaters handle.

---

21. Portugiesischer Erbfolgestreit.

Wir haben Portugal am Ende des vorigen Zeitraums (oben S. 94.) die Besiegung der Mauren auf seinem Gebiete vollenden sehen. Alfonsens III. Sohn und Nachfolger, Dionysius der Gerechte (1279 — 1325), war ein weiser Fürst; er beförderte die Landescultur, begünstigte die Gewerbe und den Bürgerstand, und gab dem Lande

eine Universität (erst in Lissabon, dann in Coimbra). Sein Sohn Alphons IV. (gest. 1357) erwarb durch seinen Antheil an dem Siege am Salado Ruhm, befleckte ihn aber, indem er Ines (Agnes) de Castro ermorden ließ. Diese schöne Castilierin war an seinen Sohn Peter, der seine Gemahlin durch den Tod verloren hatte, heimlich verheirathet, weswegen Peter keinem Vorschlage seines Vaters, zu einer neuen Ehe zu schreiten, Gehör geben konnte. Endlich wurde dem aufgebrachten Alfons von den Feinden und Neidern des Prinzen die Erlaubniß zur Ermordung der unglücklichen Ines entlockt. Dafür traf sie Peters mit Grausamkeit geübte Rache, als er zur Regierung gelangt war. Er starb 1367, und hinterließ den Thron einem mit seiner früheren Gemahlin erzeugten Sohne Ferdinand, der den Beinahmen des Zierlichen (el gentil) führt. Da dieser in weiblicher Linie vom Könige Sancho IV. von Castilien abstammte, so machte er nach dem Tode Peters des Grausamen Ansprüche auf dieses Reich, verband sich auch mit dem Herzoge von Lancaster gegen Heinrich den Unächten, wurde aber von diesem geschlagen und zum Frieden genöthiget. Ein erneuter Angriff auf Heinrichs Sohn Johann I. lief eben so schlecht ab, und endete sogar mit einem Frieden, durch welchen sich dem Letztern Aussichten auf den Portugiesischen Thron eröffneten.

Ferdinand nämlich, der nur eine unächte Tochter Beatrix hatte, ließ dieselbe zur Erbin des Reichs erklären, und vermählte sie mit Johann. Allein als bald darauf der Tod Ferdinands erfolgte (1383), zeigten die Portugiesen einen solchen Haß gegen die Castilier, daß sie von einem Fürsten aus diesem Volke nichts wissen mochten, sondern ihre Augen auf einen natürlichen Bruder des verstorbenen Königs, Johann, Großmeister des

Avisordens, warfen. Sie erklärten ihn vorläufig zum Regenten ihres Reichs und verfolgten alle Castilisch Gesinnten mit der heftigsten Wuth, der auch selbst der Erzbischof von Lissabon geopfert wurde.

Johann von Castilien erschien nun zwar mit einem großen Heere und belagerte Lissabon zu Wasser und zu Lande; allein Geldmangel und Krankheiten vereitelten allen Erfolg dieses Unternehmens, und die Portugiesen, kühner und heftiger geworden, machten nun ihren Regenten auf einer Versammlung zu Coimbra zum Könige (1384). Als solcher heißt er in der Geschichte Johann I. der Unächte. Aber eine Castilische Flotte erschien vor Lissabon, ein Landheer rückte über Ciudad Rodrigo heran. Die Castilier waren zahlreich und voll übermüthigen Selbstvertrauens. Die Portugiesen, nur in sehr geringer Anzahl, hatten bei Aljubarrota eine vortreffliche Stellung genommen. In dieser Stellung griffen die Castilier sie an. Stolz, Haß und Verachtung entflammte die Gemüther zum heftigsten Kampfe. Die beiden Könige nahmen persönlich den thätigsten Antheil. Der Castilische, obgleich kränklich, ließ sich in einer Sänfte durch die Reihen seiner Krieger tragen. Der Portugiesische aber, als beim ersten Angriff seine vorderste Linie zu weichen begann, stellte sich mitten im Getümmel den Fliehenden entgegen, und führte sie zum Kampf zurück und damit zum Siege, der ihm und seinem Volke zuletzt zu Theil wurde (1385).

Die große Ueberlegenheit der Kräfte, trotz deren die Castilier unterlegen waren, erhob die Portugiesen zum stolzesten Selbstgefühl, und rasch suchten sie den Sieg so gut als möglich zu benutzen. Franzosen und Engländer, damals noch in ihrem Kriege begriffen, mischten sich ein. Der Herzog von Bourbon führte den ge-

geschlagenen Castiliern ein Französisches Heer zu; der Herzog von Lancaster wollte mit den Siegern an der Beute Theil nehmen. Aber der Letztere landete erst 1386, und als er endlich verbunden mit den Portugiesen einen erfolglosen Einfall in Castilien gemacht hatte, schloß er gegen ihre Wünsche Frieden, worin er für eine Heirath seiner Tochter mit dem Castilischen Erbprinzen und gegen eine ansehnliche Summe Geldes seine und seiner Gemahlin Ansprüche an Castilien aufgab, ohne doch diesen Staat von dem Französischen Bündnisse abbringen zu können.

Vergeblich hatte er auch versucht den König von Portugal in den Friedensvertrag hineinzuziehn; vielmehr setzte der letztere den Krieg eifrig fort, der indeß späterhin, bei den geringen Hülfsmitteln der Fürsten, durch Waffenstillstände unterbrochen wurde. König Johann von Castilien starb plötzlich an einem Sturz vom Pferde (1390) ohne von seiner Portugiesischen Gemahlin Beatrix Kinder zu hinterlassen. Dies, und die lange durch Verwirrungen und Unruhen bezeichnete Minderjährigkeit seines Nachfolgers Heinrich III., setzten Johann in den Stand, sich in Portugal zu befestigen und in einem Frieden (1411) die Castilier zur Anerkennung seiner Rechte zu zwingen.

Heinrich III. von Castilien, der, wie sein Ahnherr Alfons XI., als Jüngling mit kräftiger Hand sich und sein Reich aus den Verwirrungen emporriß, und die immer erneuerten Versuche empörter Großen niederhielt, beschloß endlich, die Mauren in Granada, deren Reich im Genuß eines langen innern und äußern Friedens in neiderregender Blüthe da stand, zu vertreiben. Schon wurden alle Zurüstungen gemacht, schon sollte das in Sevilla aufbewahrte Schwert, womit Ferdinand der

Heilige diese Stadt einst gewonnen, und das als ein sicheres Uuterpfand ähnlicher Siege angesehen wurde, geschwungen werden, als ein früher Tod (1406) den Castilischen König dem Leben und dem Ruhme entriß, und das Land abermals der Unsicherheit und Verwirrung einer minderjährigen Regierung Preis gab.

---

22. Aragonien.

(1276 — 1409.)

Dieses Reich nahm seit Jacob I. (oben S. 92.) nicht mehr den Antheil an der Vertreibung und Bekriegung der Mauren, welcher jenem Könige so großen Ruhm gebracht hatte. Jakobs Nachfolger Peter III. (1276—1285) erwarb, wie wir schon wissen, Sicilien (Th. IV. S. 555.), gab aber eben dadurch den Kräften seines Reiches und Volkes eine andere Richtung und verwickelte sich in weitschichtige Händel mit den Königen von Neapel und Frankreich und mit den Päpsten. Sein Sohn Alfons III. der Prächtige, welcher den Thron von Aragonien bestieg (sein Bruder Jacob erhielt Sicilien) *), wünschte denselben in Ruhe zu besitzen und sich und sein Reich von dem Päpstlichen Banne und den Französischen Angriffen zu befreien, um so mehr, da er auch an den Castilischen Angelegenheiten unter Sancho IV. Theil nahm. Er bot also die Hände zum Frieden, und versprach, seinen Bruder Jacob in der Behauptung Siciliens nicht zu unterstützen, wofür der Papst den Bann aufhob. Aber als der Friede geschlossen war, starb

---

*) Doch war die Bedingung gemacht, daß wenn Alfons ohne Kinder sterben würde, Jacob beide Reiche, Aragonien und Sicilien, vereinigen sollte.

Alfons III. ohne Kinder (1291); Jacob II., bisheriger Herr von Sicilien, bestieg der väterlichen Verordnung gemäß den Thron von Aragonien, und ließ die Insel Sicilien unter der Obhut seines Bruders Friedrich.

Wie sehr er nun auch vorher seines Bruders Alfons Absichten bei Schließung des letzten Friedens getadelt hatte, so fühlte er als König doch in gleichem Sinne und erneuerte denselben (1295), indem er Sicilien abzutreten versprach, und zur Entschädigung dafür von dem Papste mit Sardinien und Corsica belehnt wurde. Aber die Ausführung dieses Friedens fand große Schwierigkeiten. Die Sicilianer weigerten sich, unter die Neapolitanische Herrschaft zurückzukehren. Sie wählten ihren Statthalter Friedrich zum Könige, der sich auch gegen alle Angriffe der Neapolitanischen Macht, an denen selbst sein eigner Bruder Jacob Theil nahm, behauptete (Th. IV. S. 556.). Die beiden Inseln Sardinien und Corsica aber setzten der Besitznahme von Seiten der Aragonischen Fürsten noch andere Hindernisse entgegen. Der Papst Bonifacius VIII. hatte kraft eines willkührlichen Machtspruchs die Pisaner, welche seit 200 Jahren Herren dieser Inseln als Päpstlicher Lehen waren, aus dem Besitz derselben gesetzt, freilich zu einer Zeit, wo sie, geschwächt und herabgesunken von ihrer alten Macht, sie gegen die Genueser und den auf beiden Inseln übermächtigen Adel nicht mehr zu behaupten wußten. Pisa war also zu schwach zu widerstehen, aber Genua und dem unabhängigen Adel die Inseln abzugewinnen, war für Jacob nicht leicht. Mit Corsica gelang es ihm auch nie, denn es unterwarf sich feierlich dem Schutze und der Oberherrschaft Genua's; aber Sardinien ward 1316 besetzt; indessen mußten die Nachfolger Jacobs II. (gest. 1327) darüber mit Genua lange, kostspielige, immer wieder

erneuerte Kriege führen, ehe es ihnen gelang, ihre Herrschaft zu befestigen.

Auf Jacob folgte sein Sohn Alfons IV. (gest. 1336), und diesem Peter IV., der Feierliche (el ceremonioso), der in einem Kampfe mit seinen empörten Ständen Sieger blieb, und auf einer Reichsversammlung die Urkunden, durch die sein Ahnherr Alfons III. den Ständen fast Unabhängigkeit hatte zugestehen müssen, vor den Augen der Cortes zerriß (1348). In seinen letzten durch Krankheit geschwächten Lebenstagen, wo er sich den Wissenschaften, besonders der Alchymie, ergab, genoß er im Innern seines Reiches der Ruhe, welche seine kräftige oft willkührliche Regierung erzwungen hatte; dabei war sein Blick auf Sardinien und Sicilien gerichtet. Das Erstere mußte gegen immer neue Empörungen behauptet; Sicilien aber, das unter schwachen und ohnmächtigen Königen durch ununterbrochene Zwistigkeiten zwischen den mächtigen Häusern Chiaramonte, Palizzi, Alasco u. s. w. zerfleischt, mehr als ein Mal in Gefahr war, von Neapel aus wieder bezwungen zu werden, mußte wenigstens für eine künftige mögliche Wiedervereinigung mit Aragonien erhalten werden. Peter brachte daher eine Vermählung zwischen seiner Tochter und dem Sicilischen Könige Friedrich III. (seit 1355) zu Stande, und als dieser 1377 starb, nahm er den Titel eines Königs von Sicilien an, ohne Rücksicht auf die von Friedrich hinterlassene Tochter, seine Enkelin Maria.

Diese unmündige Fürstin besaß auch zwischen den Kämpfen der Mächtigen unter einander so wenig Gewalt, daß sie von einem Aragonisch Gesinnten, in Einverständniß mit Peter gewaltsam nach Aragonien entführt ward. Peter wollte sie nun mit seinem ältesten Sohne Johann verbinden. Ohnerachtet dieser aber gegen

seines Vaters Willen sich mit einer andern Fürstin vermählte, und sie nach seines Vaters Tode (1387) mit seinem Neffen Martin verband, so ward doch Peters Wunsch, die Vereinigung Aragoniens mit Sicilien, endlich erreicht. Denn Johann I., der aller kriegerischen Thätigkeit fremd seine Zeit nur zwischen dem Vergnügen der Jagd und dem Anhören provenzalischer Dichter theilte, die er mit verschwenderischer, von seinen Großen hart getadelter Freigebigkeit an sich lockte (oben S. 39.), starb nach kurzer Regierung 1395 ohne Erben. Ihm folgte sein Bruder Martin, der als Erbe seines früh verstorbenen Sohnes gleiches Namens, des Gemahls der gleichfalls schon gestorbenen Sicilischen Marie, Sicilien erbte und mit seinem Reiche auf eine dauernde Weise verband (1409).

---

23. Ludwig von Baiern und Friedrich von Oesterreich.

(1314 — 1326.)

Der Tod Heinrichs VII., bei dem wir die Geschichte Deutschlands oben abgebrochen haben, versetzte dieses Reich in eine große Bewegung. Zwei mächtige Parteien, die Oesterreichische, an deren Spitze Albrechts beide Söhne, Friedrich der Schöne und Leopold, standen, und die Luxemburgische, geführt von Johann König von Böhmen, traten einander mit ihren Absichten auf den Thron feindlich entgegen. Der Luxemburgische Johann bot mit seinem Anhange alles auf, damit der Oesterreichische Friedrich nicht die Krone erlange, und von beiden Seiten warb man um die Stimmen der Kurfürsten.

Da es damals noch keine feste Bestimmung darüber gab, von wem in einem jeden kurfürstlichen Hause das Wahlrecht geübt werden sollte — daher im Sächsischen die Lauenburgische und Wittenbergische Linie zugleich darauf Anspruch machten, auch der vertriebene König von Böhmen, der Herzog von Kärnthen, die Böhmische Wahlstimme führen zu können glaubte — so war dadurch den Ränken und Umtrieben beider Parteien ein großer Spielraum eröffnet.

Die Luxemburger schienen in ihren Bemühungen den meisten Erfolg zu haben. Außer der Stimme Johanns selbst, hatten sie die von Mainz und Trier, die des Markgrafen Waldemar von Brandenburg und die freilich zweideutige der Herzoge von Sachsen-Lauenburg. Man war nur zweifelhaft, wen man auf den Thron setzen sollte. Johann selbst, Albrecht von Köthen, und Heinrich von Landsberg, an die zuerst gedacht ward, wollten oder konnten die Krone nicht annehmen. Endlich ward Ludwig von Baiern ausersehn. Wenn auch nicht durch eigne Macht dem Oesterreichischen Hause gewachsen *), fehlte es ihm doch nicht an persönlichen Eigenschaften, die ihn dazu fähig machten. Rasch, beweglich und unternehmend, konnte er leicht gewonnen werden sich in eine so schwierige Unternehmung einzulassen, obgleich er schon Friedrich dem Schönen, seinem nahen Verwandten, sein Wort gegeben hatte. Durch sein heitres, frohes und liebreiches Wesen konnte er Freunde gewinnen; durch kriegerische Tapferkeit, die er schon früher

*) Das Baierische Haus war nicht bloß wie oben schon bemerkt, in zwei Linien getheilt, die von Oberbaiern und Niederbaiern, sondern die Oberbaierische, wozu Ludwig gehörte, war wieder getheilt, so daß derselbe nur einen kleinen Theil von Oberbaiern, sein Bruder Rudolf aber den übrigen Theil und die Pfalz besaß.

gegen die Oesterreichischen Fürsten selbst in dem Treffen bei Gamelsdorf (1313) bewährt hatte *), konnte er Gegner überwältigen.

Daß er dieser letztern Tugend am meisten bedürfen werde, war vorauszusehen; denn die Oesterreichische Partei trat nicht zurück, sondern während Ludwig von den Luxemburgisch gesinnten Kurfürsten bei Frankfurt zum Deutschen König erwählt ward (20. Oct. 1314), hatten schon am Tage vorher die Stimmen des Erzbischofs von Köln, des Pfalzgrafen Rudolf (der Ludwigs Bruder war) der Herzoge von Sachsen-Wittenberg und von Kärnthen, gleichfalls bei Frankfurt, Friedrich den Schönen zum Gegenkönige gemacht. Ganz Deutschland theilte sich zwischen den beiden Enkeln Rudolfs von Habsburg (Ludwig war es von seiner Mutter Mathilde). Es war eine gute Vorbedeutung für Ludwig, daß die beiden Städte, Frankfurt, wo seine Wahl vollendet, und Aachen, wo seine Krönung vollzogen ward, ihm die Thore eröffneten, so daß der Erzbischof von Köln, der dazu allerdings berechtigt war, seinen König zu Bonn krönen mußte **). Es waren auch die meisten und so wichtigen Städte am Mittel- und Unterrhein für Ludwig. Auch die Schweizerischen Waldstädte erkannten ihn, als den Gegner Oesterreichs, gern an, und wir werden weiter unten sehen, mit welchem Glück

---

*) Ludwigen und den Städten Straubing und Landshut war die Vormundschaft über die jungen Herzoge von Niederbaiern übertragen. Der Niederbaiersche Adel, über diesen Einfluß der Städte beleidigt, wollte die Verordnung mit Hülfe der Oesterreichischen Fürsten umstoßen. Daher die Fehde zwischen Ludwig und Oesterreich, der aber damals Versöhnung folgte.

**) So wurde, sagte Albrecht von Strasburg, der eine (Ludwig) nicht von der rechten Person, und der andre (Friedrich) nicht an dem rechten Orte gekrönt.

sie die Oesterreichischen Waffen beschäftigten und die Schärfe derselben abstumpften. Dagegen war der oberländische Adel hauptsächlich für Oesterreich, und unter diesem der Graf Eberhard von Würtemberg, der nach Heinrichs VII. Tode schnell wieder gewann, was ihm dessen Achtsausspruch entrissen hatte. Ueberhaupt war das südwestliche Deutschland der Hauptschauplatz, auf welchem beide Gegner ihre Kräfte versuchten.

Acht Jahre lang dauerte dieser Kampf ohne etwas anders zu bewirken, als die Verwüstung der Länder, wo er geführt ward. Endlich im J. 1322 ward auch die Entscheidung des Streits herbeigeführt. Es beschlossen nämlich die beiden Oesterreichischen Brüder, Leopold von Schwaben aus, und Friedrich von Oesterreich aus, in Baiern einzudringen und mit ganzer Macht ihren Gegner zu unterdrücken. Friedrich kam zuerst, weil Leopold etwas zu lange zauderte. Kühn und ritterlich gesinnt, wollte er, als Ludwig sich ihm nun näherte, den Kampf nicht bis auf Leopolds Ankunft verzögern, sondern beschloß, ihn allein zu wagen, und führte sein Heer am 28. Sept. 1322 bei Ampfingen unweit Mühldorf zur Schlacht. Mit gleicher Ritterlichkeit schmückte er sich auch, gegen den Rath der Seinigen, mit kaiserlicher Pracht, und stellte sich in vergoldeter Rüstung, den blinkenden Reichsadler auf dem Helme, an die Spitze der Seinen, wogegen Ludwig sich in einen unscheinbaren blauen Waffenrock hüllte, und die Leitung des Ganzen dem kriegserfahrenen Nürnberger Seifried Schweppermann, einem kleinen höckerichten Manne, überließ *). Der

---

*) Albrecht von Strasburg sagt, Ludwig habe sicher geglaubt, daß man ihm den Tod geschworen; Leopold war auch verwundert, daß sein Bruder am Leben erhalten sey, und daß man sich mit seiner Gefangenschaft begnügt.

Tapferkeit dieses Helden und seinen vortrefflichen Anordnungen — unter denen die den vorzüglichsten Ausschlag gab, daß der Burggraf von Nürnberg mit einem Haufen während der Schlacht den Oesterreichern in den Rücken fallen mußte — verdankte Ludwig einen glänzenden Sieg *). Friedrich selbst, nebst seinem Bruder Heinrich und vierzehnhundert des Oesterreichischen Adels, wurden gefangen.

Ludwig ließ seinen überwundenen Gegner in das feste Schloß Trausnitz bringen, und schien nun in sicherem Besitze seines Thrones zu seyn. Allein wenn der Gegenkönig bezwungen war, so war es darum seine Partei nicht. Leopold, die eigentliche Seele derselben, wirkte fort, jetzt noch mehr gespornt und erbittert durch das peinigende Gefühl, daß er an dem Unglück seines Bruders schuld sey. Neue Verwickelungen erhöhten seine Hoffnungen. Ludwig legte gleich nach seinem Siege selbst den Grund zu einer Spannung mit dem Fürsten, der ihm bis jetzt am eifrigsten gedient hatte, dem Könige von Böhmen, indem er die Mark Brandenburg, welche durch das Aussterben des Askanischen Mannsstammes erledigt worden war und auf welche sich Johann Hoffnung gemacht hatte, nach dem Siege bei Mühldorf als ein eröffnetes Reichslehen einzog und seinem Sohne Ludwig gab **). Diese Spannung trug wahrscheinlich

---

*) Als nach der Schlacht in der ganzen verwüsteten Gegend frische Eier die einzige Erquickung waren, die man den Anführern reichen konnte, vertheilte sie Ludwig mit den Worten: „Jedem ein Ei, dem frommen Schweppermann zwei."

**) Der thätige und kräftige Markgraf Waldemar, welcher den Brandenburgischen Staat durch glückliche Kämpfe erweitert und zu großem Ansehn gebracht hatte, war 1319 gestorben, und schon im folgenden Jahre sein einziger Erbe, Heinrich der Jüngere, der letzte Sprößling des ruhmwürdigen Askanischen Hauses.

dazu bei, daß es Leopolden gelang, mit Hülfe des Ungerischen Königs den König Johann zu einer Aussöhnung mit dem Oesterreichischen Hause zu bringen.

Noch bedeutender aber wurde die Verbindung, welche Leopold mit dem Könige von Frankreich und dem Papste anknüpfte, welche Beide, seit der Verlegung des Päpstlichen Stuhls nach Avignon innig vereinigt, das Kaiserthum der Deutschen zu vernichten suchten. Johann XXII., der seit 1316 auf dem Päpstlichen Stuhle saß, hatte die zwiespältige Wahl in Deutschland schon mannichfach zur Zerstörung des Deutschen Einflusses in Italien benutzt, und brach daher jetzt, als Ludwig nach seinem Siege sich entschiedener in die Italienischen Angelegenheiten mischte und sich der Visconti in Mailand*) annahm, sogleich gegen ihn los. Er befahl ihm, die unrechtmäßig von ihm geführte Regierung niederzulegen bis auf weitere Verfügung, und ließ diesen Befehl an die Kirchthüren in Avignon schlagen. Als Ludwig dagegen Einspruch that, und sich auf ein allgemeines Concilium berief, schritt der Papst in seinem richterlichen Verfahren weiter, und sprach endlich den Bann über ihn aus. Frankreich reizte ihn zu allen diesen kecken Schritten, und Leopold, der diese Gelegenheit zu seiner Verstärkung begierig ergriff, unterstützte sie mit aller Macht.

Dadurch fiel die Mark in einen traurigen Zustand von Herrenlosigkeit und Unordnung. Der Kurfürst von Sachsen, die Herzöge von Pommern, die Herren von Mecklenburg, ein Fürst von Schlesien und endlich Johann von Böhmen kämpften unter sich und mit den Eingesessenen um die Herrschaft. Johann hatte sich der Oberlausitz, welche damals zur Mark gehörte, bemächtigt. Der neue Baiersche Beherrscher hatte daher große Mühe, sein Recht geltend zu machen.

*) Matteo Visconti war 1322 gestorben, mehr als neunzig Jahr alt. Viele Städte fielen nun ab, und selbst in Mailand erhob sich eine Partei gegen seine Söhne.

Mit vereinten Kräften arbeiteten nun alle Drei *) daran, Ludwigen niederzustürzen. Der Papst bewog den König von Polen Wladislaus Lokietek, in Verbindung mit den heidnischen Litthauern einen Einfall in Brandenburg zu machen, der auch 1325 unter den schrecklichsten Verwüstungen erfolgte. Leopold setzte seine Verheerungen in Baiern und Schwaben fort, und der König von Frankreich arbeitete mit solchem Erfolge an der Absetzung Ludwigs, daß Leopold mit seinen Anhängern schon zu Nense eine Berathung hielt, um den König von Frankreich auf den Deutschen Thron zu setzen. Gegen diese letztere Gefahr ward Ludwig für jetzt durch den vaterländisch gesinnten Bruder des Erzbischofs von Mainz gesichert, der mit Deutschem Sinne auf jenem Tage zu Nense gegen dieses Unternehmen sprach. Der Waffen Leopolds erwehrte er sich so gut er konnte, und den Papst ließ er durch die gelehrten Minoriten, welche in einem Streite **) über die Armuth Christi gegen Johann auf das heftigste Partei genommen hatten, angreifen, die Anmaßungen der Kirche gegen den Thron widerlegen, und die persönliche Unwürdigkeit des Papstes beweisen. Auch hatte der Bannfluch in Deutschland geringen Erfolg, und nur wenige Geistliche befolgten den Willen des Papstes.

Um aber seinen Feinden auch den bedeutendsten Vorwand zu entreißen, hatte sich Ludwig zugleich mit seinem

---

*) Conglutinatis autem Papa, Franco, Lupoldo, sagt Albrecht von Strasburg.

**) Die Minoriten, deren Meinung von dem Papste verdammt war, behaupteten, daß Christus gar kein Eigenthum besessen habe. Ihre Gegner wollten es wenigstens so weit anerkennen, als man es haben müsse, wenn man sich der Dinge bediene. Sie ließen den Heiland am Kreuze oder in anderen Lagen mit Geldbeuteln malen u. s. w.

gefangenen Gegner ausgesöhnt. Er hatte sich selbst nach Trausnitz begeben, in dessen trauriger Einsamkeit Friedrich nun schon drei gramvolle Jahre verlebt hatte *). Dieser unglückliche Fürst erhielt jetzt seine Freiheit, unter der Bedingung, daß er auf das Reich völlig verzichten, und sich mit Ludwig gegen den Papst verbinden sollte; könnte er aber diese Bedingungen nicht erfüllen, so sollte er sich wieder zum Gefängniß stellen. Beide nahmen darauf zur Bekräftigung dieses Vertrages das heilige Abendmahl (1325.)

Aber Friedrichs Bruder Leopold sowol, als der Papst und Frankreich erhoben sich mit aller Macht gegen diese Aussöhnung, und Friedrich war außer Stande den Vertrag zu erfüllen. Demungeachtet sehen wir die beiden Könige bald darauf in enger Freundschaft mit einander zu München leben, und wie in den Tagen ihrer Jugend an einem Tische essen und in einem Bette schlafen. Ja sie schlossen am 5. Sept. 1325 zu München einen neuen Vertrag, vermöge dessen sie die Regierung im Reiche förmlich mit einander theilen wollten **). Aber die Kurfürsten versagten dieser Uebereinkunft ihre Genehmigung, und Herzog Leopold, den Ludwig durch

---

*) Albrecht von Strasburg erzählt von einem Versuche Leopolds, seinen Bruder durch einen Teufelsbanner befreien zu lassen. Der böse Geist erschien in dem Gefängnisse unter der Gestalt eines Studenten. Aber Friedrich machte ein Kreuz und verjagte ihn durch Anrufung des Namens Christi.

**) Nach der gewöhnlichen Darstellung stellte sich Friedrich, als er außer Stande war, den Trausnitzer Vertrag zu erfüllen, freiwillig wieder als Gefangener, und Ludwig wurde dadurch so gerührt, daß er ihn mit der beschriebenen äußersten Vertraulichkeit behandelte, ja das Reich mit ihm zu theilen vorhatte. Menzel aber (Geschichten der Deutschen B. VII. S. 177.) hat gezeigt, daß Friedrich sich nicht als Gefangener, sondern frei nach München begab, und daß Ludwig durch seine bedrängte Lage zu dem Münchner Vertrage bestimmt wurde.

dieselbe am meisten hatte gewinnen wollen, starb schon am 20. Febr. 1326 zu Strasburg, verzehrt von der leidenschaftlichen Heftigkeit, die sein Leben erfüllt hatte.

---

24. Ludwigs Römerzug.

(1327 — 1329.)

Dieser unerwartete Todesfall brachte bei Ludwig die gegen Friedrich eingegangene Verpflichtung schnell in Vergessenheit, und da er sich von seinem gefährlichsten Gegner in Deutschland befreit sah, beschloß er, nun auch seinen andern Gegner, den Papst, durch einen Zug nach Italien, wo die Ghibellinen seiner harrten, zur Ruhe zu bringen. Denn gegen diese führte der König Robert von Neapel, als Haupt der Guelfen, mit des Papstes Hülfe einen wenn auch nicht entscheidenden doch lästigen Krieg. Die bedrängte Lage der Florentiner, deren Heere von dem tapfern und listigen Castruccio geschlagen waren *), hatte Robert benutzt, um sich durch seinen Sohn Karl, Herzog von Calabrien, dem die Schutzbedürftigen sich und ihre Freiheit anvertraut hatten, einen nähern und gefährlichern Angriffspunkt gegen die Ghibellinen zu bilden. Als Ludwig im Mai des Jahres 1327 in Italien erschien, wurde er von allen Ghibellinischen Häuptern freundlich bewillkommnet und mit Geld und Kriegern, woran es ihm fehlte, unterstützt. In Mailand empfing er die eiserne Krone; beleidigte aber hier die Ghibellinische Par-

---

*) Castruccio hielt wegen dieses Sieges einen förmlichen Triumph in Lucca, wobei der erbeutete Caroccio der Florentiner aufgeführt ward, hinter welchem der feindliche Anführer an der Spitze der übrigen Gefangenen, mit brennenden Fackeln in der Hand, einherziehen mußte.

tei durch die harte Behandlung der Visconti, welche er, durch ihren Stolz und ihren Mangel an Bereitwilligkeit, ihm eine Geldsumme herbeizuschaffen, gereizt, eines heimlichen Einverständnisses mit dem Papst beschuldigte.

Desto mehr suchte er sich den wichtigen Castruccio zu verbinden, von dessen Unterstützung und Eifer er Alles für den glücklichen Ausgang seines Zuges erwartete. Er gab ihm daher gegen eine Summe von 50,000 Goldfloren die herzogliche Würde, indem er aus den Städten Lucca, Pistoja und Volterra ein Herzogthum machte, zum großen Schrecken für Pisa *), das von einem solchen Nachbar Alles für seine Freiheit fürchtete, und dieses Mal erst durch Gewalt gezwungen dem Deutschen Könige die Thore eröffnete. Castruccio begleitete dafür Ludwigen mit seiner ganzen Macht nach Rom, dessen Bewohner den Deutschen König begierig erwarteten. Aufgebracht über die Päpste, die durch ihren Aufenthalt in Avignon verursachten, daß der gewohnte Strom der Reichthümer sich nicht mehr wie sonst in die Tiber ergoß, hatten die Römer kurz vorher, als sie von Johann auf ihre wiederholte Bitte um seine Rückkehr nach Rom eine abschlägige Antwort erhalten, die Päpstlichen und Neapolitanisch Gesinnten aus der Stadt vertrieben, sich unter Leitung des Sciarra Colonna frei erklärt, und diese Freiheit gegen die Angriffe des Neapolitanischen Königes Robert vertheidigt. Sie empfingen Ludwig mit offenen Armen, und als dieser in einer öffentlichen Rede auf dem Capitol allen stolzen Erinnerungen des Römischen Volkes schmeichelte, riefen sie ihm lauten

---

*) Die Pisaner, die nach und nach schon alle ihre ehemaligen entfernteren Handelsniederlagen hatten räumen müssen, kämpften gerade jetzt mit den Königen von Aragonien um Sardinien (oben S. 275.).

Beifall. Die Kaiser-Krönung ward am 17. Januar 1328 von zwei Bischöfen und Sciarra Colonna mit allen Feierlichkeiten vollzogen, und Castruccio hielt während der Salbung als dazu erwählter Reichsfähndrich die Krone und trug ihm das Schwert vorauf.

Dies Alles war dem Papste zum Trotz und unter fortwährendem Widerspruche desselben geschehen. Die weiteren Schritte Ludwigs galten nun Johann XXII. selbst. Das Römische Volk ward zusammenberufen, und von einer Bühne herab, auf welcher der Kaiser im Prachtanzuge erschien, stellte er demselben einen frommen und gelehrten Minoriten-Mönch Peter aus Corvara vor, den er ihm, statt des ketzerischen Johanns XXII., als neuen Papst antrug. Durch allgemeinen Zuruf ward der Empfohlene angenommen, und Nicolaus V. (diesen Namen nahm der Minorit mit seiner Würde an) verlieh durch seinen Segen und seine Bestätigung der Krönung und kaiserlichen Würde Ludwigs, das was ihr noch zu fehlen schien.

Nun blieb dem Kaiser nichts zu thun übrig, als der Angriff auf den Neapolitanischen König, um so seinen Triumph in Italien zu vollenden. Allein diese Höhe erlaubte ihm das Schicksal nicht zu erklimmen. Zuerst verließ ihn Castruccio; zunächst um Pistoja wiederzuerobern, welches ihm die Gegenpartei während seiner Abwesenheit entrissen hatte, aber auch seine Freundschaft für den Kaiser war lauer geworden.

Eine ähnliche Umwandlung ging in den Gesinnungen des Römischen Volkes vor. Die alte Abneigung der Italiener gegen die Deutschen, nur augenblicklich durch einen leidenschaftlichen Rausch zurückgehalten, erwachte in ihrer ganzen Stärke, besonders als der geldbedürftige Kaiser den Römern, die nur zu nehmen gewohnt

waren, eine Schatzung von 30,000 Goldfloren abfoderte. Immer lauter äußerte sich nun das Mißvergnügen; der Kaiser mußte alle weitere Pläne gegen Neapel aufgeben, und in Begleitung seines Papstes Rom verlassen. Bei ihrem Abzuge wurden Beide von den erbitterten Römern mit Schimpfreden und Steinwürfen verfolgt.

Als Ludwig in Toskana anlangte, wo er Castruccio wiederzugewinnen und mit demselben Florenz, diesen Mittelpunkt alles feindlichen Widerstandes, zu überwältigen hoffte, fand er hier durch dieses Helden unerwarteten Tod, der durch Anstrengung bei der Belagerung Pistoja's herbeigeführt war, Alles in Verwirrung. Dadurch wurde auch des Kaisers Kraft für alle fernere Unternehmungen gebrochen. Florenz frohlockte so gut als Neapel, und der triumphirende Johann XXII. verfolgte den Kaiser, der sich nach der Lombardei begab, mit seinen Bannstrahlen. Hier fand Ludwig aber eben so wenig eine günstige Aufnahme, und der unlängst von ihm in Mailand wiedereingesetzte Azzo Visconti spottete seiner Schwäche so, daß er ihm die Thore der Stadt verschloß.

Nach einem kurzen Aufenthalt verließ der Kaiser endlich auch die Lombardei, und eilte nach Deutschland zurück, um dieselbe Zeit, wo sein früherer Gegner Friedrich starb (1330). In Italien errang Johann XXII. einen vollkommnen Sieg. Die Römer bewarben sich wieder um seine Gunst; Pisa lieferte ihm den von Ludwig verlassenen Gegenpapst aus; Azzo Visconti erkannte die Hoheit und suchte den Schutz der Kirche, der päpstliche Legat eroberte viele Städte, Bestandtheile des Kirchenstaats; endlich der mächtigste Ghibelline, Can della Scala, der mit dem Köcher und Pfeilen auf dem Rücken, wie er immer einherzugehen pflegte, seinen Feinden wie der sicher und ferntreffende Apollo, den Gelehrten aber, die

er

er mit fürstlicher Großmuth beherbergte, schützte und ehrte, wie Apollo im Chore der Musen erscheinen mußte, starb um eben diese Zeit, voll Freude, wie man sagt, über die Eroberung von Trevigio, mit welcher er den Besitz der Trevisanischen Mark vollendete.

---

25. Ludwigs fernere Regierung.

(1330 — 1347.)

Das erste erfreuliche Werk, welches Ludwig bei seiner Rückkunft in Deutschland zu Stande brachte, war eine endliche und völlige Aussöhnung mit dem Oesterreichischen Hause und dessen damaligen Haupte Albrecht dem Weisen (1330). Ludwig würde nun in Ruhe haben regieren können, wenn es ihm gelungen wäre, auch den Papst zu versöhnen, allein der aufgereizte Johann XXII. wieß alle dahin abzweckende Vorschläge mit Siegerstolz zurück. König Johann von Böhmen suchte zwar damals den Frieden zwischen Beiden zu vermitteln; aber voll ritterlicher Abenteuerlichkeit und unruhiger oft zweckloser Beweglichkeit, verwirrte er durch den Wechsel seiner Gesinnungen, wozu seine enge Verbindung mit Frankreich immer neuen Stoff gab *), die Verhältnisse nur immer mehr. Nach allen Seiten hin

---

*) Sein ältester Sohn Wenceslaus wurde an dem Französischen Hofe erzogen, wo er seinen, den Französischen Ohren zu rauhen Namen, in Karl verwandelte. Er heirathete des Französischen Königs Philipps VI. Tochter, und seine Schwester ward mit dem Französischen Thronerben Johann verbunden. Johann selbst verheirathete sich zum zweiten Male mit einer Französischen Fürstin, Tochter des Herzogs von Bourbon.

suchte er Erweiterungen und Erwerbungen, lockte die Schlesischen Herzoge *) unter seine Oberherrlichkeit, und strebte nach der Krone von Polen. Des Herzogs von Kärnthen, seines alten Gegners, Feindschaft beschwichtigte er, und brachte eine Verlobung von dessen einziger Tochter mit seinem Sohne Johann Heinrich zu Stande, wodurch er seinem Hause die Aussicht auf den Erwerb der Kärnthischen Länder eröffnete. Als er jetzt wegen der letztern Angelegenheit in Tyrol war, warf er sich plötzlich in den Strudel der Italienischen Verhältnisse, welche noch von des Kaisers Zuge her in den mannichfaltigsten Schwankungen waren.

Brescia, von den Visconti und den Nachfolgern Cans, Mastino und Alberto della Scala gedrängt, rief ihn zu Hülfe. Er erschien und leistete sie. Diese erste That zieht die Aufmerksamkeit des ganzen obern und mittlern Italiens auf ihn; er erscheint Allen wie der Anker, an welchem das sturmbewegte Schiff Italiens endlich festgehalten werden könne. Die meisten Städte, Cremona, Pavia, Vercelli, Novara, Reggio, Modena u. s. w. geben sich in seinen Schutz; aus den Appeninen her streckt das seit Castruccio's Fall mannichfach bedrängte Lucca seine Arme nach ihm aus, selbst die Visconti erkennen ihn als ihren Schutzherrn. Denn Guelfen und Ghibellinen ohne Unterschied schmelzen in ihm zusammen, da er sein gleich freundschaftliches Verhältniß mit dem Kaiser und dem Papste hier oder dort als Zauberwort gebraucht. Wie ein Zauberwerk steht auch seine neue, dem Anscheine nach furchtbare Macht vor

---

*) Schlesien war damals in nicht weniger als 14 Fürstenthümer getheilt: Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Münsterberg, Glogau, Steinau, Sagan, Oels, Teschen, Auschwitz, Ratibor, Oppeln und Falkenberg.

den erstaunten Augen da. Aber nun regen sich auch Papst und Kaiser, und erwecken durch ihren laut ausgesprochenen Widerspruch Italien aus seinem Traume.

Johann sah sich bald von allen Seiten feindlich bedrängt. Der Kaiser brachte in Deutschland eine Verbindung gegen ihn zu Stande, zu der auch Oesterreich, über Kärnthens und Tyrols künftigen Anfall an Johann scheel sehend, trat. Die Könige von Polen und Ungern *) wurden von Italien aus aufgeregt, wo Robert, Herr und Diener des Papstes zugleich, Alles in feindliche Bewegung brachte. Zum Erstaunen Aller, welche nur den Eigensinn und die Starrheit erglüheter Leidenschaften von den Italienischen Staaten erwarteten, vereinten sich hier Mastino della Scala mit dem Neapolitanischen Könige, die Visconti in Mailand und die Gonzagha in Mantua mit den Florentinern, um Johann zu vernichten und sich aus den Trümmern seiner Herrschaft zu bereichern.

Johann hatte die Italienischen Angelegenheiten seinem Sohne Karl überlassen; er selbst war nach Deutschland geeilt, um den Kaiser, der ihn vor einer Reichsversammlung angeklagt, zu überzeugen, daß sein Auftreten in Italien nur das Beste des Reichs bezweckt habe; auch versprach er, eine Aussöhnung mit dem Papste zu Stande zu bringen. Es gelang ihm, Ludwigen zu beruhigen, und nachdem er eine Zeitlang verweilt, um die Könige von Ungern und Polen von seinem Reiche ab-

---

*) Man erinnere sich, daß der König von Ungern, damals noch immer Karl Robert, aus dem Anjou-Neapolitanischen Hause war (oben S. 185.) und daß der König von Polen Wladislaus Lokietek (gest. 1333) in Johann den gefürchteten Thronbewerber haßte.

zuwehren, eilte er nach Frankreich, mit dessen König er sich noch enger verband *), dann nach Avignon zum Papste, bei dem er nichts ausrichten konnte oder wollte, und endlich mit in Frankreich geworbenen Söldnern nach Italien, um seine überall angegriffene Herrschaft zu retten. Da er aber schon Alles in Auflösung fand, suchte er durch freiwillige Räumung noch so viel zu gewinnen, als er konnte. Er verließ nun Italien, dessen ferneres Schicksal wir weiter unten erzählen werden, um in der fortwährenden Spannung zwischen Papst und Kaiser neuen Stoff für seine launenhafte und eigennützige Thätigkeit zu suchen.

Zum vierten Male hatte Ludwig bei dem Papste seine Aussöhnungsversuche wiederholt, aber vergeblich. Jetzt erbot sich Johann wiederum, die Vermittelung zu übernehmen. Er bewog den Kaiser, da der Papst immer darauf bestand, daß Ludwig erst seine Krone niederlegen sollte, diese Bedingung einzugehen. Angeblich sollte es nur zum Schein geschehen, aber in der That bezweckte der Papst wol für sich und Frankreich einen Vortheil daraus, welches Ludwig zuletzt ahnte und sich aus der Schlinge zog. Da Johann XXII. bald darauf (1334) starb, so hoffte er auf einem würdigern und weniger gefährlichen Wege endlich die Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle zu Stande zu bringen, die er auch des Volkes wegen eifrig wünschen mußte, welches durch die Störung des Gottesdienstes und den Zwiespalt der Priester sehr beunruhigt ward.

Der neue Papst, Benedict XII., stand in dem Ruf eines frommen und friedlichen Mannes, und hatte gleich

---

*) Damals ward die Verbindung seiner Tochter Gutta mit dem Französischen Thronerben Johann verabredet.

nach seiner Thronbesteigung großen Unmuth gezeigt über die eigennützigen Zudringlichkeiten des Französischen Königs. Ludwig knüpfte daher sogleich Unterhandlungen mit ihm an, und schon war der Papst entschlossen, ihm endlich die Aussöhnung mit der Kirche zuzugestehen, als die Könige von Frankreich und Neapel ihn durch Drohungen aller Art und durch Gewinnung der Cardinäle nöthigten, von diesem Vorhaben abzustehen.

Sie waren dabei unterstützt worden von dem Böhmischen Könige, welcher jetzt seine Zweideutigkeit mit offner Feindschaft vertauscht und geschworen hatte, Ludwigen entweder abzusetzen oder ganz zu vernichten. Grund zu diesem Zorne Johanns hatte allerdings der Kaiser gegeben, indem er kein Bedenken getragen, auf Kosten eines zweideutigen Freundes sich einen sichrern und festern Anhänger zu gewinnen. Da nämlich um diese Zeit (1335) der Herzog von Kärnthen gestorben war, und Johann, der damals gerade an einer im Turnier empfangenen Wunde in Paris krank lag, seinen Sohn und seine Schwiegertochter im Besitz des Erbes zu sehen hoffte, trat der Kaiser dazwischen, erklärte es für ein eröffnetes Reichslehen, und gab es an Oesterreich, wobei er sich selbst einen Theil von Tyrol vorbehielt. Hierüber erbittert hatte Johann nun nicht allein mit den beiden oben genannten Königen bei dem Papste gegen Ludwig gewirkt, sondern begann auch in Verbindung mit den Königen von Polen *) und Ungern den Krieg

*) Kasimir der Große, der seit 1333 in Polen regierte, erlangte für dieses Bündniß Johanns Verzichtleistung auf die Polnische Krone, erkannte aber die Böhmische Lehnshoheit über die Schlesischen Fürstenthümer an. Der König von Ungern, Karl Robert, Schwager Kasimirs, war mit Polen auf das engste verbunden, und bezweckte wahrscheinlich schon damals die Nachfolge seines Sohnes Ludwig auf dem Polnischen Thron.

gegen Baiern. Es gelang ihm im Fortgange des Krieges, die Oesterreicher, die sich anfangs mit dem Kaiser verbunden, nachher aber entzweit hatten, durch die Verzichtung auf Kärnthen für sich zu gewinnen. Allein mit dem allen richtete er doch nichts Entscheidendes gegen Ludwig aus, und war froh, in dem Frieden, welchen er mit den Herzogen von Oesterreich schloß (1336), wenigstens Tyrol für seinen Sohn und dessen Gemahlin zu retten.

Dem hier vom Glück begünstigten Kaiser schien sich zugleich eine andere vortheilhafte Gelegenheit darzubieten, um endlich auch gegen den Papst Vortheile zu gewinnen, dem er, durch Gewissensangst kleinmüthig gemacht, abermals neue und sehr demüthige Anerbietungen zu einer Aussöhnung, aber wieder vergeblich, gemacht hatte. Gegen den Papst erhob sich nämlich jetzt das ganze, durch seine Anmaßungen empörte Reich, und die Kurfürsten schlossen 1338 den berühmten ersten Kurverein zu Rense, in welchem sie erklärten, die Unabhängigkeit der kaiserlichen Würde und des kurfürstlichen Wahlrechts gegen jene päpstliche Einmischung behaupten zu wollen. So verstärkte sich der Kaiser auf dieser Seite. Gegen Frankreich bot sich ein anderer nicht minder bedeutender Bundesgenosse an. Es brach nämlich damals der oben ausführlich erzählte Krieg zwischen England und Frankreich aus, und Eduard III. foderte jetzt den ihm durch Verwandtschaft *) und gleiche Zwecke befreundeten Kaiser zum gemeinsamen Angriff gegen Philipp VI. auf.

---

*) Eduard und Ludwig hatten zwei Schwestern, Töchter Wilhelms III. Grafen von Holland, Friesland, Seeland und Hennegau, zu Gemahlinnen. Ludwigs Gemahlin Margarethe war die älteste.

Allein Ludwig warf bald diese doppelte Waffe als zu schwer und lästig von sich. Seine versprochene Theilnahme an dem Englischen Kriege lösete sich, trotz allem Geräusch, was von seiner Seite gemacht ward, in Nichts auf. Ja er vertauschte sogar nicht lange nachher seinen Bund mit England gegen ein Bündniß mit Frankreich, und erwartete nun, gewonnen durch die Französischen Vorspiegelungen, statt von den kräftigen Entschlüssen des Reichs, lieber von Philipps vorgeblichem Eifer seine Aussöhnung mit der Kirche. Allein auch dieses Mal vereitelte Frankreich durch heimliche Ränke allen Erfolg, nachdem es seinen Zweck, Ludwig von England abzuziehen, erreicht hatte, und der Kaiser gewann nichts dabei, als das allgemeine Mißfallen Deutschlands über dieses Betragen.

Leider vermehrte er dasselbe durch einen Schritt, den seine Begierde nach Ländererwerb herbeiführte. Schon daß er Niederbaiern, als der dortige Herzog 1341 starb, mit seinen Landen vereinigte, erweckte den Neid Einiger, obgleich es nicht widerrechtlich war; aber die Art, wie er dem Luxemburgischen Hause Tyrol entriß, gab gerechten Grund zu großem Unwillen. Die Fürstin dieses Landes, Margarethe Maultasche, war des Böhmischen Prinzen, ihres Gemahls, überdrüssig, und wünschte von ihm geschieden zu seyn. Der Kaiser bot ihr sogleich die Hand dazu, um dieses ihm wohlgelegene Land an sein Haus zu bringen. Er trennte gegen alles Herkommen aus kaiserlicher Machtvollkommenheit ihre Ehe, und vermählte sie mit seinem Sohne Ludwig von Brandenburg.

Dieses unerhörte Verfahren empörte alle Gemüther, und der neue, sehr weltliche und ungeistliche Papst Clemens VI., der an des 1342 gestorbenen Benedict Stelle

erwählt war, fand nun um so mehr Rechtfertigung für den Haß, mit welchem er jetzt als der vertrauteste Freund des Königs von Frankreich *), als der treueste Diener des Luxemburgischen Hauses **) und als der stolzeste Verfechter der Päpstlichen Hoheit, den Kaiser verfolgte. Die neue Gesandtschaft, welche ihm dieser schickte, um seine Lossprechung vom Banne zu erbitten, ward stolz und verächtlich zurückgewiesen, vielmehr erließ Clemens eine feierliche Bulle, worin er die alten Vorwürfe, vermehrt durch die neuen über die blutschänderische Ehe der Margarethe, gegen Ludwigen wiederholte, und ihn als den ärgsten Frevler an Gott und Kirche nach Avignon vorfoderte.

Wie entschlossen und keck Ludwig sich auch anfangs äußerte, so mahnte ihn doch die unaussprechliche Sehnsucht des ganzen Deutschen Volks nach dem Ende dieser Spaltung, zur Nachgiebigkeit. Er schickte abermals eine Gesandtschaft mit unbedingter Vollmacht an den Papst und den König von Frankreich, die in seinem Namen jede Bedingung unterschreiben sollte. Der Papst wollte aber nicht den Frieden, sondern den Sturz des Kaisers. Nachdem Ludwig die zuerst vorgelegten unglaublich harten und höchst demüthigenden Foderungen wider Erwarten zu erfüllen beschworen hatte, trat Clemens mit neuen hervor, welche nicht bloß die Person des Kaisers betrafen, sondern auch die Rechte und Ehre des Reiches antasteten. Ludwig, der nun wol bemerkte, daß man

---

*) Clemens und der König waren ein Herz und eine Seele (Clementis et Regis unum cor erat), sagt Albrecht von Strasburg.

**) Er war der Lehrer des Böhmischen Prinzen Karl gewesen. Ludwigen nannte er statt Bavarus nur Barbarus.

ihn nur täuschen und hinhalten wollte, benutzte dieses, um die Reichsstände für seine Angelegenheiten noch einmal zu gewinnen. Es gelang ihm. Die Fürsten kamen überein, daß er ferner nicht seine Lossprechung suchen sollte, machten ihm sogar heftige Vorwürfe, daß er sich bis dahin gedemüthiget, und schickten eine Gesandtschaft nach Avignon, die dem bisherigen Verfahren des Papstes widersprechen mußte.

Dies war aber auch Alles, was sie für den Kaiser thaten. Indeß schien dieser die Drohungen des Papstes jetzt eher verachten zu können, denn Frankreich wagte nicht allzukeck aufzutreten, weil der Krieg mit England wieder ausbrach, und Ludwig durch den Zuwachs an Macht, welchen er jetzt eben in den Niederlanden erhielt *), bedeutender und gefährlicher werden konnte. Endlich schien auch in Italien eine für den Kaiser günstige Wendung der Dinge einzutreten. Der achtzigjährige Robert, dieser unermüdliche Verfechter der Guelfischen Partei war gestorben (1343). Er hinterließ eine Enkelin Johanna, die er bei seinen Lebzeiten mit seines Neffen, des Königs von Ungern zweitem Sohne Andreas, vermählt hatte. Allein kaum war er gestorben, als sich an dem Hofe dieser siebzehnjährigen Fürstin zwischen den durch Sitte und Denkweise getrennten Ungern und Neapolitanern über den Einfluß, den Andreas auf die Regierung haben sollte, ein großer Parteikampf erhob. Andreas glaubte, durch seine Abkunft von dem ältesten Sohne Karls II. ein näheres Recht an

---

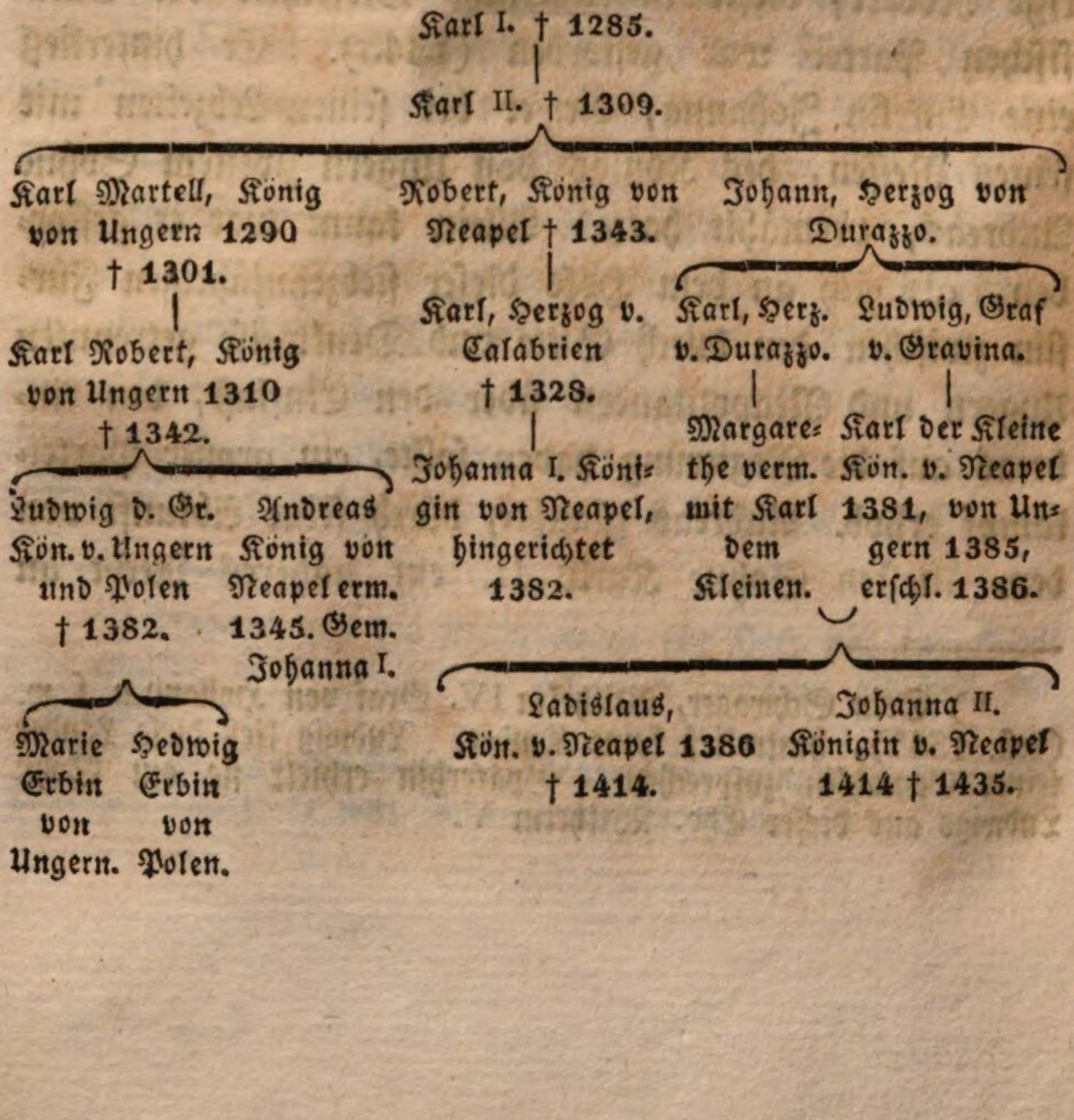
*) Sein Schwager, Wilhelm IV. Graf von Holland u. s. w. (gest. 1345), hinterließ keine Kinder. Ludwig ließ diese Länder seiner Gemahlin zusprechen. Späterhin erhielt sie ein Sohn Ludwigs aus dieser Ehe, Wilhelm V.

Neapel zu haben, als seine Gemahlin *). Diese Gährung, genährt durch die geringe Liebe zwischen dem fürstlichen Paare selbst, lösete sich endlich auf in eine schändliche Ermordung des Königs. Der Bruder des Ermordeten, der König Ludwig von Ungern (sein Vater Karl Robert war 1342 gestorben), empfand diese Schandthat mit der ganzen Kraft seines hochherzigen Gemüths, beschloß, sie an der schuldigen Königin zu rächen, und foderte den Kaiser auf, an seinem Zuge nach Italien Theil zu nehmen.

Dies hätte für den Papst gefährlich werden können; darum sollte der Kaiser jetzt völlig gestürzt werden, und das Luxemburgische Haus bot dazu die Hand. Zu den Kurstimmen des Erzbischofs von Trier und des Königs

---

*) Zur Erläuterung dieser und der späteren verwickelten Verhältnisse in der Neapolitanischen Königsfamilie dient folgende Stammtafel:



Johann, wurden zwei andere, die von Köln und Sachsen, erkauft, die von Mainz gewaltthätiger herbeigeschafft, indem der Papst den jetzigen Erzbischof als einen treuen Anhänger Ludwigs absetzte, und ein ergebeneres Werkzeug an seine Stelle brachte. Diese fünf Kurfürsten traten zu Rense zusammen, und wählten, da das Reich als erledigt angesehen wurde, den Böhmisch-Luxemburgischen Prinzen Karl zum Gegenkönig (11. Juli 1346).

Allein die Stimme dieser fünf Kurfürsten war nicht die Stimme des ganzen Deutschlands; ein Theil desselben, vor allem die Städte, welche dem Kaiser Ludwig mit unerschütterlicher Treue anhingen, verschmäheten den neugewählten Pfaffenkönig, wie man ihn zum Spott nannte. Frankfurt und Aachen, innerhalb deren Mauern nur die rechte Wahl und Krönung vollzogen werden konnten, verschlossen ihm ihre Thore, und gleichsam als hätte damit das ganze Reich ihm den Eingang verschlossen, verließ er kaum vier Wochen nach seiner Wahl Deutschland, und führte nebst seinem damals beider Augen beraubten Vater Johann einen Söldnerhaufen Deutscher Krieger nach Frankreich.

Aber auch hier begünstigte ihn das Glück nicht. Sein Freund, der König von Frankreich, verlor, wie wir wissen, die Schlacht bei Creci; sein Vater Johann in derselben sein Leben *); er alle Hoffnung zur Unterstützung, und nach Deutschland brachte er nur seine Ohnmacht mit zurück. Vergeblich suchte er, Tyrol zu er-

*) Wir haben schon oben (S. 216.) das abenteuerliche Ende dieses Fürsten kennen gelernt. Seine Deutschen, erzählt Albrecht, fochten sehr tapfer und blieben fast alle. Eduard betrachtete sie auf dem Schlachtfelde und saate bedaurend: „Sie sind rüstig in den Tod gegangen für den König von Frankreich, der sie haßt, gegen mich, der ich sie liebe und belohne."

obern *), denn er räumte es, sobald der Kurfürst von Brandenburg mit einem Heerhaufen erschien. Eine andere Hoffnung, die er auf einen Aufstand gründete, den der oberländische Adel gegen den kaiserlichen Städtefreund gleichzeitig mit dem Angriff in Tyrol beginnen wollte, ward gleichfalls durch Ludwigs Uebermacht vereitelt. Alle Angriffe der Gegner scheiterten an der unermüdlichen Thätigkeit und an den unerschöpflichen Hülfsmitteln des Kaisers. Nur einer höhern Macht, der alle menschliche Gewalt sich beugt, unterlag er endlich. Ein unerwarteter Tod raffte ihn hin. Er saß fröhlich und heiter bei Tische, als er plötzlich eine Uebelkeit empfand. In der Hoffnung, daß Bewegung ihm helfen werde, setzte er sich zu Pferde, und eilte einen Bären aufzusuchen, dessen Spur die Jäger entdeckt hatten. Aber in dem Augenblick, wo er das Thier erblickte, sank er vom Pferde, und unter den Worten: „Allmächtiger Gott, verzeih mir armen Sünder, oft hab ich gefehlt, nie aber Dich im Herzen und Glauben geleugnet!" verschied er am 11. October 1347. Nun schien Karl freier athmen zu können. Doch ehe wir die Geschichte seiner Regierung erzählen, wollen wir erst einen Blick auf das Schicksal Italiens und der entstehenden Schweiz, zweier mit der Deutschen Geschichte eng verschlungenen Punkte, werfen.

---

*) Er begab sich verkleidet nach Trident, wo er auf Päpstlichen Betrieb die Leute der Bischöfe von Trident und von Chur und Italienische Hülfsvölker fand.

26. Fortgang des Schweizerbundes.

(1315 — 1358.)

Unter den Erscheinungen, welche der Widerstand gegen die aufstrebende Macht des Hauses Oesterreich erzeugte, ist keine erfolgreicher geworden, als der Bund der drei Waldstädte. Ihre erste That war nur zur eignen Sicherheit ausgeführt, allein der Thronstreit zwischen den Häusern Oesterreich und Luxemburg, in welchem ihre Kraft auf eine gefährliche Probe gestellt wurde, gab ihnen eine neue und erfolgreichere Anregung.

Der kühne zornmüthige Leopold sah mit Unwillen, daß die Waldstädte für Ludwig von Baiern Partei nahmen. Er beschloß also, seinen Vater Albrecht und seinen Bruder Friedrich zugleich an ihnen zu rächen. Mit seiner gewöhnlichen leidenschaftlichen Heftigkeit versammlete er ein Heer, dessen Kern vorzüglich der oberländische Adel ausmachte; an der Spitze desselben wollte er die aufrührerischen Bergbewohner bekriegen und unterjochen. In der gewissen Hoffnung, diese Bauern, die er mit dem Fuße zu zertreten gedachte, zu besiegen, führten die Seinen Stricke mit sich, womit man sie selbst oder ihre Heerden, den einzigen Reichthum dieser Armen, fortzuschleppen gedachte. Als die Waldstädte dies vernahmen, wandten sie sich mit Gebet und Fasten an Gott um Hülfe, vernachläßigten aber dabei menschliche Klugheit nicht. Auf den Rath eines erfahrnen Greises, des alten Reding, versammleten sie ihre Hauptstärke in dem engen Passe bei Morgarten, wo sie den Hauptangriff des Herzogs selbst vermutheten, denn von drei Seiten droheten ihnen die Feinde.

Nur dreizehn hundert Mann war ihre Zahl, und

Hellebarden die einzige Waffe, mit der sie das zahlreiche, gepanzerte, ritterliche Heer zu bestehen gedachten. Allein sie verließen sich auf die natürliche Beschaffenheit ihres Landes, das dem Feinde, wie sie richtig voraussahen, seine Menge und seine stolze Reiterei unnütz machte; und ihres Muthes war diese kleine Zahl so sicher, daß sie funfzig Verbannte, welche auf die Nachricht von der Gefahr des Vaterlandes herbeieilten, um sich an sie anzuschließen, nicht innerhalb ihrer Gränzen aufnehmen wollten. Es mußten die Funfzig außer der Landmark bleiben, beschossen aber dort für die Rettung des Vaterlandes ihr Leben zu wagen. Kaum war die stolze adliche Reiterei in das Engthal eingerückt, als sie durch Herabrollung schwerer Steine die erste Verwirrung unter sie brachten, die sich bald dem nachdrängenden Fußvolke mittheilte. Sobald die Dreizehnhundert diese Unordnung sahen, so stürzten sie von den Bergen herab auf ihre wie in ein Netz eingeschlossenen Feinde. Die furchtbaren Hellebarden schmetterten oder stachen ohne Schonung die gepanzerten Ritter nieder, viele wurden von den erschreckten Pferden in den See gerissen, das Fußvolk ward zum Theil im Gedränge zertreten. In anderthalb Stunden war ein glänzender Sieg für die Eidgenossen entschieden (15. November 1315).

Straßberg, ein Oesterreichischer Vasall, der an demselben Tage 4000 Mann über den Brünig nach Unterwalden geführt, und die Lucerner, die bei Bürgistadt gelandet, zogen sich nun nicht ohne Verlust zurück, als sie des Herzogs Unfall vernommen. Leopold selbst hatte sich mit Hülfe eines landeskundigen Mannes nach Winterthur gerettet, voll Schmerz und Schaam, einen solchen Verlust von solchen Feinden erlitten zu haben. Allein anderweitig beschäftigt, konnte er keinen neuen

Versuch wagen, sondern mußte einen Waffenstillstand mit diesen ihm verhaßten Gegnern eingehen, die gleich nach der Schlacht ihren Bund erneuert hatten. Sie bezweckten auch dabei nur die Bewahrung ihres althergebrachten Zustandes, nicht Erweiterung und Vergrößerung; aber es konnte nicht fehlen, daß sie allen Bedrängten von jetzt an als die sicherste Zuflucht erscheinen mußten. Auch sie selbst, durch das unversöhnliche Betragen ihrer Gegner immer mißtrauischer gemacht, wurden geneigt, zur eignen Verstärkung über ihre Gränzen zu schreiten, so daß sie endlich wie die Schneelavinen ihrer Gletscher im Fortsturz anschwellend, zu einer Größe erwuchsen, unter welcher aller Besitz des Hauses Oesterreich in Helvetien und der ganze Adel dieses Landes begraben ward.

Lucern schloß sich zunächst an sie an. An demselben See gelegen und denselben Gebirgen nahe, litt dieser Kanton so lange er noch unter Oesterreichs Herrschaft stand, durch die Spannung zwischen seinen Herren und den Waldstädten am meisten. Sein Handelsverkehr mit Italien ward unterbrochen, die Messen wurden leer, die Bürger mußten unaufhörlich unter den Waffen seyn, um ihr Gebiet zu vertheidigen. Ueberdies mutheten die Oberherren der Stadt neue Lasten zu. Gegen alles dieses hofften die Lucerner Linderung und Schutz in der Verbindung mit den Eidgenossen. Sie erbaten und erhielten von diesen ohne des Herzogs Zustimmung einen zwanzigjährigen Waffenstillstand. Da aber der darüber erbitterte Adel einen Versuch machte, die Stadt zu überfallen, dieser Versuch mißlang und nun die meisten Anhänger des Hauses Oesterreich sich zurückzogen, ging Lucern ein förmliches Bündniß mit den Waldstädten ein (1332).

Albrecht, nach dem Tode seiner Brüder Leopold

und Friedrich das Haupt des Oesterreichischen Hauses, bewies sich auch bei dieser Gelegenheit als der Weise*), für den er galt. Durch anderweitige Kriege erschöpft, und gewitzigt durch die Niederlage bei Morgarten, die kein Zufall gewesen, begnügte er sich, einen Landfrieden aufzurichten, ohne die Lucerner weiter zu bekriegen. Man verglich sich nur durch Schiedsrichter über die Rechte, welche dem Hause Habsburg in, nicht über Lucern bleiben sollten. So war der Bund der vier Waldstädte geworden. Aber auf dem Wege, auf dem diese ersten Schritte geschehen, konnten und mußten nun noch mehrere gethan werden, und der zweite Schritt, die Aufnahme der Stadt Zürch, welche im Jahr 1351 geschah, ward für das fernere Schicksal des Bundes erst recht bedeutsam und eröffnete eine glänzende Zukunft.

Der Zutritt dieser freien, durch Handel wohlhabenden und bevölkerten Stadt, ward durch vorhergehende Veränderungen in ihrem Innern herbeigeführt. Der Rath derselben bestand aus zwölf Rittern und vier und zwanzig Bürgern, welche in drei Rotten, jede vier Monathe lang, die Regierung verwalteten. Ohne eine andere Stütze als die allgemeine Liebe der Gesetze regierte dieser Rath Jahrhunderte lang ruhig, und genoß hohen Ansehns. Mit den Herzogen von Oesterreich, dem vornehmsten Landadel und vielen Rheinischen Städten stand das starke und glückliche Gemeinwesen im Bunde. Allmählig aber hatte sich die Stadt in Parteien getheilt, und man fing an Unzufriedenheit gegen die alte, in einzelnen

*) Er führt auch den Beinamen des Lahmen. Seit seinem zwei und dreißigsten Jahre war er an Händen und Füßen völlig gelähmt, so daß er nur in einem Tragsessel herumgeführt werden konnte. Sein Geist war um desto thätiger, und alle benachbarten Fürsten suchten Rath und Vermittelung bei ihm.

zelnen Geschlechtern fast erbliche, Regierung zu zeigen. Diese Stimmung benutzte Rudolf Brun, reich und selbst im Rathe, und wußte die Unzufriedenheit so zu leiten, daß er zum Besitz einer noch unerhörten Gewalt gelangte. In einer öffentlichen Versammlung der Gemeine ward die bisherige Weise der Verwaltung verändert und dem Rudolf Brun die Anordnung einer neuen übertragen (1335). Diesem gemäß ward er selbst als Bürgermeister auf Lebenslang Oberhaupt der Stadt, mit einem Rathe aus Rittern, Bürgern und Handwerkern. Alle Ritter und ohne Handwerk lebenden Bürger wurden in eine Constabel oder Krieges-Gesellschaft vereiniget. Aus den übrigen Bürgern wurden dreizehn Zünfte gebildet, an deren Spitze Zunftmeister standen, die im Rathe saßen. Die Wahl des Raths war aber ganz unter dem Einflusse Bruns, der um über die Constablen zu herrschen die Zünfte begünstigte; Kaiser Ludwig bestätigte diese Einrichtung.

Die Gewaltthätigkeit, mit welcher Brun diese Verfassung theils gründete, theils behauptete, regte mannichfaltige Feinde gegen ihn auf. Vor Allen dürsteten die vertriebenen, vormals herrschenden Geschlechter nach Rache. Sie verschworen sich endlich, durch Waffengewalt ihren Feind zu stürzen, ihn zu tödten und die alte Verfassung wiederherzustellen. Zu dem Ende verbanden sie sich mit dem Grafen Johann von Habsburg zu Rapperschwyl und anderen mächtigen Edlen, die der neuen Regierung gleichfalls abhold waren. Allein der Anschlag zu dieser Mordnacht ward durch einen Zufall verrathen, durch Bruns Thätigkeit die Ausführung vereitelt, und die Theilnehmer, so viel davon in seinen Händen waren, mit Härte bestraft. Rapperschwyl, dessen Herr sein Gefangener geworden, ward von dem Bür-

germeister eingenommen, und nicht lange darauf, da er es zu behaupten verzweifelte, auf das schändlichste und grausamste vernichtet.

Ueberzeugt daß er durch alles dieses sich den Zorn Oesterreichs und dessen Anhangs zugezogen, und also einen baldigen Krieg zu erwarten habe, wandte sich Brun an die Waldstädte um Bund und Hülfe (1351) *). Zürch war diesen als Markt und Vormauer zu wichtig, als daß sie trotz der bedenklichen Umstände hätten anstehen sollen, die Bitte zu erfüllen, und als Herzog Albrecht mit allen seinen Dienstmannen und vielen Fürsten und Herren der vorderen Lande gegen Zürch rückte, zog ungesäumt eine Schaar der Waldstädte der neuverbündeten Stadt zu Hülfe. Der Angriff ward durch Unterhandlungen verzögert, weil der Herzog noch nicht gerüstet war, aber seine Rüstungen, statt den Bedroheten Gefahr zu bringen, führten denselben nur neue Verbündete zu.

Der Herzog mahnte nämlich auch die Glarner zum Kriege. Diese, längst schon über Oesterreichs Eingriffe in ihre Rechte mißvergnügt, und durch der Waldstädte Beispiel ermuthigt, weigerten sich, als durch ihr Verhältniß nicht dazu verpflichtet. Albrecht beschloß, sich ihrer zu versichern, weil er von ihren Thälern aus zugleich mit Vortheil in die Waldstädte dringen konnte. Sobald dieses bekannt geworden, vereinigten sich Schwyz, Uri, Unterwalden und Zürch, drangen mitten im November nach Glarus vor, und nahmen das Land ein,

---

*) „Durch diese That Bruns, sagt der berühmte Geschichtschreiber der Schweiz, wurden viele Städte und Landschaften nun seit fünftehalb hundert Jahren bei der Freiheit gesichert, und ohne sie würde die Schweizerische Eidgenossenschaft (so groß und heilig sie durch sich selbst, so stark sie war durch den Muth ihrer Vertheidiger) im Laufe der Zeiten durch List oder Gewalt haben müssen untergehen."

ohne Anstrengung, weil die Glarner sie bereitwillig empfingen. Der vertriebene Oesterreichische Landvogt Walther von Stadion wollte zwar mit einer bewaffneten Schaar das Land für Oesterreich wiedergewinnen, aber auf dem Rütifeld unweit Näfels ward er mit den Seinen niedergehauen, und Glarus förmlich in die Eidgenossenschaft aufgenommen.

Eine Schaar Glarner verstärkte nun die Besatzung von Zürch, welche mit dem Frühling des Herzogs Ankunft erwartete. Aber noch ehe dies geschah, vollendeten die Eidgenossen ein anderes ihnen vortheilhaftes Unternehmen. Da sie einsahen, daß Zug, am Eingang ihrer Päße, in den Händen Oesterreichs gefährlich sey, beschlossen sie, den Ort in ihre Gewalt zu bringen, um so mehr da die Oesterreichische Besatzung nur gering und der Landmann in dem Gebiete der Stadt ihnen zugethan war. Die Zuger schickten an den Herzog, der zu Königsfelden war, stellten ihm ihre Noth vor, und baten um Schutz und Verstärkung. Da der Herzog sie aber fast schnöde abwies, bedachte sich Zug nicht weiter, öffnete den Eidgenossen seine Thore und trat zu dem Bunde (1352).

Diesen zu zersprengen, und damit auch alle einzelne Unbill zu rächen, beschloß nun Albrecht mit der indessen gerüsteten großen Macht, Zürch anzugreifen. Selbst von dem Kurfürsten von Brandenburg und von vielen anderen Reichsfürsten erhielt er Unterstützung und Zuzug. Bis auf dreißigtausend Mann Fußvolk und viertausend Mann Reiterei wird das Heer angegeben. Allein es war eine unbeholfene Menge, die sich selbst verwirrte, gegen die vereinte, freudige Kraft der Zürcher nichts ausrichtete, und endlich durch Mangel an Lebensmittel selbst auf's äußerste bedrängt ward. Von seinen Hülfsvölkern all-

mählig verlassen nahm Albrecht daher mit Begierde den Frieden an, welchen der Kurfürst von Brandenburg zu Lucern vermittelte. Der Herzog von Oesterreich behielt dem Vertrage zufolge, was er in Lucern, Schwyz und Unterwalden an Rechten und Gülten besaß; Zug und Glarus verpflichteten sich ihm zu huldigen, und Albrecht versprach ihnen seine Freundschaft. Die Eidgenossen gelobten, fernerhin keine Bündnisse mit Oesterreichischen Städten und Ländern zu machen. Alle Bundverträge, Freiheiten, Herkommen und Rechte wurden vorbehalten.

Es war aber weniger ein Frieden als ein Waffenstillstand, den Albrecht nur durch Noth bewogen eingegangen war. Die Zweideutigkeit in der Bestimmung über Zug und Glarus, welche beide in dem Bunde blieben, enthielt den Samen zu einem neuen Kriege. Aber ehe dieser noch ausbrach, verstärkte sich der Bund durch den Zutritt von Bern, dessen Fahnen zwar noch kurz vorher in dem Oesterreichischen Heere vor Zürch gewehet hatten, das aber schon längst durch gleichen Sinn, durch gleiche Lage und durch gleichen Ruhm den Eidgenossen angehörte. Dies hatte sich schon bei Berns Bedrängnissen im Jahre 1339 gezeigt.

Bern war nämlich nicht minder als die Waldstädte ein Gegenstand des Hasses für alle fürstliche Geschlechter des Uechtlandes, des Aargaues u. s. w.; es wolle, sprachen diese, dem Adel die Oberhand entreißen, und sie an das Volk bringen, es müsse daher mit ganzer Macht von Grund aus zerstört werden. Dazu verschworen sie sich alle. Kaiser Ludwig selbst, den Bern unter dem Vorwande des Päpstlichen Bannes anzuerkennen sich geweigert, schien ihre Bestrafung zu wünschen, und Herzog Albrecht hoffte die überwundene Stadt sich

zuzueignen *). Große Rüstungen wurden gemacht, und als sie vollendet waren, zogen die Verbündeten vor Laupen, ein Bernisches Besitzthum.

Bern, obgleich tapfer und kühn, ward bange vor der großen und starken Macht seiner Feinde, zu denen alle seine nächsten Umgebungen gehörten. In dieser Noth schickten die Berner an die Waldstädte, und nicht vergeblich. Neunhundert kamen aus den Thälern, den Angegriffenen zu großem Trost, die auch den tüchtigsten und wackersten Anführer für ihr kampfbegieriges Heer gefunden hatten, in der Person Rudolfs von Erlach. Er war aus der Stadt Bern gebürtig, und mit Gut ansäßig darin, aber auch zugleich Dienstmann des Grafen von Nidau, der an der Rüstung und Verschwörung gegen Bern großen Antheil nahm. Erlach, durch sein doppeltes Verhältniß in Verlegenheit gesetzt, bat den Grafen, ihm entweder, wenn er ihn bei sich behalten wolle, für Alles was er deshalb in Bern verlieren würde, Ersatz zu versprechen, oder ihm zu erlauben, heimzugehen. Der Graf erlaubte ihm das letztere mit dem Zusatze, daß Ein Mann mehr oder minder ihm nichts verschlage. Nun wohl, erwiederte Erlach, als einen Mann will ich zum wenigsten mich zeigen.

Sechs Feldschlachten, in denen er mitgefochten, wo immer der mindere Theil obgesiegt, gaben ihm dies Selbstvertrauen; die Erinnerung daran seinen Mitbürgern den Entschluß, ihn zu ihrem Feldhauptmann zu wählen, als sie ihn in die Stadt einreiten sahen. Er

---

*) „Wenn Bern damals untergegangen wäre, so würde das ganze Land von Bern, von Freiburg, von Solothurn und anderen Städten in ganz andern Zustand gekommen seyn; kaum war eine Zeit größerer Gefahr oder von so wichtigen Folgen für alle Städte und Länder des Bundes der Schweizerischen Eidgenossen.“ Johann v. Müller.

nahm den Antrag an, und ließ sich, eingedenk, daß die Zucht allein im Stande sey, mit einem kleinen Haufen große Dinge zu thun, von Allen einen Eid zu Gott und den Heiligen schwören, daß sie ihm in allen Dingen gehorsam seyn wollten. So stellte er sich an ihre Spitze, 5000 war die ganze Zahl *), und zog gegen Laupen zur Schlacht (21. Juli 1339).

Die Waldstädte erhielt auf ihr Begehren den Vorstreit und den Angriff gegen die Herren und die Reiterei. Seine Berner ordnete Erlach gegen das Fußvolk. „Wo sind nun, rief er hinter sich unter die Seinigen, die munteren Gesellen, die Nacht und Tag auf den Gassen umhertreten, geschmückt mit Federn und Kränzen, die mögen jetzt hervortreten zu mir an den Tanz und vor der Stadt Banner wie eine Mauer stehen." Und die Muntersten aus den Zünften der Gerber und Fleischer sammleten sich um ihn.

Er gab nun das Zeichen zum Aufbruch. Als aber auch die Feinde heranrückten, begannen einige von den Hintersten zu bangen und flohen; ihre Flucht ward bemerkt und brachte unter den Uebrigen eine Bewegung hervor. Erlach aber rief mit freudigem Gesicht: „Freunde, wir siegen, die Furchtsamen sind von uns" und sofort, das Banner der Stadt in seiner Hand, drang er mit jenen Jünglingen, die den Kern seines Heeres ausmachten, in das feindliche Fußvolk ein. Ihrem kräftigen Andrang widerstand der Feind nicht lange. Bald ergriff das ganze Fußvolk eine unordentliche Flucht, und die Berner eilten nun den Waldstädten zu Hülfe, die aber eben in dem Augenblicke mit eigner Kraft auch

*) Die Berner zogen so genau aus, sagt Tschudi, daß wenig Mannspersonen in der Stadt blieben. Die Zahl der Feinde giebt eben derselbe auf 18,000 zu Roß und Fuß an.

die Reiterei in Verwirrung und zum Rückzug gebracht hatten. Ein entschiedener Sieg krönte die frommen Streiter *), die auf Erlachs Begehr niederknieten und Gott für die hülfreiche Gnade, die er bewiesen, dankten.

Nächst Gott aber ward am meisten den Waldstädten für diesen Dienst in der Noth gedankt und eine Freundschaft geknüpft, die vierzehn Jahre später, wie wir eben erzählt haben, Berns Aufnahme in die Verbindung der Eidgenossen herbeiführte. Hiermit schloß sich der Bund auf lange Zeit, und diese Eidgenossen hießen nachmals die acht alten Orte. Jetzt stand die Eidgenossenschaft in der schönsten Blüthe, voll innerer Stärke, deren sie auch bedurfte, weil noch immer ein kraftvoller Adel und die furchtbare Macht von Habsburg unermüdlich auf ihre Zerstörung sannen.

Der letzte Waffenstillstand, den Albrecht geschlossen, dauerte daher auch nicht lange. Der Herzog verlangte, daß Glarus und Zug ihren Bund mit den Waldstädten aufheben sollten, und da sie sich dessen weigerten, verklagte er sie bei Kaiser Karl IV. Dieser versuchte anfangs eine gütliche Vermittlung, da aber die Waldstädte sich seinem schiedsrichterlichen Spruch nur unter der Bedingung unterwerfen wollten, daß ihre Bündnisse vorbehalten wurden, so ward Kaiser Karl unwillig, sprach: „Reichsglieder dürfen sich ohne des Reiches Oberhaupt gar nicht verbinden," und erklärte ihren Bund für ungültig. Die Eidgenossen blieben unerschüttert auf ihrem Beschlusse, erboten sich aber, dem Herzoge alle seine Hofrechte und Gewalt, welche er in ihrem Lande hatte, ab-

---

*) „Herr Theobald, der Pfarrer, hatte während der Schlacht das heilige Sakrament getragen. Als die Feinde dies hörten, daß die Berner das heilige Sakrament bei ihnen hatten, trieben sie ihr Gespött damit."

zukaufen. Albrecht schlug dieses aus, voll Hoffnung auf einen Krieg, zu welchem der Kaiser das ganze Reich aufbot. Die Schaaren Deutscher Fürsten und Städte und Kaiser Karl selbst lagerten sich vor Zürch mit großer Verwüstung des Landes.

Zürch verlor den Muth nicht. Es suchte vor allem die Gemüther, besonders der Städte im feindlichen Lager, auch das des Kaisers, zu seinem Vortheile zu stimmen, in welchem Sinn es auch gleich beim Anrücken des kaiserlichen Heers das Reichsbanner von seinem hohen Thurme hatte wehen lassen. Diese Bemühungen, unterstützt durch die Verwirrung und Eifersucht, die im kaiserlichen Heere herrschten, erreichten ihren Zweck; bald lösete sich das ganze Reichsheer auf, und der Kaiser zog ab. Albrecht wollte noch nicht ablassen, er warb funfzehnhundert Ungerische Reiter, und vertheilte sie auf seine Besitzungen, um durch sie die Eidgenossen an allen Punkten bedrängen zu lassen. Aber diese wilden Räuber thaten des Herzogs eignen Unterthanen eben so viel oder noch mehr Schaden, so daß diese dringend verlangten, der Herzog solle Frieden machen, sonst würden sie sich ohne ihn mit den Eidgenossen vertragen.

Dies nöthigte endlich den Herzog nachzugeben, und er erbot sich zu einem Frieden unter des Kaisers Vermittlung. Aber auch jetzt noch wollte er durch List und durch zweideutige Stellung des Friedebriefes seinen Zweck erreichen; Zürch schien selbst die Hand zu bieten *), aber die kräftige Redlichkeit von Schwyz vereitelte alle seine Bemühungen, und es ward endlich durch Vermittlung des Freihern von Thorberg ein nachmals meist

---

*) Es war besonders Brun, der sich hierbei einer eigennützigen Nachgiebigkeit verdächtig machte.

immer auf drei Jahr erneuerter Friede oder vielmehr Waffenstillstand geschlossen (1356). Albrecht war freilich so aufgebracht über diesen Ausgang der Dinge, daß man in seiner Nähe die Schweizer nicht nennen durfte; aber außer seinen Gichtschmerzen nun auch von Altersschwäche ganz niedergedrückt, zog er sich von allen Geschäften zurück und starb bald nachher (1358). Sein Haß gegen die Eidgenossen überlebte ihn; die Spannung zwischen dem durch Oesterreich vertretenen und geführten Adel auf der einen und den Bürgern und Landleuten auf der andern Seite dauerte fort, und wir werden weiter unten von einem neuen furchtbaren Ausbruch derselben hören.

---

27. Italien.

(1333 — 1386.)

Gegen diese Schweizerische Einfachheit bildet das bunte Italienische Leben einen starken und merkwürdigen Gegensatz. Statt der naturgemäßen Aufgabe der Eidgenossen, einen rechtlichen Zustand gegen Gewalt zu sichern, sieht man hier nur die aus den Leidenschaften des Ehrgeizes und der Herrschsucht hervorgehenden Bestrebungen. Johann von Böhmen (oben S. 290.) hatte durch seine Erscheinung in Italien jene Leidenschaften aufgeweckt und in einander verschlungen; durch seinen Abzug gab er der aufgeregten Bewegung eine neue Richtung und den bisher gegen ihn Verbündeten einen neuen Gegenstand der Eifersucht.

Mastino della Scala hatte mit glücklichem Erfolge allen seinen Verbündeten den Vortheil abgewonnen. Nachdem er die im Vertrage ihm bestimmten Gebiete von Bergamo, Brescia und Parma aus den Trümmern

der zerfallenen Macht Johanns erlangt, griff er auch nach dem Loose seiner übrigen Bundesgenossen. Er entriß den Florentinern nicht nur durch schlaue List das ihnen bestimmte Lucca, sondern, indem er die Ghibellinische Partei in Toscana weckte, schien er diesen Staat selbst zu bedrohen; Florenz sah sich daher genöthigt, gegen ihn die Waffen zu ergreifen. Es fand bald Verbündete, denn Mastino's hochstrebender Sinn bedrohete Alle. Die reichen Einkünfte seines Staates, die mehr betrugen als die Einkünfte irgend eines damaligen christlichen Königs, den von Frankreich etwa ausgenommen, machten seinen mächtigen Geist gefährlicher. Indem diese Schätze öffentlich nur der Großmuth, mit der er alle Künstler und Gelehrte an sich lockte, zu dienen schienen, erkaufte er sich heimlich durch sie feile Werkzeuge zur Ausführung seiner ehrgeizigen Hoffnungen. Diese schimmerten schon aus einer mit Edelgesteinen besetzten Krone, die er sich hatte machen lassen, glänzend hervor, und bewiesen, daß selbst die Herrschaft über ganz Italien ihm kein unerreichbares Ziel schien.

Alle Guelfen sahen in der Gefahr der Florentiner auch die ihrige vorbereitet. Unerhört schien es, als auch Venedig wie ein Fremdling auf das feste Land trat und sich mit Florenz verband; aber es wurde auch selbst in seinen Lagunen durch diesen Feind gestört. Mastino erschwerte Venedigs Salzbereitung an der Küste, er legte auf dem Po gegen alles herkömmliche Recht neue Zölle an, und als die Signorie (der kleine Rath in Venedig) sich beschwerte, hatte er stolz erwiedert, daß ihn bleierne Sigille nicht kümmerten. Ein solcher Feind mußte niedergedrückt werden, bevor er allzusehr sich befestigen konnte. Venedig begann daher in Verbindung mit Florenz Krieg gegen ihn. Mastino kam bald sehr

in's Gedränge, weil selbst die Ghibellinischen Häupter, Gonzaga und vorzüglich Azzo Visconti, dem Bündnisse der beiden Republiken beitraten. Auch der von Can della Scala ehemals aus Padua vertriebene Carrara erweckte die alten Anhänger seines Hauses in dieser Stadt; sie öffnete ihrem vorigen Herrscher die Thore. Azzo Visconti nahm Brescia, und das feindliche Heer bedrohete Verona.

Aus dieser Noth suchte sich Mastino durch List zu retten, und es gelang ihm das Bündniß seiner Feinde zu trennen. Weder Geld noch Versprechungen sparend brachte er Venedig zu einem einseitigen Frieden, in dem er Padua nebst Bassano in den Händen Carrara's ließ, und den Venetianern Treviso abtrat. Azzo Visconti behielt Brescia. Zwischen Florenz und Venedig wurde jetzt eine aus der Verschiedenheit der Verfassungen *) und der Gleichheit der Handelsbestrebungen beider Staaten natürlich zu erklärende Eifersucht sichtbar. Erschöpft durch die Kosten des Krieges mußte Florenz diesem beitreten, und sich ohne weitern eignen Gewinn damit be-

*) Bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts bestand zu Venedig der große Rath aus 480 jährlich neugewählten Bürgern. Indeß waren die Rathsstellen schon seit längerer Zeit fast immer aus denselben vornehmen Familien besetzt worden, und im Jahre 1298 unter dem Doge Gradenigo ging das Gesetz durch, daß nur solche Personen in den Rath gewählt werden dürften, welche entweder schon selbst Mitglieder gewesen waren, oder deren Vorfahren darin gesessen hatten. Man nennt diese Aenderung der Verfassung in der Venetianischen Geschichte das Schließen des großen Raths (il serrar del consiglio). Befestigt wurde die neue Ordnung der Dinge durch ein Gesetz von 1319, daß gar keine Wahl mehr statt finden, sondern die damaligen Glieder des großen Raths es für immer bleiben sollten, und nach ihnen ihre Kinder. Dadurch wurde Venedig eine strenge Erbaristokratie; die Macht des Doge wurde immer geringer. In Florenz hingegen entwickelte sich die Volksmacht auf Kosten des Adels, der um diese Zeit von allen Aemtern ausgeschlossen wurde.

gnügen, daß die gefährliche Größe Mastino's zertrümmert war.

Aber freilich war es nur dieser Gefahr entgangen, nicht der Gefahr überhaupt, denn schon wuchs ein anderer Feind heran, in ähnlichen Verhältnissen und mit ähnlicher Macht. Dies war Azzo Visconti, der eben durch einen glänzenden Sieg über die räuberischen Deutschen Söldnerhaufen (die, wie die oben genannten Compagnien in Frankreich, auch hier in Italien nach jedem Frieden der bürgerlichen Gesellschaft zur Last fielen) seinen Ruhm vermehrt hatte *). Er starb zwar zu ihrem Troste in demselben Jahre (1339) aber sein Nachfolger Lucchino Visconti erbte mit seiner Macht auch seine Absichten. In den Krieg, welchen Florenz damals mit Pisa wegen des Besitzes von Lucca führte, mischte er sich zu dessen großen Schrecken ein, half den Pisanern zu Lucca, in der Hoffnung, es späterhin selbst zu gewinnen, und brachte Florenz dadurch so in Noth, daß es um sein äußeres Bestehen zu retten, beinahe seine innere Freiheit verloren hätte, indem es sich den Titularherzog von Athen, Walther **), zum Oberherrn wählte, der bald unerträglichen Druck übte. Dieser innere Feind scheiterte zwar an der noch immer frischen Liebe zur Freiheit; durch einen allgemeinen Aufstand ward seine gewaltthä-

---

*) Die Compagnie, welche Visconti schlug und ganz vertilgte, nannte sich die des heiligen Georg. Bald nachher trat eine andere auf, die sich nannte: Feindin Gottes und der Menschheit. Sie ward von einem Deutschen Herzoge Werner geführt, und bestand aus Deutschen Reitern. Sie setzte ganz Mittelitalien in Noth, indem sie ungestört umherzog, und allen kleinen Staaten große Geldsummen abpreßte.

**) Er stammte aus dem Hause der Grafen von Brienne, welchen dieses Herzogthum (Th. IV. S. 483.) zugefallen war, führte aber nur den leeren Titel, weil Catalonische Söldnerhaufen sich seines Landes bemächtigt hatten.

tige Herrschaft schnell und bald zertrümmert (1343), aber Mailands Größe wuchs immerfort. Lucchino Visconti starb 1349, und ihm folgte sein Bruder Johann, der zugleich Erzbischof von Mailand war. Mit dem Schwerte in der einen, mit dem Bischofsstabe in der andern Hand, hatte er dem Päpstlichen Gesandten, der ihn aufgefodert, das eine oder das andere fahren zu lassen, stolz und kühn erwiedert, er wolle mit dem Einen das Andere vertheidigen. Mit beiden schien er allen Mächten Italiens überlegen zu seyn, und mit größerer und sicherer Hoffnung fast als Mastino della Scala gehabt, strebte er nach nichts geringerem als nach der Herrschaft über Italien, weil die Umstände ihn mehr als je begünstigten.

Neapel war seit dem Tode Roberts und der Ermordung des Andreas (S. 298.), von der Höhe gestürzt, von welcher herab der erste und zweite Karl und Robert das Schicksal des ganzen Italiens geleitet oder bestimmt hatten. Der König von Ungern, Ludwig, war als Rächer seines ermordeten Bruders 1348 in Italien eingerückt, und ohne irgendwo Widerstand zu finden, an den Gränzen Neapels erschienen. Die Königin Johanna hatte durch ihre Verheirathung mit Ludwig von Tarent, den man für einen Mitschuldigen an dem Morde des Andreas hielt, in der Meinung noch mehr verloren. Nirgends regte sich eine Neigung, gegen den furchtbar drohenden Feind für sie die Waffen zu ergreifen, und sie schiffte sich mit ihren Freunden und ihren Schätzen ein, um in der ihr gehörigen Provence eine Zuflucht zu suchen. Ludwig ward ohne Schwertschlag Herr des Neapolitanischen Königreichs.

Aber sobald er nach Ungern zurückgekehrt war, verlangte der ewige Wankelmuth der Neapolitaner wieder

nach der geflüchteten Königin. Von den Wünschen des Volks unterrichtet, kehrte diese noch in demselben Jahre in ihre Hauptstadt zurück, und suchte mit Hülfe eines Deutschen Söldnerhaufens den Ungern die von ihnen besetzten Theile des Reichs zu entreißen. Das ganze Land erlag unter der Habsucht, Gewaltthätigkeit und Mordsucht der beiderseitigen fremden Söldnerhaufen, die, wenig geneigt sich zu bekriegen, darin einverstanden waren, das ganze Land auszuplündern. Im Jahre 1352 kam zwar ein Friede zwischen Johanna und Ludwig zu Stande, unter des Papstes Vermittlung, der nach angestelltem förmlichen richterlichen Verfahren, die Johanna für unschuldig an dem Morde des Andreas erklärt hatte. Ludwig räumte Neapel, und verschmähete 300,000 Goldgulden, welche der Papst ihm als Schadenersatz zuerkannt hatte, weil er Gerechtigkeit, nicht Gewinn gesucht. Aber Neapels Kräfte waren erschöpft. Das Land ward durch den Ungehorsam der mächtigen Barone und die grausame Habsucht der Söldnerrotten, die ihr Wesen fortwährend trieben, verwirrt, und die Regierung richtete, was ihr an Kraft und freier Selbstthätigkeit übrig blieb, auf Sicilien, das, gleichfalls auf's tiefste zerrüttet und erschöpft (oben S. 276.), eine leichte Beute zu werden schien. Die Angelegenheiten des übrigen Italiens verlor die Neapolitanische Königin ganz aus den Augen.

Von dieser Seite durfte daher Visconti keine Hindernisse für das Wachsthum seiner Macht fürchten. Er hatte sie eben wieder durch die Erwerbung des durch innere Parteiungen zerrissenen Bologna erweitert, ohne Scheu vor dem Papste, den er durch Drohungen und durch Geldsummen zu beschwichtigen wußte. Mastino della Scala, dessen Geist er noch zu fürchten gehabt hätte, starb plötzlich 1351, und seine drei Söhne erbten

seine Herrschaft, aber nicht seinen herrischen Geist. Die sämmtlichen kleinen Ghibellinischen Häupter hatte Visconti durch die Versicherung an sich geknüpft, daß es jetzt an der Zeit sey, den Guelfischen Namen zu vernichten, und der furchtbar leidenschaftliche Kampf zwischen den beiden eifersüchtigen Handelsstaaten, Venedig und Genua, lieferte endlich auch die Kräfte dieses letztern Staates in seine Hand.

Venedig und Genua, seit länger als einem Jahrhundert durch Handelseifersucht entzweit, lebten in ewigen Fehden. In den Zeiten der Begeisterung der übrigen Völker für die Wiedergewinnung des heiligen Grabes hatte sich über die irdischen Vortheile des Handels ihr Haß erzeugt. Die großen Vortheile, welche Venedig durch die Stiftung des Lateinischen Kaiserthums erworben hatte, steigerten Genua's Eifersucht noch weit höher. Mit Begierde ergriff es die Gelegenheit, den Venetianern einen tödtlichen Streich zu versetzen, und half dem Michael Paläologus auf den Thron von Constantinopel (oben S. 111.). Durch die Dankbarkeit desselben hoffte es, sich jetzt auf den Trümmern der Venetianischen See- und Handelsmacht zu erheben. Die Leidenschaften und Hoffnungen erhitzten sich immer mehr; aber indem Beide große Kräfte und reiche Hülfsmittel entwickelten, ward die Entscheidung weit hinausgeschoben; nur augenblickliche Erschöpfung erzeugte Waffenstillstände, und die gestärkten Kräfte eilten immer wieder zu neuen Kämpfen auf das Meer.

So hatte sich 1351 wieder ein Krieg entzündet, als die Genueser, um aus dem Handel auf dem schwarzen und Asowschen Meere in ihrer Niederlassung zu Caffa in der Krim größeren Gewinn zu ziehen, die Venetianischen Seefahrten nach Tana (Asow) störten. Da

Genua damals zugleich mit Aragonien über Sardinien im Kampfe war (oben S. 275.), so verstärkte Venedig seine Kraft durch die Aragonische Seemacht, wogegen die Genueser sich nicht scheuten, die damals in Asien emporstrebenden Osmanischen Türken zu ihrer Hülfe herbeizurufen. Nach einem Gefechte bei Galata, in welchem beide Theile großen Verlust an Menschen und Schiffen erlitten hatten, erfochten die Venetianer bei Algheri an der Küste von Sardinien einen so entschiedenen Sieg (1353), daß die Genueser in die größte Verzweiflung geriethen. Nicht allein durch diesen Verlust erschöpft, sondern auch im Innern durch die beiden Parteien des Adels und des Volks zerfleischt, von Hunger bedroht, indem Venedig vom Meere her alle Zufuhr sperrte, und der ihnen auf dem Lande benachbarte und auf seine Beute laurende Johann Visconti alle Ausfuhr aus seinem Staate verbot, sahen sie aus dieser vielfachen Noth keinen andern Ausweg, als den, sich in den Schutz des Mailändischen Herrschers zu begeben. So ward Visconti Herr von Genua.

Der Krieg, der bisher nur das Meer mit Blut gefärbt hatte, kam nun auch auf das Land und weckte die nie erlöschende Zwietracht in den Gemüthern der Lombardischen Herren und Städte. Venedig, das in seinem stolzen Siegsgefühl die Friedensanträge, welche Visconti durch den berühmten Petrarca thun ließ, von sich wies, kündigte Mailand den Krieg an, und zog die kleinen Herrscher in Padua, Verona und Mantua in den Streit hinein. So verbreitete sich der Kampf über beide Elemente. Allein Genua, welches unter dem kräftigen und darum wohlthätigen Einflusse seines neuen Schutzherrn, zur Ruhe und Einheit, und damit zum Bewußtsein sei-

ner

ner Kräfte zurückkehrte, entwickelte sogleich wieder eine furchtbare Macht.

Paganini Doria erschien an der Spitze einer neuen Genuesischen Flotte im Adriatischen Meere, und schreckte Venedig ganz in der Nähe mit einer Gefahr, die sich erst in der Ferne, an der Küste Griechenlands bei Porto longo, auf die Venetianische Flotte wie ein schweres Ungewitter entlud. Die Genueser erfochten hier einen glänzenden Sieg (1354). Nicht weniger glücklich widerstand Johann Visconti dem ganzen gegen ihn vereinigten Lombardischen Bunde, der durch die Anwerbung der wüthenden Söldnerrotte des Fra Moriale *) seine Macht auf dreißigtausend Mann gebracht hatte, aber nichts Wichtiges gewinnen konnte. Vielmehr stand Visconti noch eben so furchtbar wie vorher den Fürsten und Republiken, besonders den Florentinern, gegenüber, und sann auf neue Vergrößerungs-Pläne als sein plötzlicher Tod (1354) Alles veränderte.

Die nächste Folge desselben war ein Friede mit Venedig, das, durch die Niederlage bei Porto longo erschöpft und von dem mächtigen Ungerischen Könige Ludwig, der Dalmatien **) an sich reißen wollte, mit einem schweren Kriege bedrohet, Ruhe eben so sehr

---

*) Dieser Haufe bestand zum Theil aus Deutschen und anderen Fremden, zum Theil aus Italienern. Er bildete einen förmlichen kleinen, beweglichen Staat. Moriale aber herrschte mit großer Macht und Strenge; er hatte einen Rath neben sich, und allerlei Beamte unter sich, wie z. B. einen besondern Schatzmeister. Es befanden sich Männer vom besten Deutschen Adel unter ihm. Nur auf Geld und Beute ausgehend, dienten sie Keinem treu.

**) Seit dem Ende des zehnten Jahrhunderts verlor sich hier die Griechische Herrschaft. Eingedrungene Kroatische Stämme behaupteten das innere Land, die Venetianer die Seeküsten und die Inseln. Allein bald traten die Ungern auf, deren König Koloman sich das ganze Land unterwarf (1102 — 1105). Von jetzt an suchten sich Ungern und Venetianer gegenseitig zu verdrän-

wünschte, als die neuen Herrscher von Mailand, die drei Neffen des verstorbenen Erzbischofs, Matteo, Barnabo und Galeazzo Visconti, welche einem gefährlichen Sturme entgegensahen. Die Lombardischen Staaten hielten die Gelegenheit, die Viscontische Macht jetzt zu stürzen, für die günstigste. Es verbanden sich daher alle Kräfte und Mächte des obern Italiens zu gemeinsamen Angriff. Besonders thätig war der Markgraf von Montferrat, Johann II., der ihnen Asti, Novara, Chieri, Chierasco u. s. w. entriß. Das wichtige Bologna ward den Viscontis durch die Treulosigkeit ihres eigenen Dieners, des Johann von Oleggio, entzogen. Pavia vertheidigte unter der Leitung des für sein Vaterland begeisterten und begeisternden Augustinermönchs Jacob Bussolari seine Freiheit gegen sie. Genua kündigte ihnen den Gehorsam auf, und machte sich wieder selbständig. Der vom Deutschen Kaiser Karl IV. bestellte Statthalter in Italien, Bischof Marquard von Augsburg, führte gegen sie die meist aus Deutschen bestehende Söldnerrotte des Lando. Endlich trat auch noch gegen sie auf der Cardinallegat Albornoz. Der neue Papst, der Nachfolger des aus der Geschichte Ludwigs von Baiern bekannten Clemens VI. (gest. 1352), Innocenz VI., hatte ihn nach Italien gesandt, um den Kirchenstaat — den lauter kleine Herren, die Malatesta in Rimini, die Polenta in Ravenna, die Manfredi in Faenza, die Ordelaffi in Forli u. s. w. unter sich theilten und der päpstlichen Hoheit dadurch fast ganz entfremdeten — wieder zu gewinnen. Albornoz hatte schon mit ziemlichem Erfolge die meisten dieser kleinen Herren entweder ganz verjagt, oder zur

---

gen; die wichtigsten Städte, Zara, Trau, Sebenigo, Spalatro, waren damals in Venedigs Händen.

Zinspflichtigkeit gegen den Päpstlichen Stuhl gezwungen *), und trat nun um so lieber dem Bunde bei, weil die Visconti die Vertriebenen schützten und selbst nach diesen Gütern des Kirchenstaats strebten.

Die Visconti, von allen Seiten bedrohet, der besten und wichtigsten Städte beraubt, mußten, so schien es, dem gänzlichen Umsturz des mühsam aufgeführten Gebäudes ihrer Macht entgegensehen. Allein sie retteten sich durch ihre Klugheit. Es gelang ihnen, den vielköpfigen und vielsinnigen Bund aufzulösen, indem sie sich mit Einzelnen vertrugen und so zum Theil das Verlorne wiedergewannen. Ihre Macht stand daher fast ganz in ihrer vorigen Furchtbarkeit wieder da, und beide Gebieter, Galeazzo und Bernabo (Matteo war gestorben, vielleicht von seinen eigenen Brüdern vergiftet) gingen mit vereinter Kraft auf die Vergrößerung dieser ihrer Macht los. Beide waren voll betrüglicher Schlauheit in den Künsten der Unterhandlung, und Bernabo nicht ohne einige kriegerische Thätigkeit; zugleich besaßen sie reiche, mit harter und grausamer Willkühr ihren unglücklichen Unterthanen abgepreßte Schätze **), die bei der da-

---

*) Den meisten Widerstand that ihm Ordelaffi, ein wilder, grausamer und roher Tyrann. Seit 30 Jahren lebte er im Banne. Sieben Priester, die nicht gegen das Interdict handeln wollten, ließ er lebendig schinden. Seine Gemahlin, Donna Cia, glich ihm wenigstens an Kühnheit und Kraft. Sie vertheidigte mit Hartnäckigkeit Cesena gegen den Päpstlichen Legaten, von den Mauern herab. Als der Legat ihren Vater hineinschickte, ihr ehrenvolle Bedingungen anzutragen, wieß sie denselben zurück und sagte ihm, als er sie einem Manne gegeben, habe er ihr befohlen, nur diesem zu gehorchen. Nur erst als die Mauern, durch Minen untergraben, und die Treue ihrer Söldner zu wanken begannen, ergab sie sich; wobei sie Allen freien Abzug ausmachte, nur sich selbst nicht.

**) Denn außerdem waren Beide Freunde vom Bauen, und führten große, kostbare Werke auf. Für seine Jagden hielt Ber-

maligen Kriegsverfassung Italiens das entschiedenste Uebergewicht gaben.

Ihr Hauptbestreben war zunächst, Bologna wiederzugewinnen, welches Johann von Oleggio, weil er sich auf die Länge gegen Bernabo nicht halten zu können glaubte, dem päpstlichen Cardinallegaten Albornoz übergeben hatte. Dies störte aber Bernabo nicht in seinem Plane; dem Zorne und Unwillen des Papstes setzte er den frechsten Uebermuth entgegen; er mishandelte die an ihn geschickten Päpstlichen Gesandten auf das ärgste, und erpreßte nun mit noch geringerer Scheu von der Geistlichkeit die ansehnlichsten Summen. Der Nachfolger Innocenz VI., Urban V. (seit 1363), that ihn nun in den Bann, und ließ in Deutschland und Italien das Kreuz gegen ihn predigen; sein Legat Albornoz brachte einen neuen Bund der Lombardischen Herren gegen ihn zu Stande.

Die Viscontischen Brüder verzagten nicht. Galeazzo schickte die Deutsche Rotte des Lando gegen den Französisch-Englischen Söldnerhaufen, welchen der Herzog von Montferrat aus Frankreich geholt, und Bernabo leitete den Krieg gegen Romagna. Allein obgleich Beide im Kampfe nicht ganz glücklich waren, so wurden doch ihre Gegner, selbst der reiche Papst, eher erschöpft als sie, und Urban betrieb den Frieden, in welchem er Bologna nur dadurch behauptete, daß er dem Bernabo seine Rechte mit einer großen Summe abkaufte (1364).

Indem aber beide Visconti auch nach dem Frieden die umherziehenden Söldnerhaufen, an deren Spitze Bernabo's natürlicher Sohn stand, durch Geld an sich zogen

---

nabo 5000 Hunde, welche die Unterthanen erhalten mußten. Alle Monathe wurden sie zwei Mal gemustert, und wehe dem, dessen Nährlinge zu mager erfunden wurden.

und auf ihre Gegner wälzten, waren diese genöthigt von neuem in einen Bund zu treten (1368). Die Italienischen Fürsten Gonzaga, Carrara, Este, Malatesta, die Herzoge von Montferrat, auch die Königin von Neapel, verstärkten sich dies Mal mit der Kraft des Kaisers und des Papstes, welche Beide persönlich in Italien erschienen. Der Letztere verließ sogar deshalb, gegen alle Vorstellungen seiner Französischen Cardinäle und des Königs von Frankreich, das mit allen Reizen eines friedlichen Genusses lockende Avignon (1367); Karl IV. führte eine Schaar Böhmischer, Polnischer und Deutscher Krieger herbei (1368). Aber obschon die große Söldnerrotte unter Bernabo's Sohne beim Eindringen in Neapel geschlagen und fast gänzlich aufgerieben wurde, spotteten die beiden Brüder auch diesesmal ihrer Feinde, und nach einem kurzen Kriege bot der Kaiser die Hand zum Frieden, in welchem er dem Bernabo das Reichsvicariat in Mailand und seinen anderen Städten von neuem bestätigte, und ihn in alle Rechte und Vorzüge, deren er wegen seines Krieges mit der Kirche beraubt war, wieder einsetzte. Auch der Papst verließ bald darauf Italien (1370). Der Aufenthalt hier mochte ihm wenig angenehm seyn, da er der drohenden Uebermacht Bernabo's nichts entgegensetzen konnte *), indem die Aufnahme von zehntausend Mann, welche der nach einem Einflusse auf Italien lästerne Ludwig von Ungern ihm anbot, noch bedenklicher scheinen mußte, als die unruhige Geschäftigkeit und die unersättliche Herrsch-

*) Die Päpstlichen Gesandten, welche ihm die neue Bannbulle überbrachten, ließ Bernabo auf eine Brücke führen und erklärte ihnen hier, daß sie entweder in das tiefe Wasser springen, oder die pergamentne Urkunde aufessen müßten. In der Angst thaten sie das letztere.

begierde der Visconti, welche aus jeder bestandnen Gefahr nur um so kühner hervorging.

Mit seiner gewöhnlichen List bediente Bernabo sich der neuen Söldnerrotte eines Engländers Hawkwood, welche jetzt das Schrecken Italiens war, um vermittelst derselben neues Unheil zu bereiten. Vorzüglich trachtete er nach Toscana, dessen Hauptstadt Florenz in allen diesen Kriegen gegen Mailand bis jetzt neutral gewesen war, das er aber nun durch seine Maßregeln nöthigte, einem neuen Bunde beizutreten, den der Papst noch kurz vor seinem Abzuge zwischen fast allen Italienischen Staaten zusammengebracht hatte. Diese Verbindung erreichte aber eben so wenig als alle vorigen ihr Ziel, die Demüthigung der Visconti. Der kurze Krieg endigte sich mit einem Frieden (1370), der sie in dem vollen Besitze ihrer Herrschaft ließ, und also auch in der vollen Begierde nach neuen Erwerbungen. Hierzu thaten auch beide Brüder wieder Schritte. Bernabo nahm Reggio ein und bedrängte Modena; Galeazzo entriß dem Markgrafen von Montferrat mehrere Oerter *).

Diese Maßregeln der Visconti nöthigten natürlich den Bedrängten die Waffen wieder auf. Der neue Papst, Gregor XI. (denn Urban V. war gleich nach seiner Rückkunft in Avignon gestorben, 1371) machte sich zum Mittelpunkte eines abermaligen Bundes, der bessern Erfolg versprach, da Hawkwoods Englische Rotte, die wie alle Keinem treu blieb als ihrer Habsucht, in den Dienst der Verbündeten übertrat. Allein unzeitige Ränke und Gelüste der Päpstlichen Legaten beleidigten den der Kirche bisher immer so treuen Florentinischen Freistaat, so daß

*) Der bisherige Markgraf Johann II. war eben damals gestorben (1371) und sein Nachfolger unmündig.

dieser sich sogar mit Visconti verband und den ganzen Kirchenstaat zur Empörung und zum Abfall vom Papste rief. Dadurch wendete sich die Aufmerksamkeit von den Visconti ab auf diesen neuen Punkt.

Der Papst schickte die wüthendste, zehntausend Mann starke Söldnerrotte, die damals in Frankreich hausete, unter dem wilden Cardinal von Genf gegen Florenz, und schloß, um ihr den Durchzug zu verschaffen, mit Galeazzo einen Frieden. Bald darauf erschien er selbst in Italien (1376). Da aber die Florentiner nach kurzem Kampfe, zum Theil von ihren besten Bundesgenossen verlassen, zum Theil selbst ihres unnatürlichen Verhältnisses zur Kirche müde, den Frieden wünschten, schlug Gregor den Bernabo Visconti als Vermittler vor. Der während der Friedensunterhandlungen erfolgte Tod (1378) des Papstes Gregor XI. lösete das Bündniß vollends auf, und die Visconti traten abermals siegreich aus dem Kampfe.

Zugleich erhob sich im Osten Italiens, in der Nähe des Viscontischen Staats, ein Krieg, in welchen Bernabo mit Aussicht auf neue Erweiterung seiner Macht hineingezogen wurde. Zwischen Genua und Venedig entzündete sich ein neuer Kampf, der hartnäckigste von allen bisher geführten, welcher der Krieg von Chioggia genannt wird. Auf der Insel Cypern und in Constantinopel hatte die immer glimmende Eifersucht beider Staaten zuerst wieder Feuer gefaßt. In Cypern hatte ein bei der Vermählungsfeier des jungen Königs zwischen dem Genuesischen und Venetianischen Oberbeamten entstandener Streit über den Rang, der zugleich den Umfang der Macht und des Ansehns beider Staaten auf der Insel bewähren sollte, die beiden Völker bis zu blutigem Kampfe entzweit. In Constantinopel dagegen war nicht das Zeichen ihrer Macht, sondern

ein neues Mittel zur Verstärkung derselben, der Besitz der Insel Tenedos, die Veranlassung zum Zwiste.

Der Byzantinische Hof, obgleich schon von den Osmanischen Türken umringt, und fast nur noch im Besitz der Hauptstadt Constantinopel, ja in dieser selbst durch die in Pera sitzenden Genueser *) bedrängt und beschränkt, zersplitterte die wenige ihm noch übrigbleibende Kraft in schrecklichen Thronstreitigkeiten. Andronikus der Jüngere, der durch eine gewaltsame Verdrängung seines Großvaters, des ältern Andronikus (oben S. 111.), den Thron bestiegen hatte (1328), hinterließ, als er 1341 starb, einen unmündigen Sohn, Johann V., der aber zuerst durch seinen Vormund Johann Kantakuzenus, den die Ränke des Hofes aufreizten, eine Zeitlang vom Throne verdrängt, endlich gar von seinem aufrührerischen Sohn von demselben herabgestoßen wurde. Den Letztern hatten die Genueser in Pera dabei unterstützt, und sich zur Belohnung ihrer Dienste, die für die Beherrschung des schwarzen Meeres so wichtige Insel Tenedos versprechen lassen, deren Besitz ihnen jetzt um so wichtiger war, weil der verstoßene Kaiser Johann sie um dieselbe Zeit wegen einer Schuldfoderung der Venetianer den Letzteren eingeräumt hatte, die in dieser Insel ein Gegenstück zu Pera haben wollten.

So wurde nun das Meer abermals der Schauplatz eines heftigen Kampfes seiner beiden Beherrscher. Aber es blieb nicht dabei, sondern da jede der beiden Mächte sich auf alle Weise zu verstärken suchte, kam der Krieg auch auf das feste Land. Genua gewann für seinen

---

*) Sie hatten Pera sehr stark befestigt, und trotzten von hier aus den Griechischen Kaisern mit großem Uebermuth. Johann Kantakuzenus wollte sie einschränken, mußte sich aber nach Verlust seiner kleinen Flotte vor ihnen demüthigen (1349).

Bund den König Ludwig von Ungern, und den Herrn von Padua, Franz von Carrara. Der Erstere, welcher die Venetianer in einem frühern Kriege genöthigt hatte, ihm das überaus wichtige Dalmatische Küstenland vom Meerbusen Quarnero bis Durazzo abzutreten (1358), hoffte durch die fernere Demüthigung derselben um so sicherer im Besitz des Eroberten bleiben zu können. Der Letztere, der durch Gränzberührungen schon in vielfache Streitigkeiten mit den Venetianern gerathen war, und ihrer Uebermacht durch eine empfindliche Demüthigung *) hatte huldigen müssen (1374), wünschte für die Zukunft seine Sicherheit und Selbständigkeit zu befestigen. Beide verbanden sich also mit Genua zu einem Angriffe auf die mächtige Republik und das ihr zugehörige Treviso. Venedig dagegen rief den Bernabo zu Hülfe, mit der lockenden Bedingung, daß alle Eroberungen auf dem festen Lande ihm zufallen sollten.

Der Krieg eröffnete sich mit Glück für die Angegriffenen. Der große Venetianische Seeheld, Victor Pisani, griff mitten im Sturme bei Capo d'Anzo die Genuesische Flotte an, und erfocht einen Sieg (1378), der noch erfolgreicher und entscheidender gewesen seyn würde, wenn die Signorie seine Kühnheit getheilt und ihm erlaubt hätte, Genua selbst, wo auf die Nachricht von dieser Niederlage ein heftiger Zwist zwischen Adel und Volk ausgebrochen war, anzugreifen. Der Staat wollte aber lieber die Gelegenheit benutzen, um das für sein Daseyn und seinen Handel ihm unentbehrliche Dalmatien wiederzuerobern. Pisani erhielt den Befehl, gegen die wichtigsten Städte Versuche zu machen, die aber nur bei

*) Sein Sohn hatte nach Venedig gehen, und vor dem ganzen Adel und Volk, wegen der Vergehen seines Vaters öffentlich Abbitte thun müssen.

Cattaro und Sebenigo glückten, bei Zara, Trau u. a. dagegen scheiterten, und zugleich die Venetianische Flotte in einen sehr üblen Zustand versetzten. Pisani mußte sich endlich in den Hafen von Pola in Istrien zurückziehen, um von hier aus Venedig gegen etwanige Angriffe der Genuesischen Flotte zu decken. Denn diese, die unter Doria's Anführung im Adriatischen Meere erschienen war und in den Dalmatischen Häfen Trau und Zara eine sichere Zuflucht und neue bequeme Angriffspunkte gefunden hatte, drohete, den Venetianern die Zufuhr, die ihnen vom Lande her schon fast ganz abgeschnitten war, auch vom Adriatischen Meere her zu stören.

Pisani fühlte das Mißliche seiner Lage, und trug darauf an, mit seiner Flotte in Venedig einlaufen zu dürfen, um seine beschädigten Schiffe auszubessern und seine durch Krankheit und Mangel geschwächte Mannschaft wieder zu stärken. Allein die Signorie befahl ihm zu bleiben, und überlieferte ihn und sich dem unglücklichen Schicksale, welches Pisani geahnet hatte. Doria überfiel ihn (Januar 1379) in dem Hafen von Pola, und zerstörte fast die ganze Venetianische Flotte; nichts rettete sich als der heldenmüthige Pisani, der zuletzt und mit schmerzlichem Gefühl sich aus dem Kampf und den Trümmern seiner Flotte loswand. Aber diesen Vortheil zerstörte sich Venedig selbst. Pisani ward der Unvorsichtigkeit und der Nachlässigkeit angeklagt, von seinen leidenschaftlichen Richtern verurtheilt, und seine hülfreiche Kraft durch schimpfliche Ketten in dem Augenblick gefesselt, wo die siegesstolze Seemacht Genua's und ihr Bundesgenosse, Franz von Carrara, von zwei Seiten vor Venedigs Lagunen erschienen. Bald war das wichtige Chioggia (Chiozza) in den Händen der Genueser, und

der unmittelbare Angriff auf die Stadt dadurch um ein Großes erleichtert.

Das Venetianische Volk, von Schrecken und Besorgniß erfüllt, drang in die Signorie, deren Schatz leer war, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Aber Doria's stolze Antwort: „er werde nicht eher Friede machen, als bis er den vier metallenen Pferden auf dem Marcusplatze den Zaum angelegt," vernichtete alle Hoffnung von dieser Seite. In dieser Noth denkt das Volk des Einzigen, der es retten kann; Alles ruft nach Pisani; um sein Gefängniß wogt stürmischer Aufruhr. Der Senat muß ihn endlich den engen Mauern seiner Haft entreißen, und ihm das weite Meer wieder zum Spielraum geben. Ein neuer Geist durchdringt schnell Alles. Die Muthigen weihen ihre Kräfte dem Feldherrn, die Reichen ihre Schätze der Regierung, und das Glück wendet sich wieder zu Denen, die es mit Vertrauen erhoffen.

Den Genuesern mißlang der mit Franz von Carrara gemeinsam berechnete Angriff auf Venedig, und bald wurden sie selbst in ihrem Chioggia angegriffen und belagert. Ein hitziger Kampf erhebt sich um diesen Punkt; von beiden Seiten wird mit angestrengten Kräften gerungen, und die ganze Macht beider Staaten vereinigt sich endlich auf dieser Stelle, wo die Entscheidung des ganzen Krieges zu liegen scheint. Genua schickte eine neue Flotte zur Verstärkung der Seinigen; und zum Trost für die Venetianer erschien (1. Januar 1380) der wackere Carlo Zeno, der bisher mit einer andern Abtheilung der Venetianischen Flotte an den Küsten von Genua, Sicilien, in Constantinopel (wo er den Kaiser Johann V. auf dem wiedererrungenen Thron hatte befestigen helfen) und an anderen Stellen des mittelländischen

Meeres die mächtige Lebenskraft Venedigs noch der Welt gezeigt hatte, während dieses selbst schon unter den Todesstreichen seiner Feinde zu erliegen schien. Nun gewannen Pisani's Anstrengungen neue Kraft, und errangen endlich den Sieg. Die in Chioggia eingeschlossenen Genueser mußten sich ergeben.

Venedig war gerettet; das abziehende Kriegswetter entlud sich nur noch in der Ferne durch gefahrlosere Schläge über das Meer. Den Landkrieg hatten die Venetianer dadurch von sich abgeleitet, daß sie Treviso, welches Carrara und Ungern bisher belagert und das seinem Falle nahe war, an den Herzog Leopold von Oesterreich abgetreten, und dadurch den Leidenschaften ihrer Feinde einen andern Gegenstand gegeben hatten. Alle diese Umstände und die Erschöpfung beider kriegführenden Hauptmächte unterstützten die Bemühungen des Herzogs von Savoyen, welcher an einem Frieden arbeitete. Dieser kam endlich 1382 zu Turin zu Stande. Franz von Carrara gewann einige Vortheile; Ungern behielt ganz Dalmatien; Genua aber erlangte, daß die Venetianer Tenedos räumten und sich des Handels nach Tana enthielten, woraus der Genuesische Handelsplatz Caffa großen Vortheil zog.

Während so in Oberitalien ein Ungewitter beschwichtigt wurde, brach in Rom ein anderes aus, dessen Wirkungen bald in der ganzen abendländischen Christenheit gefühlt wurden. Der Papst Gregor XI., den wir oben von Avignon nach Rom ziehen sahen, um dem Uebermuthe der Visconti desto mehr Widerstand leisten zu können, war bald nach seiner Ankunft gestorben (1378). Das Römische Volk höchst mißvergnügt und aufgebracht über den Verlust an Ehre und Geld, welchen die Abwesenheit der Päpste verursachte, beschloß diese Gelegenheit zu

benutzen, um sich einen Römischen oder wenigstens Italienischen Papst zu erzwingen. Geschreckt und geängstigt durch die drohende Volksbewegung, mußten die Cardinäle, die meist Französischer Abkunft waren, dem Drange nachgeben, und der bisherige Erzbischof von Bari ward unter dem Namen Urban VI. zum Papst gewählt.

Allein an der Strenge und Härte dieses Mannes nahmen die Französischen Cardinäle bald Anstoß. Sie sehnten sich nach ihrem Avignon zurück, und beschlossen, ermuntert von dem Französischen Könige Carl V. und des Schutzes der Neapolitanischen Königin Johanna versichert, einen neuen Papst zu wählen. Diesen Entschluß führten sie zu Fondi aus, und ein Franzose ward als Clemens VII. von ihnen auf den Päpstlichen Stuhl erhoben.

So war der Grund zu der großen und gefährlichen Kirchentrennung (Schisma) gelegt, deren erschütternde Folgen wir weiter unten erzählen werden; hier soll nur noch des Einflusses erwähnt werden, welchen dieser Vorgang auf das Schicksal Neapels hatte. Urban VI. wüthete gegen die Königin Johanna, die zuerst den wählenden Cardinälen, dann dem erwählten Gegenpapst, ehe er nach Avignon zog, in ihrem Staate einen Zufluchtsort gewährt hatte. Er beschloß sich an ihr zu rächen, und fand ein bereites Werkzeug dazu an dem Neapolitanischen Prinzen Karl den Kleinen.

Dieser Fürst, der in der Gunst und dem Dienste des mächtigen Königs Ludwig von Ungern stand, war der nächste Erbe *) der Königin Johanna, welche trotz ihrer viermaligen Vermählung ohne Nachkommenschaft war; die Königin hatte ihn auch schon als ihren Erben

*) S. oben (S. 298.) die Stammtafel.

und Nachfolger anerkannt. Aber er schien zu fürchten, daß der vierte Gemahl derselben, Otto von Braunschweig, ein Mann von ausgezeichneter Kraft und Tüchtigkeit, sich in dem Reiche befestigen und die Nachfolge an sich reißen möchte. Er nahm also die Auffoderung des Papstes, der Johanna ihres Throns verlustig erklärte, mit Begierde an, und rückte, von dem Könige Ludwig von Ungern unterstützt, gegen das Königreich Neapel an.

Die unaufhörlichen Unruhen und Zwistigkeiten unter den Baronen erleichterten ihm die Eroberung. Der Prinz Ludwig von Anjou, ein Bruder des Königs Carl V. den Johanna in der Noth an Kindesstatt annahm und ihn zum Nachfolger berief, konnte nicht schnell genug zu Hülfe eilen; Otto ward besiegt, und Johanna bald genöthigt, sich den Händen ihres Feindes zu überliefern. Karl schonte ihrer im Anfange, in der Hoffnung, sie solle ihm durch ihre Erklärung die Krone von Neapel bestätigen und die Herrschaft über die Provence verschaffen. Aber Johanna verabscheute ihn, und da er seinen Zweck nicht erreichte, ließ er sie umbringen (1382). Er behauptete das errungene Königreich gegen Ludwig von Anjou, der endlich mit einer bewaffneten Macht in Neapel einrückte (1382), mußte ihm *) aber die Provence lassen.

Statt nun auf die Befestigung seiner Herrschaft zu denken, gegen welche eine Französische Partei im Innern heimlich, das Haus Anjou von Außen öffentlich fortwirkten, folgte Karl einem Rufe, der ihm von Ungern her kam. Hier war der in der bisherigen Erzählung

*) Oder vielmehr seinem Sohne, denn Ludwig war in Italien gestorben.

oft genannte König Ludwig gestorben (1382) einer der berühmtesten und größten Herrscher dieses Reichs. Aus seinen kräftigen Händen kam das Ruder in die einer Frau, seiner Wittwe Elisabeth, welche die Vormundschaft über ihre zur Nachfolge bestimmte und mit Siegmund (einem Sohne Kaiser Carls IV.) verlobte Tochter Maria führte. Auf sie hatte der Palatinus Nicolaus von Gara großen Einfluß, dessen Maßregeln aber, besonders seine Strenge, viel Mißvergnügen und Widersetzlichkeit veranlaßten.

Die Unzufriednen riefen Karln herbei, dem Ludwig schon auf den Fall, daß er ohne Kinder sterben würde, die Nachfolge versprochen hatte. Er folgte dem Rufe und unternahm es, da herrschen zu wollen, wo er nur den Leidenschaften Anderer dienen sollte. Vergebens hielt ihn seine schöne Gemahlin Margarethe zurück, er hoffte mit den Kräften Ungerns Neapel desto sicherer gegen seine Feinde zu behaupten. Ohne Hinderniß gelangte er nach Ungern (1385), das Sigismund verließ, aber Elisabeth und Maria nicht räumen wollten. Beide Parteien dachten einander zu überlisten. Karl wurde von den beiden Königinnen mit Freundlichkeit aufgenommen; sie schienen seinen Versicherungen, daß er bloß aus Dankbarkeit gegen Ludwig der Tochter das Reich gegen ihre Feinde retten wolle, Glauben beizumessen; den Namen eines Statthalters, womit er sich zuerst begnügt, ehrten sie durch Demuth; den Titel eines Königs, den ihm sein Anhang auf der Reichsversammlung verschafft, bestätigten sie gleichsam durch ihre Gegenwart bei seiner Krönung. Dadurch hatte ihre List über sein Mißtrauen gesiegt, und ohne Besorgniß begab er sich zu den Königinnen, die ihn unter dem Vorwande, ihm Briefe von Siegmund mitzutheilen, einluden. Während ihn hier

der Palatin von Gara und die Königin Elisabeth durch ein Gespräch beschäftigten, versetzte ihm der Oberschenk Forgacz von hinten mit einem verborgen gehaltenen Schwerte einen tödtlichen Hieb in den Kopf (13. Jan. 1386). Für Neapel zunächst entstand dadurch ein Zeitpunkt neuer Verwirrungen, da Karl nur einen unmündigen Sohn, Ladislaus, hinterließ, gegen den das Haus Anjou mit großer Hoffnung den Kampf begann.

So war um diese Zeit fast ganz Italien entweder verwirrt oder geschwächt. Denn Genua hatte in dem letzten Kriege seine Kräfte bis zur Ohnmacht erschöpft, und die dazu kommenden Schwankungen seiner innern Verfassung brachten es allmählig von seiner ehemaligen Höhe *) immer mehr zur Unbedeutenheit herab. Venedig fand zwar in der kräftigen Beharrlichkeit und weisen Besonnenheit seiner bürgerlichen Einrichtung Mittel, sich wieder zu sammlen; dagegen schien es durch den letzten Krieg wieder vom festen Lande auf das Meer zurückgedrängt, auf welchem es durch die bald nach dieser Zeit erfolgenden Erwerbungen von Corfu, Argos, Napoli di Romania und anderen Orten, immer tiefer und fester wurzelte.

Unter diesen Umständen schienen die Visconti, befreit von jedem bedeutenden Nebenbuhler, sich ihrem stolzen oft schon angestrebten Ziele nähern zu können. Die alternde Kraft der beiden Brüder wurde auch schon durch die frische Jugend des im Wollen und Handeln gleichgesinnten Johann Galeazzo, der seinem Vater Galeazzo

---

*) Wie mächtig Genua war, zeigen die Worte Petrarca's in einem Briefe über die oben erwähnte Schlacht bei Algheri: „Das Meer sah's und staunte; glaubte ich doch nicht, daß Genua besiegt werden könnte!"

leazzo seit 1378 gefolgt war, ersetzt, und ihr Glanz durch Verbindungen mit alten fürstlichen Geschlechtern erhöht. Johann Galeazzo selbst war vermählt mit der Tochter des Königs Johann von Frankreich, der, um sein Lösegeld an England bezahlen zu können, mehr auf die Schätze des Mailändischen Herrschers gesehen, als auf den Tadel seiner Zeitgenossen gehört hatte *). Desselben Schwester heirathete den Englischen Herzog Lionel von Clarence, den Bruder des schwarzen Prinzen, und Bernabo's zwei Töchter wurden die Gemahlinnen zweier Enkel des Kaisers Ludwig **). Alles dieses belebte den Ehrgeiz des Viscontischen Hauses mit neuer Hoffnung. Niemand war mächtig genug, ihnen Schranken zu setzen, und daß es die Kaiser nicht einmal versuchten, werden die folgenden Abschnitte lehren.

---

28. Deutschland unter Karl dem Vierten.

(1347 — 1378.)

Der Zwiespalt zwischen Kirche und Reich, und der Kampf der Parteien in dem letztern, wurde durch den Tod des Kaisers Ludwig nicht sogleich geendigt; Haß und Furcht blieben noch in den Gemüthern. Die Städte, die als treue Anhänger Ludwigs dem Gegenkönige Karl und der Kirche getrotzt, fürchteten für ihre Freiheiten und Rechte; das Haus des verstorbenen Kaisers war besorgt um die Vortheile, welche es unter der eben geendigten Regierung

---

*) Man sah in den 100,000 Goldgulden, welche Galeazzo an Johann zahlte, einen förmlichen Kaufschilling.

**) Aus einer dieser Ehen stammte die in der Französischen Geschichte berüchtigte Königin Isabeau, die auch in ihrem Betragen mehr das Italienische als das Deutsche Blut verrieth.

erworben hatte. Beide mußte der neue König gewinnen und beruhigen, wenn er den Thron behaupten wollte.

Karl lösete diese Aufgabe schnell und bald in seiner Weise. Als Kind mit seiner Mutter von einem argwöhnischen Vater im Kerker gehalten, dann am Französischen Hofe erzogen, und durch eigene Anschauung mit dem Wesen des Päpstlichen Hofes bekannt, endlich schon als sechszehnjähriger Knabe von seinem Vater mitten unter die Italienischen Ränke gestellt, hatte er weniger jene ritterliche, kampflustige und abenteuerliche Sinnesart seines Großvaters Heinrich oder seines Vaters in sich entwickelt, als vielmehr eine große Besonnenheit und kluge Gewandtheit, Menschen und Verhältnisse zu seinem Vortheile zu behandeln. So bestand er denn auch diesen Kampf weniger mit den Waffen als durch geschickte Leitung der Unterhandlungen.

Die Städte ließen sich am ersten durch Versicherungen gewinnen, die er ihnen wegen ihrer Reichsfreiheit ausstellte; und so hatte er ganz Schwaben für sich, da die dortigen Landherren, besonders Eberhard von Würtemberg, sich schon für ihn erklärt hatten. Auf der andern Seite verband sich das Haus Oesterreich mit ihm, da beide einen gemeinsamen Vortheil hatten. So vereinzelte er schon seinen Hauptfeind, das Baierische Haus, das mit dem größten Eifer an seinem Untergange arbeitete, und sich aus allen Kräften bemühete, einen Gegenkönig aufzustellen.

Man fiel zuerst auf Eduard, König von England, der durch seine Macht, seine persönliche Tüchtigkeit und sein feindliches Verhältniß zu Frankreich am geschicktesten dazu zu seyn schien. Die Kurfürsten von der Pfalz, von Brandenburg und Sachsen-Lauenburg und der vom Papste abgesetzte Erzbischof von Mainz (oben S. 299.) wähl-

ten ihn auch auf einer Zusammenkunft zu Oberlahnstein. Allein Eduard, der vielleicht des Schicksals König Richards von Cornwallis eingedenk war, und erkannte, wie schwankend ein auf die Leidenschaften einer Partei gegründeter Thron seyn mußte, war bedenklich. Karl ermangelte nicht ihn in dieser Bedenklichkeit, die das Parlament theilte, zu bestärken; er schickte zu diesem Behufe den jungen Grafen von Jülich, Eduards Neffen, zu ihm, und dies hatte den gewünschten Erfolg. Der Englische König, überdieß noch mit dem Kriege gegen Frankreich beschäftigt, schlug die angetragene Krone aus. Dadurch von einer bedeutenden Sorge frei, konnte Karl sich ungehinderter gegen das Baierische Haus selbst wenden, das eben damals mit einem Trugbilde, dem der vielfältige Haß gegen dasselbe Leben verlieh, einen gefährlichen Kampf bestand. Es trat nämlich ein Mann auf, welcher behauptete, jener seit 1319 todt geglaubte Markgraf Waldemar von Brandenburg (oben S. 281.) sey nicht gestorben, sondern ein Anderer statt seiner zum Schein begraben; er selbst sey es, der jetzt aus dem gelobten Lande zurückkehre, wohin er von Gewissensunruhe getrieben, eine Pilgerreise gemacht habe. Er komme jetzt, sein, fremden und nicht freundlich gesinnten Herren zu Theil gewordenes Land aus der Schmach und dem Druck zu retten. Höchst wahrscheinlich war dieser falsche Waldemar von den Fürsten von Anhalt und Sachsen, welche die Entziehung des ihrem Stamme gebührenden Kurfürstenthums noch immer nicht verschmerzen konnten, aufgestellt. Einer Sage nach war er Knecht am Hofe Waldemars und in der Folge zu Hundeluft unweit Zerbst Müller gewesen, und hieß Jacob Rehbock.

Am Hofe des Erzbischofs von Magdeburg trat er zuerst auf, und von hier aus suchte er die gegen die

Baierische Herrschaft schon längst aufgeregten Gemüther durch Versprechungen zu gewinnen. Der Erfolg war glänzend. Viele Geistliche, Ritter und Städte erklärten sich für ihn. Als er endlich selbst im Lande erschien (Aug. 1348), ward er überall mit Jubel empfangen. Bald hatte der Kurfürst Ludwig in den Marken nur noch die Städte Spandau, Briezen (daher Treuenbriezen) und Frankfurt, und einen kleinen Theil des Adels auf seiner Seite. Mit einem von Mecklenburgern und Sachsen verstärkten Heere rückte der falsche Waldemar auf Frankfurt los, wo Ludwig sich selbst befand, um den Eingang zur Neumark zu verfechten.

Unter diesen Umständen eilte nun auch Karl, diesen seinen Absichten so günstigen Feind des Wittelsbachischen Hauses zu unterstützen. Er kam selbst in das Lager desselben bei Heinrichsdorf auf dem Wege nach Frankfurt, und nachdem er sich durch die Aussage der gegenwärtigen geistlichen und weltlichen Fürsten und Herren von der Aechtheit desselben hatte überzeugen lassen, ertheilte er ihm die feierliche Belehnung mit Brandenburg. Doch die Absichten der Verbündeten erreichten nicht so schnell ihr Ziel. Der Kurfürst Ludwig widerstand in Frankfurt dem feindlichen Heere, nöthigte es zum Rückzuge, und rettete dadurch nicht allein die Neumark, sondern gewann auch einen Theil des Verlorenen wieder.

Sobald er dadurch etwas Luft bekommen, erneuerte er, und zwar jetzt mit um so größerer Erbitterung, seine alten Versuche, den König Karl durch Aufstellung eines Gegners vom Throne zu stoßen. Er wandte sich zuerst an den Markgrafen von Meißen, seinen Schwager. Aber dieser, kränklich und schwach, schlug die dargebotene Krone aus, und zog den sichern Gewinn von zehntausend Mark,

welche Karl bot, dem unsichern Glanze, mit welchem Ludwig lockte, vor.

Da kein anderer von den mächtigeren Fürsten sich in das gefährliche Spiel einlassen wollte, so schob Ludwig endlich den Grafen Günther von Schwarzburg vor, der bei seinem Vater, dem verstorbenen Kaiser, in Krieg und Frieden vielfach gebraucht und ein zu allen kühnen Unternehmungen aufgelegter und in vielen Kriegshändeln erprobter Mann war. Er nahm die Krone an, nachdem die vorher schon genannten dem Baierischen Hause ergebenen Kurfürsten auf sein ausdrückliches Verlangen versprochen hatten, ihn ohne Simonie und um Gotteswillen zu wählen, ihm Beistand zu leisten und sich ohne seine Einwilligung weder mit Karl noch mit dem Papste zu vertragen. Sein Kriegsruhm, seine baaren Schätze, die Früchte vieler glücklichen Kämpfe, und die Gunst seiner Anhänger, versammelten bald seine alten Waffengenossen und andere kriegslustige Schaaren um ihn, und keck rückte er in das Feld, um mit der Tapferkeit, die er bisher in Anderer Dienste gezeigt, sich selbst die Krone zu erstreiten. So wenig fürchtete er, seinem Mitbewerber auf diesem Wege zu begegnen, daß er, als Karl Cassel bei Mainz zum Sammelplatz seiner Schaaren bestimmte, an demselben Orte gleichsam zum Spotte ein Turnier anordnete.

Allein sein Gegner kämpfte gegen ihn mit anderen Waffen, als er zu handhaben verstand. Karl untergrub den Boden, auf dem Günther fest zu stehen glaubte, nämlich die Treue seiner Anhänger. Zuerst gewann er den Pfalzgrafen Rudolf, dessen Tochter er seine Hand bot. Dadurch eröffnete er sich den Weg zur weitern Aussöhnung mit dem ganzen Baierischen Hause, so daß Günther bald von Allen verlassen ganz allein da stand.

Zwar würde Günther auch jetzt nicht gewichen seyn, sondern, erbittert über diese verrätherischen Künste, noch länger seiner Tapferkeit vertraut haben, wenn nicht seiner kühnen Seele auch der eigne Körper ungetreu geworden wäre. Er erkrankte plötzlich, und obgleich dieß in einem Jahre geschah, wo eine fürchterliche Pest *) ganz Europa durchzog und fast die halbe Bevölkerung von Deutschland wegraffte, so wurde es doch den giftmischenden Künsten **) seiner Feinde zugeschrieben, welche den Vortheil davon zogen.

Denn nun vertrug sich Günther mit Karl zu Eltvil, und überließ ihm gegen eine Summe von 20,000 Mark Silbers seine Ansprüche auf die Krone, deren Glanz nur seinen Tod noch verherrlichte; denn als er bald darauf am 14. Juni 1349 zu Frankfurt starb, ward ihm ein feierliches Leichenbegängniß gehalten, wobei zwanzig Reichsgrafen seine Bahre trugen und Karl selbst mit vielen anwesenden Fürsten folgte. Wer fremden Leidenschaften und ihren Zwecken dient, fällt sicher zum ersten Opfer; so warnt seine Geschichte.

Ueber diese Zwecke verglichen sich seine ehemaligen Freunde und Feinde nun noch förmlicher auf einer Zu-

---

*) Die Erscheinungen dieser großen Pest und ihre Wirkungen auf die Gemüther in Italien hat Boccaccio in der Einleitung zu seinem Decamerone vortrefflich beschrieben. In Deutschland wirkte sie in den Gemüthern theils einen blutgierigen Haß gegen die Juden, deren in Oesterreich, Franken und in den Rheinländern Viele erschlagen wurden, theils einen Hang zu blutiger Selbstzerfleischung, wie die in großen Haufen umherziehenden Geißler sie unter Absingung von Bußliedern an sich übten.

**) Man beschuldigte den berühmten Frankfurtischen Arzt Freidank, der ihm das Gift in einem Heiltranke (also war Günther schon krank) gereicht haben soll. Die Verschiedenheit der Sage macht sie noch verdächtiger. Doch wird in Günthers Grabschrift, so viel sich aus den verblichenen Worten lesen läßt, darauf angespielt.

sammenkunft zu Bautzen. Karl entsagte allen Ansprüchen auf Tyrol, Kärnthen und Görz, wogegen Ludwig die ehemals zu Brandenburg gehörige Oberlausitz an Böhmen überließ. Ueberdieß versprach der König, dem Kurfürsten die Belehnung mit der Mark Brandenburg zu ertheilen, indem er sich durch eine zum Schein angestellte abermalige Untersuchung von der Unächtheit des vorgeblichen Waldemar *) hatte überzeugen lassen; er wollte sich auch bemühen, die Aufhebung des Bannes bei dem Papste zu bewirken, zu dessen Verdrusse er sich, auf ausdrückliches Verlangen Ludwigs, noch einmal mußte wählen und krönen lassen.

Nun wollte Karl zu der Deutschen Krone auch noch den Glanz der Kaiserkrone fügen, und beschloß deshalb seinen Römerzug anzutreten. Wir haben schon vorher den verwickelten Zustand Italiens kennen gelernt und die Macht des Viscontischen Hauses; es wird daher nicht auffallen, daß ein so besonnener Geist wie Karl, dem zugleich seines Großvaters und seines Vaters Schicksal vorschwebte, bei diesem Römerzuge nichts weiter suchte als den nächsten Zweck. Diese berechnende Staatskunst, die Kleines durch kleine Mittel zu erlangen suchte, war jetzt an die Stelle der großartigen Bestrebungen der Hohenstaufen getreten.

Mit einer kleinen Schaar brach Karl 1354 auf. In Mailand ließ er sich von den Visconti festlich empfangen und bewirthen, statt sie, wie die Gegner derselben hofften und wünschten, zu bekriegen; er nahm die Lombardische Krone, mit welcher er feierlich in der Kirche des heiligen Ambrosius gekrönt wurde, fast als

---

*) Dieser räumte die Mark indeß erst 1355. Die Fürsten von Anhalt gaben ihm einen Zufluchtsort, und erhielten ihn bis an seinen Tod.

ein Geschenk der Mailändischen Herren, die viele tausend Reiter und Fußgänger vor seinem Zimmer in Mailand vorüberziehen ließen, dem Vorgeben nach, ihn zu ehren, in der That aber, ihm den Unterschied zwischen ihrer Macht und seinem Titel zu zeigen. Eben so empfing er die kaiserliche Krone zu Rom am ersten Ostertage des Jahres 1355, wie ein Geschenk des Papstes, dem zu gefallen er die Römer abwies, welche ihm die Oberherrschaft über ihre Stadt antrugen, und noch am Abend desselben Tages Rom verließ, weil er, unter vielen anderen Versprechungen, die er dem heiligen Stuhle gethan als er durch dessen Einfluß gewählt wurde, auch gelobt hatte, nicht länger als einen Tag in Rom zu bleiben, und sich desselben nicht zu bemeistern. Diese Ursache gab er wenigstens an; die wahre scheint gewesen zu seyn, daß er der Zudringlichkeit der Römer entgehen wollte.

Nachdem er so den Zweck seines Römerzuges erreicht, verließ er Italien, beladen mit den Verwünschungen aller Derer, die ihn weder für ihre Leidenschaften, noch, wie Petrarca, für ihre Träume, hatten gewinnen können, und mit den Gaben Derer, welche der Reliquie des Römischen Kaisertitels noch opferten, wie die Florentiner, welche sich mit 100,000 Goldgulden von dem Bann und der Acht loskauften, welche einst sein Großvater Heinrich VII. über sie ausgesprochen hatte. Indem er es auf diese Weise verschmähte, in Italien nach eingebildetem oder gefährlichem Ruhme zu streben, beschloß er bei seiner Rückkehr, sich um Deutschland ein Verdienst zu erwerben, wie es die Zeit und die Umstände möglich machten.

Dies geschah durch die Bekanntmachung der goldenen Bulle. Auf zwei Reichstagen, zu Nürnberg (Januar 1356) und zu Metz (December 1356) wurde

dieses Reichsgrundgesetz zu Stande gebracht, dessen Hauptzweck dahin ging, die Quellen zu verstopfen, aus denen bisher bei den Kaiserwahlen so viel Zwiespalt und Unruhen entstanden waren. Es wurde daher in dieser berühmten Urkunde nicht allein die ganze äußerliche Feierlichkeit der Wahl festgesetzt, sondern vor allem die Verhältnisse der zu derselben Berechtigten, die der Kurfürsten, deren Unbestimmtheit bisher Streit erzeugt hatte, gesetzlich geordnet. So war bis jetzt die Führung der Kurstimme immer streitig gewesen, theils zwischen den verschiedenen Zweigen kurfürstlicher Häuser, wie zwischen Sachsen-Lauenburg und Sachsen-Wittenberg, theils zwischen den verschiedenen Gliedern einer Familie, wie damals in der Pfälzischen zwischen Ruprecht dem ältern und dem jüngern; oder sie hing von willkührlichen Verträgen ab, wie im Brandenburgischen Hause sich Ludwig der Aeltere die Kurstimme vorbehalten hatte, als er seinem Bruder das Land überließ, oder wie im Baierischen, wo Kaiser Ludwig eine Abwechselung in der Stimmführung zwischen Pfalz und Baiern festgesetzt hatte. Es wurde jetzt bestimmt, daß die Kurstimme nur an dem unzertrennlichen Kurlande nach dem Erstgeburtsrecht haften sollte, die streitige Sächsische an Wittenberg, und die Baiersche an der Pfalz. Die Kurfürsten, „die sieben Leuchter, wie es im Eingange heißt, welche das heilige Römische Reich in Einheit des heiligen Geistes erleuchten sollen," wurden vorzüglich vor den anderen Fürsten hervorgehoben und ihre Vorrechte gesetzlich bestimmt. Von ihrer Einigkeit und ihrem Einflusse erwartete Karl vorzüglich den ruhigen und gesetzlichen Bestand des Reichs. Aber durch die einseitige Begünstigung der Kurfürsten gegen die übrigen Reichsstände konnte dieser Zweck nicht erreicht werden. Das seit dem Falle der Hohenstaufen

tief gesunkene, durch Rudolf und Albrecht von Habsburg wieder einigermaßen gehobene, unter den Zerrüttungen der vorigen Regierung aber von neuem erschütterte Ansehn des Reichsoberhaupts hätte durch Gesetze begründet, das ganze Verhältniß der immer mehr zur Unabhängigkeit emporwachsenden Fürsten zum Deutschen Könige fest bestimmt werden müssen, wenn die goldene Bulle ein wahrhaftes Reichsgrundgesetz hätte werden sollen. Aber Karl versprach sich weder von dem Kampfe, den ein solcher Versuch herbeigeführt haben würde, einen glücklichen Ausgang, noch war er seiner Gemüthsart nach zu Wagnissen geneigt. Destomehr gefiel er sich in dem außerordentlichen Prunke, mit welchem er die Feier der Bekanntmachung seiner goldenen Bulle zu Metz beging. Wichtiger als alle Bestimmungen dieses Gesetzes war es fast, daß die Bestätigung des von den Kurfürsten gewählten Königs von Seiten des Papstes nicht darin erwähnt, und also stillschweigend für eine Anmaßung erklärt wurde. Noch waren Karls Absichten zwar gegen die Verbindungen gerichtet, welche die Städte zum Aerger der Fürsten und Herren mit mittelbaren Ständen und abhängigen Personen eingingen. Deswegen verbot er in der goldenen Bulle bei strenger Ahndung die Aufnahme von dergleichen Personen, besonders der sogenannten Pfahlbürger, wie man die nannte, welche sich zu Bürgern in Städten aufnehmen ließen, ohne doch in denselben zu wohnen. Allein diese Verbote erreichten ihren Zweck nicht. Noch war, besonders in den oberen Landen, der Kampf zwischen Fürsten, Adel und Städten, an welchem Karl selbst als Partei Theil nahm, und der in der Geschichte der nächsten Regierung mehr zur Anschauung kommen wird, zu frisch und mächtig, als daß die losen Fäden eines kaiserlichen Verbots die ringenden

Kräfte hätten bändigen können. Die Städte, welche für ihre Freiheit und ihr Daseyn kämpften, suchten eben so wie der niedere Adel in Verbindungen ihre Kräfte gegen die Fürsten zu stärken, welche, wie besonders die Grafen von Würtemberg in Schwaben, auf Kosten der Städte und des Adels an der Vergrößerung ihrer Hausmacht arbeiteten.

Dies Streben nach Vergrößerung ging übrigens durch ganz Deutschland, und erregte die mannichfachsten Bewegungen auch unter den Fürsten selbst. Jeder benutzte die Gelegenheit dazu oder führte sie herbei, und daß die Kaiser selbst darin am thätigsten waren, hat die Geschichte derselben seit Rudolf von Habsburg bewiesen. Karl folgte diesem Beispiele, und war glücklicher darin als irgend Einer. Die wichtigste Erwerbung, die er machte, war die der Mark Brandenburg, welche, mit so vieler Mühe und Schwierigkeit von Kaiser Ludwig erworben, nur kurze Zeit bei seinem Geschlechte blieb *). Nach dieses Kaisers Tode hatten seine sechs Söhne die väterlichen Länder getheilt; zwei derselben, Ludwig der Römer und Otto, waren damals im Besitz der Mark Brandenburg. Eine Spannung, die zwischen ihnen und ihrem Bruder Stephan in Niederbaiern herrschte, benutzte Karl, um sich von Beiden die Erbfolge auf den Fall ihres kinderlosen Abgangs versprechen zu lassen. Dieser Fall war nahe daran einzutreten, da Ludwig ohne Erben starb (1365), und Otto in einer kinderlosen Ehe mit der Tochter des Kaisers, Anna, lebte.

*) Auch Tyrol, um welches Ludwig die Ruhe seines Lebens zum Theil aufgeopfert hatte, ging eben so bald verloren. Margarethe Maultasche, die ihren Gemahl Ludwig den Aeltern und auch ihren einzigen Sohn Mainhard überlebte, schenkte nach dem Tode des Letztern (1363) diese ihre Herrschaft dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, einem Sohne Albrechts des Weisen.

Aber Otto, ein Fürst ohne Kraft und Selbstthätigkeit, wie es sein Beiname der Finne oder Faule bezeichnet, und von fremden Einflüssen abhängig, bereuete seinen Vertrag mit Karl, und traf schon Anstalten, die Mark seinem Hause zu erhalten. Doch Karl, der auf Otto's Kraftlosigkeit und Untüchtigkeit rechnete, eilte sogleich mit einer bewaffneten Macht nach Brandenburg (1373), und zwang den schwachen Kurfürsten, ihm noch bei seinen Lebzeiten gegen ein Jahrgehalt das Land abzutreten.

An diese Eroberung schloß sich der schon früher erlangte Besitz der Ober- und Nieder-Lausitz, welche letztere Karl mit Erlaubniß der Brandenburgischen Kurfürsten, von dem Markgrafen von Meißen als Pfandinhaber eingelöset hatte. Endlich hatte er schon früher den Plan seines Vaters Johann vollendet, alle Schlesische Fürsten in Lehnsabhängigkeit von seinem Hause zu bringen, indem er sich zum dritten Male mit der Erbtochter des Herzogs Bolko II. von Schweidnitz und Jauer, der allein noch seine Unabhängigkeit behauptete, vermählte, und dadurch den künftigen Heimfall dieser beiden Fürstenthümer an sein Haus bewirkte.

Alle diese Erwerbungen verleibte er seinem geliebten Böhmen ein, und in diesem Ganzen, besonders in dem letztern Lande, entwickelte Karl als Regent Eigenschaften, deren ersprießlichen Wirkung Deutschland aus den oben schon angedeuteten Gründen sich nicht zu erfreuen hatte *). Die höchste Sicherheit im ganzen Umfange seines Erbreiches, und der innere Frieden, war das erste was er bezweckte und erreichte. Er selbst durchzog das Land, und bemächtigte sich der Burgen, von

*) Quamvis autem modicam pacem Germanis, magnam tamen procurat Bohemis, sagt Albrecht von Strasburg.

denen aus durch Räubereien die öffentlichen Wege unsicher gemacht wurden. In dem Schooße dieser innern Sicherheit sollte der Handel und Verkehr blühen, wozu er die zweckmäßigsten, und als auch Brandenburg erworben war, die umfassendsten Anordnungen traf.

Aber neben und über den irdischen Schätzen wurden auch die geistigen nicht vergessen. Fromm in dem Sinne seiner Zeit machte er viele geistliche Stiftungen, und sammlete heilige Reliquien für seine Böhmischen Kirchen; selbst gelehrt und wissenschaftlich gebildet *), gründete er zu Prag eine hohe Schule, die älteste in Deutschland (1347), „damit seine Böhmen nicht mehr genöthigt würden, ihren unabläßigen Heißhunger nach den Früchten der Wissenschaft durch Betteln bei den Ausländern zu stillen."

So blühete von allen seinen ihm unmittelbar unterworfenen Ländern vorzüglich Böhmen herrlich auf; aber er schien zu ahnen, daß sein Nachfolger in seinem Sinne nicht fortfahren würde, und noch kurz vor seinem Ende, als er von seinem Prager Schlosse herab auf die Stadt blickte, sagte er mit Thränen in dem Auge: „ich fürchte, daß meine Söhne die Böhmen um der Deutschen willen hassen werden; wüßte ich welcher, er sollte von meiner Hand den Tod empfangen". Leider endete auch mit seinem Leben (1378) die ruhige und glückliche Entwicklung für Böhmen. Die Regierung seines ältesten Sohnes Wenceslaus, der dieses Königreich nebst Schlesien erhielt (die Mark Brandenburg bekam der

---

*) Er sprach Lateinisch, Französisch und Italienisch, schrieb einen Commentar über die Bibel u. s. w. Als er einst einer Prüfung der Studirenden beiwohnte, und seine ungeduldigen Hofleute nach dem Essen verlangten, verwies er sie zur Geduld, und sagte, dies sey seine Lieblingsspeise.

zweite, Siegmund; die Lausitz der dritte, Johann) war in jeder Hinsicht verderblich und störend, und eben so wenig für die Böhmen ersprieslich, als für die Deutschen, die ihn noch bei Karls Lebzeiten auf dessen Wunsch als seinen Nachfolger anerkannt hatten.

---

29. Cola di Rienzi.

Indem wir hier die Erzählung der Deutschen und Italienischen Geschichte abbrechen, um zu Frankreich und England zurückzukehren, mögen noch zwei Abschnitte folgen, die zur Vervollständigung des Gemäldes dienen, welches wir bisher von dem Italienischen Leben zu entwerfen versucht haben.

Während Italien so wie alle übrige Staaten dem Drange der Entwicklung folgte, und der Zukunft ahnend entgegenging, erwachte doch von Zeit zu Zeit in den Gemüthern die große Vergangenheit, welche einst auf Italienischem Boden gewurzelt hatte, besonders da jetzt die alte Literatur neu auflebte und sie Allen näher rückte. Es war vorzüglich Rom, welches diese, Altes und Neues in bunter Vermischung zusammenfassende Schwärmerei nährte, und Cola (Nicolaus) di Rienzi, der sie am kühnsten ins Leben führte.

Dieser Mann war in dem niedrigsten Stande geboren, denn seine Mutter war eine Wäscherin. Aber zwischen den Trümmern der untergegangenen Römischen Herrlichkeit wurde sein empfänglicher Sinn früh mit großen Erinnerungen erfüllt; aus den Schriften des Livius, Cäsar, Seneca und Cicero lernte er den Geist jener Zeit kennen, und erhielt zugleich für seine Begeisterung Sprache und Ausdruck. Er gewann auch dadurch

so viel Ansehn und Bedeutung, daß, als die Stadt Rom eine Gesandtschaft nach Avignon an den Papst schickte, um ihn zur Rückkunft nach Rom einzuladen (1342), er zu einem dieser Gesandten und, obgleich Petrarca dabei war, zum Wortführer erwählt ward. Er richtete seinen Auftrag mit so vielem Geschick aus, daß der Papst ihn reichlich beschenkte, und mit der Würde eines Päpstlichen Notarius bekleidet nach Rom zurücksandte.

Dieser Platz verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unmuth über die Ausartung der jetzigen Römer gegen die alten, und besonders über die Gesetzlosigkeit und Gewaltthätigkeit, womit der mächtige, kriegerische Adel Rom und das Römische Gebiet erfüllte, öffentlicher auszusprechen. Es war sein Vorsatz, mit der Kraft des Volkes diesen Feind zu bändigen, und einen bessern Zustand zurückzuführen. Er versuchte zuerst, seine Wünsche und Hoffnungen durch ein Gemälde, welches er auf dem Capitol aufstellte, bildlich anzudeuten. Hier zeigte sich auf dem von Stürmen bewegten Meere ein dem Versinken schon nahes Schiff ohne Segel und Ruder, aus dem ein Weib mit zerrissenen Haaren und weinend hervorblickte, mit der Umschrift: „das ist Rom." Andere schon zertrümmerte Schiffe, als Babylon, Jerusalem, Karthago bezeichnet, schwammen umher. Auf einer Insel zur Linken saß Italien, in der Gestalt eines kleinen von Schaam erfüllten Weibes, und auf einer andern die vier Tugenden der Alten, Gerechtigkeit, Besonnenheit, Weisheit und Tapferkeit; gegenüber der christliche Glaube, ausrufend: „Wo ist, wenn Rom vergeht, wol meine Heimath!" Unter der Gestalt verschiedener wilden Thiere waren die mächtigen Barone, die falschen Richter, Räuber u. s. w. dargestellt.

Nach diesem berief er eine Versammlung vertrauter

Freunde am Pfingstfeste (1347), beklagte in einer feurigen Rede Roms Schicksal, dem seine beiden Augen, der Papst und der Kaiser, entrissen seyen, und bewies darauf aus einer alten Inschrift die ehemalige Macht des Römischen Senats. Ein allgemeines Beifallrufen zeigte, daß seine Hoffnungen und Erinnerungen in den Gemüthern der Zuhörer einen verwandten Anklang fanden. Nur die mächtigen Barone verlachten seine Schwärmereien und seine Drohungen.

Allein sehr bald erfuhren sie zu ihrem Schrecken, in welchen strengen und furchtbaren Ernst sich das, was ihnen ein lächerliches Spiel schien, umwandelte. Cola hielt nicht lange darauf eine neue Versammlung, worin er von der Nothwendigkeit, Roms Zustand zu verbessern, nochmals mit begeisterter Wärme sprach, die gänzliche Ohnmacht der Handhabung der Gesetze vorstellte, und den daraus entstehenden Mangel von Zucht, Ordnung, Sicherheit und Ruhe innerhalb und außerhalb der Mauern Roms, und es beklagte, daß die Stadt dem Volke von den vornehmen Familien, lauter Fremdlingen, streitig gemacht werde. Er schlug nun eine Reihe von Gesetzen vor, durch die er diesen Uebeln abzuhelfen suchte. Es wurde für die verschiedenen Theile der Stadt eine bewaffnete Macht zur Handhabung der Ordnung eingesetzt, die Zufuhr vom Meere her durch Wachtschiffe gesichert, Kornvorräthe aufgehäuft, dem Adel das Recht, Festungen in der Stadt zu haben, genommen, und den Richtern die schnelle und sichere Bestrafung der Verbrecher zur Pflicht gemacht.

Diese Anstalten machten jetzt die, denen es galt, aufmerksam. Stephan Colonna, einer der Angesehensten unter dem Adel, dessen Abwesenheit Cola di Rienzi eben zur Ausführung dieser neuen Gesetzgebung benutzt hatte,

eilte

eilte herbei, den ferneren Schritten des Schwärmers Einhalt zu thun. Allein Cola befahl ihm sogleich, die Stadt wieder zu räumen, und da Colonna gegen diesen Befehl Verachtung zeigte, trieb er ihn an der Spitze des bewaffneten Volks hinaus. Dies wirkte Schrecken bei den Uebrigen. Alle Barone verließen auf seinen Befehl Rom, und verpflichteten sich durch einen Schwur, in dem Gebiete außerhalb der Stadt für Ruhe zu sorgen, die Sicherheit der Wege zu erhalten, Räuber nicht zu schützen und Roms Zufuhr nicht zu stören. Sie mußten Abgaben entrichten, und als Johann de Vico, einer der Mächtigsten unter diesen Baronen, sich in diesen und anderen Stücken ungehorsam bewies, ward er mit den Waffen zum Gehorsam gezwungen. So rühmte sich Cola di Rienzi erreicht zu haben, was weder den Päpsten noch den Kaisern hatte gelingen wollen, nämlich diesen Adel zu bändigen, und innerhalb und außerhalb der Stadt Frieden und Ruhe wiederherzustellen. Das über seinen Vertreter entzückte Volk übertrug ihm die höchste Macht, mit dem Titel eines Tribuns oder Befreiers.

Cola machte nun allen Mächten Italiens, dem Papste, dem damaligen Kaiser Ludwig und anderen auswärtigen Fürsten seine Unternehmung durch Briefe bekannt, in welchen er sich nannte: „Nicolaus, der Strenge und Gnädige, des Friedens und der Gerechtigkeit Tribun, und der Römischen Republik berühmter Befreier.“ Er foderte sie auf, ihre Gesandten zu einer allgemeinen Versammlung zu schicken, um den Zustand und die neue Verfassung Italiens darin zu verabreden, und meldete ihnen die wiederhergestellte Ordnung. Ohne Waffen, bloß mit einem silbernen Stäbchen in der Hand, reiseten die Boten, welche diese Briefe trugen, ungehindert.

Cola's Werke und Wünsche fanden fast überall Beifall und Lob. Von allen Gemeinden Toscana's erhielt er glückwünschende, hochtönende Briefe und ehrenvolle Gesandtschaften. Lucchino Visconti theilte ihm sogar in einem Schreiben die Grundsätze einer guten Regierungskunst mit, und vorzüglich die Mittel, die reichen Barone zu züchtigen. Die Königin Johanna von Neapel nannte ihn in ihrem Briefe ihren lieben Freund, der Ungerische König Ludwig foderte ihn auf, den Mord seines Bruders an den Thätern zu rächen, selbst der Kaiser Ludwig soll eine heimliche Botschaft an ihn haben abgehen lassen, um seine Händel mit der Kirche durch ihn zu enden. Auch der Papst freuete sich der Erscheinung, weil Rienzi alles in seinem Namen that, und schickte ihm ermunternde Briefe. Nur Philipp VI. von Frankreich blieb kalt gegen den Schwärmer, und schrieb ihm eine Antwort, die, von allem rednerischen Schmuck entblößt und einem Kaufmannsbriefe ähnlich, auch nur durch einen gemeinen Boten überbracht ward, ein Betragen, wofür ihn auch Petrarca einen Barbaren nannte. Allein so viel Beifall raubte dem Tribun das einzige Mittel des ferneren Gelingens, die Mäßigung und Besonnenheit. Eitelkeit und Hochmuth bemächtigten sich seiner Seele. Seine Frau und seine Anverwandten, alle aus niederm Stande entsprungen, ließ er öffentlich nie anders, als in feierlichen Aufzügen erscheinen, von den vornehmsten Leuten Roms begleitet. Als er sich zum Ritter machen ließ, überschritt sein thörichter Hochmuth alle Schranken der Mäßigung. Zuerst ward diese Handlung mit einer Pracht vollzogen, die bis jetzt kaum erhört war. Weil es Sitte war, daß die, welche zu Rittern geschlagen wurden, sich vorher badeten, that dies Rienzi in dem kostbaren Becken, in welchem sich einst

der Kaiser Constantin sollte gebadet haben. Nachdem die Feierlichkeit des Ritterschlages vorüber war, erschien er vor einer öffentlichen Versammlung, und foderte den Papst auf, mit allen Cardinälen nach Rom, dem Sitze seiner Kirche, zu kommen, eben so Ludwig von Baiern und Karl von Böhmen, die sich um den Thron stritten, nebst allen Kurfürsten, um ihr Recht nachzuweisen; er versicherte dabei, daß die Wahl und die Herrschaft eigentlich der Stadt Rom gehöre. Nach diesen Worten schlug er mit dem entblößten Degen nach drei Seiten in die Luft, mit dem Ausrufe: das ist mein, das ist mein, das ist mein!

Durch diesen übermüthigen Schritt, gegen welchen der dabei gegenwärtige Päpstliche Legat feierlich Widerspruch einlegte, und durch sein ganzes übriges Benehmen gab er seinen Gegnern gerechten Grund zur Anklage. Da tadelnde Aeußerungen einiger Mächtigen ihn erschreckten, ließ er die meisten großen Barone gefangen nehmen, und ihnen den Tod ankündigen, wozu auch schon Anstalten getroffen wurden. Plötzlich aber ließ er ihnen Gnade angedeihen, und bat selbst wieder beim Volke für sie. Allein er erregte dadurch weder Furcht noch Dank in ihren Gemüthern, vielmehr nur den heißesten Durst nach Rache. Sie rüsteten sich gegen ihn, befestigten ihre Schlösser, und versuchten seinen Sturz.

Mit bewaffneter Hand zogen sie auf Rom, um sich der Stadt zu bemächtigen. Der erste Versuch mißglückte, und drei von den Colonna verloren ihr Leben dabei. Obgleich dieses Mißlingen nicht das Werk der klugen Anordnungen oder der tapferen Thaten Cola's war, so eignete er sich doch den Ruhm davon zu, hielt mit einer silbernen Krone geschmückt seinen feierlichen

Einzug in Rom, und zeigte auch hier mehr Uebermuth als Klugheit.

Denn anstatt seinen Sieg zu verfolgen, oder dem Adel die letzten Zufluchtsörter zu entreißen, beschäftigten ihn nur seine Pracht und Verschwendung. Er plünderte die Reichen, versammlete das Volk nicht wie sonst, und empörte die Menge durch neuen Stolz. An der Stelle wo Colonna gestorben war, machte er seinen Sohn zum Ritter, und besprengte ihn mit Wasser aus dem nahe gelegenen Graben, welches mit Blut des Getödteten vermischt war. Den von dem Papste abgeschickten Legaten ging er, bedeckt mit dem prächtigen Mantel, in welchem die Kaiser gekrönt zu werden pflegten, entgegen.

Doch aller dieser Uebermuth wandelte sich bald in Zagen, als unter Anführung des Legaten und eines Neapolitanischen Barons endlich in der Stadt ein Aufstand ausbrach. Cola hätte ihn leicht unterdrücken können, denn die Römischen Barone zauderten zwei Tage lang, nach Rom zu kommen, weil sie den Tribun noch fürchteten; aber dieser räumte seinen Gegnern voll Verzweiflung das Feld, und verbarg sich in der Engelsburg (15. Dec. 1347). Der Päpstliche Legat verurtheilte ihn nun feierlich und erklärte ihn für einen Ketzer. So schnell endete das phantastische Unternehmen, die Staatsformen des Alterthums unter völlig umgewandelten Umständen wiederherzustellen, und mit ihnen das goldne Zeitalter auf Erden zu begründen. Nothwendig mußte es so schnell zusammenstürzen, weil es nicht auf den Verhältnissen der Wirklichkeit, sondern auf träumerischen Gedanken beruhte, deren Ausführung noch nie und nirgends Bestand und Dauer hatte.

Heimlich entfloh endlich Cola nach Apulien, wo er lange in einem Kloster versteckt lebte, und ging dann

von hier nach Prag zum Kaiser Karl IV., dem er näher anzugehören vorgab, als Abkömmling einer natürlichen Tochter Heinrichs VII. Er kündigte ihm an, daß Gott der Vater und der Sohn die Welt bis zu dieser Zeit regiert hätten, daß sie aber künftighin allein von dem heiligen Geist beherrscht werden sollte, versprach ihm auch wenn er ihn vorausschicken wolle, ihn zum König von Rom zu machen.

Aber Karls Besonnenheit paßte schlecht zu diesem Schwärmer, er ließ ihn ins Gefängniß sperren, und schickte ihn nach Avignon zum Papste. Dies hatte Rienzi selbst gewünscht, da er im Vertrauen auf sich und seine Thaten an seiner Rechtfertigung nicht verzweifelte. Wirklich wurde er auch unterweges überall geehrt und auf das feierlichste begrüßt. Zwar ließ der Papst Clemens ihn bei seiner Ankunft in Avignon ins Gefängniß werfen, und ein richterliches Verfahren gegen ihn einleiten, aber er ward unschuldig befunden, und Clemens Nachfolger, Innocenz VI. (oben S. 322.) glaubte sich sogar seiner Schwärmerei zu seinen Zwecken in Italien bedienen zu können. Wir haben schon angeführt, daß Innocenz den Plan hatte, den fast verlorenen Kirchenstaat wieder zu erobern, und zu diesem Behufe den Cardinallegaten Albornoz nach Italien sandte. Diesen mußte Cola di Rienzi begleiten. Kaum war er in Italien erschienen, als auch sogleich das Römische Volk, das seit Cola's Entfernung schon wieder unter den Fehden und Gewaltthätigkeiten des Römischen Adels litt, seine sehnsüchtigen Blicke auf ihn richtete, Gesandte an ihn abschickte und ihn einlud nach Rom zu kommen. Mit dem Titel eines Römischen Senators, mit welchem der Legat auf Befehl des Papstes ihn bekleidete, zog er durch

Triumphbogen, die das Römische Volk errichtet hatte, in die Stadt ein (1354).

Gleich nach seiner Ankunft foderte er die Barone zum Gehorsam auf, und da die Colonna sich widerspenstig zeigten, begann er den Krieg gegen sie. Als der berühmte Fra Moriale nach Rom kam, ließ er ihn (obgleich dessen Brüder ihm zu seiner Reise nach Rom bedeutende Geldsummen geliehen hatten) sogleich gefangen setzen, und als einen Störer des Friedens und der Sicherheit, deren Befestigung in Rom sein Beruf sey, anklagen, verurtheilen und enthaupten. Ein vornehmer und sehr beliebter Römer Pandolfo fiel gleichfalls als ein Opfer seiner schonungslosen Strenge.

Allein dieses Mal war es ihm noch weit kürzere Zeit möglich, sein Ansehen zu erhalten. Da er zur Führung des Krieges gegen die Colonna auf Wein und Salz große Abgaben legte, erweckte er bei dem Volke großes Mißvergnügen; auch die beiden eben erwähnten Hinrichtungen schrieb man selbsüchtigen Absichten zu. Ehe es Cola ahnete, erhoben sich eines Morgens (8. Oct. 1354), als er noch in seinem Bette lag, Stimmen: „Es lebe das Volk, es sterbe der Verräther!" Bald wuchs die Zahl der herbeiströmenden Unzufriedenen zu einer ansehnlichen Menge. Der von Schrecken durchdrungene Tribun traf keine Gegenanstalten. Als er das Volk von seinem Fenster herab anreden wollte, wurde er durch ein allgemeines Geschrei zum Schweigen gebracht. Schon griff das Feuer, welches das erbitterte Volk an sein Haus gelegt hatte, um sich; nichts blieb ihm übrig als schnelle Flucht. In gemeine Kleidung gehüllt, mit Betten auf dem Kopf, wollte er sich durch den Haufen stehlen, als Einer, der aus der Plünderung, womit der Pöbel eben in dem Hause beschäftigt war,

mit guter Beute abziehe. Aber als er unten an der Treppe war, ward er von einem Vorübergehenden erkannt und festgehalten. Anfangs wollte Keiner sich an ihn machen, endlich aber als er den ersten Hieb bekommen, fielen Alle über ihn her. Sein Leichnam ward über die Straßen geschleppt und dann an den Galgen gehängt.

---

30. Dante, Petrarca und Boccaccio.

Jene Vergangenheit, welche sich in der eben erzählten Begebenheit in das frischeste Leben der geselligen und politischen Verhältnisse bis zur Abenteuerlichkeit eindrängte, mußte auf Schrift und Rede in Italien noch ungehinderter zurückwirken. Man erblickt auch hier theils Versuche, das alte Schriftenthum, ganz wie es war, in das Leben zurückzurufen, theils aber, wenn dies nicht ganz geschah, gab doch der Wiederschein der alten Zeit dem Geiste und der Empfindung der Gegenwart eine eigenthümliche Farbe. In dieser Hinsicht ist die Italienische Litteratur und der Geist der drei Männer, Dante, Petrarca und Boccaccio, welche ihr die Richtung gaben, von großer Wichtigkeit.

Der merkwürdigste von den drei genannten Dichtern ist unstreitig Dante, oder, wie er eigentlich hieß, Durante, aus der Familie Alighieri. Er war geboren 1265 zu Florenz, dieser Stadt, welche wir aus den vorigen Erzählungen als den Schauplatz vielfacher nach Innen und Außen gerichteter Bestrebungen kennen gelernt haben. Aber mitten unter diesen Unruhen hatte sich auch am frühesten der Sinn für schöne Künste wiederum geregt, und die Beschaffenheit der Verfassung

foderte mehr als irgendwo die Bildung des Einzelnen. Viele schöne Geister jener Zeit nannten Florenz ihr Vaterland, aber Keiner erstieg die Höhe, zu der sich Dante emporschwang. Schon früh ward er mit großer Sorgfalt unterrichtet, damit er fähig würde den Platz in der Republik auszufüllen, auf den ihn der Stand seiner Eltern berief. Unter der Anleitung seines Lehrers Brunetto Latini*), welcher Staatssecretair der Florentinischen Republik war, und durch eignen Fleiß setzte sich der Jüngling in vollkommenen Besitz der gepriesensten Kenntnisse seines Zeitalters, der Rhetorik, Astrologie und der tiefgrübelnden Scholastik. Aber der Ernst dieser Beschäftigungen verscheuchte aus seinem Herzen die zarteste Liebe nicht, welche Beatrice Portinari ihm schon in seinem zehnten Jahre eingeflößt. Sie war es, die, ob sie gleich früh starb (1290), doch wie das Ideal schöner Weiblichkeit sein Gemüth reinigte und heiligte, und die Seele seines Lebens wie seiner Werke geblieben ist, die ihn und sie unsterblich gemacht haben.

Seinem Vaterlande diente er in den Kämpfen gegen Arezzo und Pisa (1289 und 1290) als Soldat, und späterhin als Staatsmann, indem er zu einem der Prioren erwählt ward, welche damals meistens aus Ghibellinen oder Weißen bestanden. Zu diesen gehörte Dante, wenigstens dem Namen nach, obgleich seine Vorfahren seit langer Zeit den Guelfen oder Schwarzen (wie dieselbe Partei mit einem neuen **) aus einer Familien-

---

*) Dante geht daher auch „mit gebücktem Haupte, wie ein Mann der Ehrfurcht hat," neben demselben her, als er ihn leider in der Hölle findet, wo er für seine Sünden gestraft wird.

**) Ursprünglich waren diese Weißen und Schwarzen nur Spaltungen in der Guelfischen Partei, aber die Weißen vereinigten sich nachher mit den eigentlichen Ghibellinen.

zwistigkeit in Pistoja entstandenen Namen hieß) angehangen hatten. Diese letzteren wandten sich an den Papst Bonifacius VIII., und baten ihn, ihnen irgend einen königlichen Prinzen zu schicken, der die Stadt ordnen, und, wie sie hofften, ihrer Partei dann das Uebergewicht verschaffen könnte.

Um diese Zeit befand sich gerade Karl von Valois, der Bruder Philipps des Schönen, in Italien, den der Papst in dem Kriege zwischen Neapel und Sicilien (Th. IV. S. 556.) brauchen wollte. Diesen sandte er ihnen; mit ihm erhielten die Guelfen sogleich ein Uebergewicht, und zwangen die Weißen, Florenz zu verlassen, welches nun auch Dante that, mit Verlust seines Vermögens und seiner Wohnung, die zerstört ward. Die Vertriebenen versuchten zwar mit Waffengewalt, wieder zurückzukehren, aber es mißglückte ihnen, und Dante sah sich gezwungen, bei Anderen Zuflucht zu suchen, und zu fühlen, „wie hart der Weg ist, wenn man nur auf fremden Treppen hinauf und herab steigt." Er fand diese Zuflucht zunächst zu Verona bei den Scala, die (besonders Can della Scala) berühmte Männer aller Art um sich sammelten, und ihnen in prächtigen, den verschiedenen Beschäftigungen ihrer Bewohner gemäß ausgeschmückten Zimmern und unter fröhlichen Festen, freie Muße gewährten. Hier lebte Dante eine Zeitlang hochgeehrt.

Als Heinrich VII. diesseits der Alpen erschien, hoffte Dante einen neuen Zeitraum für Italien und auch seine Wiederherstellung. Er schrieb deshalb im Namen der Ghibellinen an diesen Kaiser, worin er ihn aufforderte, nicht in der Lombardei zu verweilen, sondern das aufrührerische Florenz zu bezwingen, und das Zeitalter Saturns nach Italien zurückzubringen. Aber auch diese

Hoffnung scheiterte, wie wir wissen. Dante blieb von seinem Vaterlande ausgeschlossen, und lebte als Verbannter bald hier, bald dort. Zuletzt hielt er sich bei dem Guido Novello da Polenta, Herrn zu Ravenna, auf, bei welchem er auch 1321 starb. Wie dieser ihn im Leben großmüthig geehrt hatte, that er's auch im Tode. Die vornehmsten Bürger Ravenna's mußten auf ihren Schultern den Leichnam zur Grabstätte tragen, und nur das eigne Unglück, das ihn traf, verhinderte Guido an der Vollendung eines großen und kostbaren Denkmals.

Aber hätte es wohl größer und dauernder seyn können, als das, welches sich Dante selbst in seinem berühmten Werke, der göttlichen Komödie, errichtet hat? Schwankend zwischen alter und neuer Zeit, wollte es Dante anfangs in Lateinischer Sprache schreiben, dann aber, da er die Bestimmung seines Werkes ahnete, veränderte er seinen ersten Entschluß, und bediente sich der Italienischen Sprache, oder des zu seiner Zeit verachteten Volgare, für welches dieses Gedicht selbst der Quell geworden ist, aus welchem der anmuthige und tiefe Strom desselben hervorbrach. Es mußte auch nothwendig durch die Sprache der Zeit angehören, der es entquollen. Denn das Werk ist Abbild und Spiegel der ganzen Zeit; die romantischen Lieder und die scholastische Philosophie, die geistliche und die weltliche Macht, die Erinnerung an die alten Götter und Heroen und die lebendige katholische Religion glänzen darin in herrlicher Gemeinschaft. Alle diese Formen, obgleich selbst nur zeitlich und vorübergehend, sind zugleich von dem tiefsinnigen Dichter gebraucht worden, um die ewigen und unvergänglichen Gestalten der Menschheit darin auszuprägen; daher die tiefe Allegorie dieses Gedichts, in Beziehung auf welche Boccaccio sehr schön sagt: das

Werk gleiche einem Strome, durch welchen ein Löwe schwimmen und ein Lamm gehen könne, womit er auf die Selbständigkeit der historischen und allegorischen Darstellung anspielte, obgleich beide wieder ein inniges Ganze ausmachen.

Das ganze Gedicht ist dargestellt als eine Reise, welche der Dichter durch die Hölle, das Fegefeuer und den Himmel macht, weßwegen es auch, weil es mit dem Schrecklichen anhebt und mit dem Erfreulichen endet, den Titel einer Komödie führt *). Die Art der Einkleidung war der Zeit des Dichters nicht fremd. Erzählt doch Villani, daß die Florentiner, bei Gelegenheit einer Feierlichkeit, auf mehreren Barken, die auf dem Arno schwammen, Vorstellungen von den Qualen der Hölle gaben, wozu sie unter Trompetenschall einluden, mit der Ankündigung, wer von der andern Welt etwas wissen wolle, solle nur auf die Brücke des Arno kommen.

Eben so benutzte der Dichter das Jahr 1300, in welchem Bonifacius das allgemeine Jubiläum ausschrieb zur Vergebung aller Sünden und die ganze christliche Welt nach Rom strömte mit reuigen Herzen und reichen Schätzen. Denn dieses Jahr setzt auch Dante, als das wo er aus dem Irrthume der Leidenschaften sich losreißt und zu dieser Reise aufgefodert wird, damit er sich und Andere auf einem andern Wege zur Buße ermuntere und zum höhern Leben weihe; die Widererzählung der Reise soll wie ein Strom seyn, der über die höchsten Gipfel dahinfährt, um Allen zu erscheinen.

Beatrice, welche dem Dichter sein neues Leben **)

---

*) Daß dieser Name hier ganz willkührlich gebraucht wird, ist klar; denn, wie ein großer Kenner sagt, dies Werk ist so einzig in seiner Art, daß es sich unter den Begriff keiner Gattung fügt.

**) Unter diesem Titel (vita nuova) hat Dante selbst die Geschichte seiner Liebe dichterisch beschrieben.

durch die Schönheit ihrer Seele und durch die Liebe geschaffen hat, ist es, die ihn aus dem Irrthume der Leidenschaften losreißt und zu dieser Reise auffodert, indem sie zugleich in der allegorischen Weise des Dichters als das Symbol der christlichen Weisheit dargestellt und gepriesen wird. Sie giebt ihm zum Führer den Römischen Dichter Virgil, der zugleich das Symbol der menschlichen, durch die Theologie noch nicht aufgeklärten Vernunft ist, weswegen auch Virgil den Dante nur bis zum irdischen Paradiese führen kann. Von da an muß Beatrice selbst ihn durch den nur dem Christen offenstehenden Himmel leiten.

In dieser wichtigen Rolle, die hier Virgil spielt — dessen Gedichte der erste und schönste Wiederhall waren, der jener mit Sehnsucht in die Gräber des verschütteten Alterthums rufenden Zeit entgegentönte — zeigt sich die Liebe Dante's und seiner Zeit für diese alte Welt. Dieselbe Liebe ist es auch, welche Cato von Utica, als das Symbol der Freiheit, ohne deren Bewußtseyn keiner zur Läuterung seiner selbst gelangt, an den Eingang des Fegefeuers setzt. Ja, des Dichters Verehrung zeigt sich durch die öfter von ihm vorgelegten Zweifel, warum die edlen Helden jener vergangenen Zeit niemals ins Paradies gelangen können, die ihm aber die Philosophie nicht lösen kann, sondern als ein unerklärliches Geheimniß darstellt.

Es ist hier nicht der Ort, in das Einzelne dieses wunderbaren Gedichts einzugehen, und den Dichter auf seiner Reise zu verfolgen, wie er in den mannichfaltigen Gestalten, die er in die Hölle, oder in das Fegefeuer, oder in den Himmel versetzt, die Menschheit darstellt, als der strafenden oder belohnenden Gerechtigkeit Gottes unterworfen, je nachdem sie mit Freiheit recht oder un-

recht handelt. Nur wie die großen Kräfte der geselligen Welt, deren Kampf und Reibung wir in der Deutschen und Italienischen Geschichte dargestellt haben, sich in dem Geiste und Werke des großen Dichters abspiegeln, mag hier erwähnt werden.

Dante, obgleich ein Ghibelline, stehet gleichsam über dem Gegensatz, und mit Unparteilichkeit schilt er beide (Paradies I.), daß sie ihren eignen Zwecken das Wohl der ganzen Menschheit aufopfern. Denn ihm schien wie die Glückseligkeit des Einzelnen durch das Gleichgewicht seiner irdischen und geistigen Natur, eben so die des Ganzen durch die Erhaltung der Gegensätze, deren Kampf die bisherige Geschichte dargestellt hat, bedingt zu seyn. Die geistliche und weltliche Macht sollten durch ihr Gleichgewicht eine friedliche Einheit bilden.

Darum prangt in diesem Werke auf der einen Seite die geistliche Macht, die von dem Statthalter Christi anhebt, und durch alle Zweige der geistlichen Würde absteigt, umgeben von den beiden Mönchsorden, den Franziscanern und Dominicanern, die gleichsam „die Räder des Wagens sind, auf welchem die Kirche kämpfend fährt" (Parad. XII.), und der scholastischen Philosophie, deren Verehrer und Bearbeiter in der Sonne (denn die Seligen sitzen in den verschiedenen Planeten) wohnen, wodurch das Licht, welches von dieser Wissenschaft ausgeht, angedeutet wird. Dabei tadelt der Dichter hart die Verweser der geistlichen Macht, welche von dem Geiste, der ihrem Stande zum Grunde liegt, abgewichen sind, und nicht ohne Unmuth sieht er den geistlichen Bannfluch als Waffe in weltlichen Kämpfen gebraucht. Er scheuet sich nicht, Papst Nicolaus III. in die Hölle zu setzen, weil er sich der Simonie schuldig gemacht, und so übt er noch an mehreren Anderen strenge Gerechtigkeit.

Diesem geistlichen Reiche gegenüber steht das Römische Kaiserthum, welches, wie Justinian (Parad. VI.) erzählt, von den Römern auf die Deutschen gekommen ist. Unter dem Kaiser, diesem höchsten Monarchen *), sollten alle übrige Könige und Fürsten regieren, damit so der höchste Friede und die höchste Glückseligkeit einkehren möchte. Friedrich II. brennt daher in der Hölle (X.), weil er gestrebt hat, im Kampfe gegen die geistliche Macht dieses Gleichgewicht zu stören, und Rudolf von Habsburg büßt mit zerknirschtem Herzen (Fegefeuer VII.) die Schuld seiner Lässigkeit, die ihn abhielt, sich um Italien und die Kaiserkrone zu bekümmern; Heinrich VII. und Can della Scala werden als die möglichen Retter und Hersteller dieses Reichs gepriesen; dagegen werden die Könige von Frankreich als stete Feinde des Kaiserthums getadelt, und dieser Tadel trifft auch Florenz, das Vaterland des Dichters, weil es sich den gelben Lilien (der Französisch-Neapolitanischen Partei) anschließt, und dem allgemeinen Panier (dem Kaiserthum) sich entgegenstemmt.

Schon diese wenigen Andeutungen über die göttliche Komödie werden es erklärlich machen, daß die Zeitgenossen dieselbe als eine Welt im Kleinen mit der höchsten Begeisterung aufnahmen. Schon 1373 gab der Florentinische Staat Befehl, öffentliche Vorlesungen darüber zu halten, und Boccaccio, selbst einer von denen, dessen Werke die neuere Litteratur verherrlicht haben, bekleidete zuerst diese Lehrstelle, und entwickelte die allegorische und historische Beziehung dieses Werks mit allem

---

*) Dante hat selbst eine Abhandlung geschrieben, in welcher er das Daseyen dieser Universalmacht aus geschichtlichen Gründen gelehrt, und ihre Nothwendigkeit aus philosophischen Gründen mit Scharfsinn darstellt.

Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn, welche dieses Gedicht erfoderte, und er besaß.

Ein verwandter, doch verschiedener Geist, lebte in Franz Petrarca, der den 20. Juli 1304 zu Arezzo geboren wurde. Seine Eltern waren, als zur Partei der Weißen gehörig, im Jahre 1300 gezwungen worden, Florenz zu verlassen, und als Petrarca acht Jahre alt war, begab sich sein Vater nach Avignon (1313). Von hier sandte er seinen Sohn nach Carpentras auf die Schule, und dann zur Erlernung der Rechte auf die berühmten Universitäten Montpellier und Bologna. Auf der letztern lehrte Cino von Pistoja, der zugleich ein berühmter Dichter war. Aber diese Verbindung der Poesie mit dem trocknen Rechtsstudium, welches nicht historisch, sondern bloß scholastisch betrieben wurde, wollte Petrarca nicht gelingen. Der Lesung der alten Schriftsteller hingegeben, vergaß er jenes Studium darüber so sehr, daß sein Vater selbst nach Bologna eilte, und die Bücher, die ihn so fesselten, in's Feuer warf. Nur die heißen Thränen des Jünglings retteten den Virgil und die Rhetorik des Cicero aus den Flammen. Der bald erfolgte Tod seines Vaters führte Petrarca wieder dem Alterthume zu, aber die Liebe zu seiner Laura, die er in Avignon kennen lernte (1327) und durch seine Gesänge so berühmt gemacht hat, band ihn an die neuere Zeit und die Gegenwart.

So stand er zwischen zweien Welten, welche zu vermitteln das Bestreben seines ganzen Lebens geblieben ist. Fesselte ihn die erste Liebe an sein geliebtes Italien, welches der Schauplatz des Alterthums gewesen war, so sehr, daß er nicht gern gestehen mochte, es gäbe in Frankreich irgend einen so schönen Platz als in Italien, so trieb ihn die Sehnsucht nach seiner Laura mit-

ten aus jenen Erinnerungen zurück nach Avignon, und ein Kuß Karls IV. auf die Stirn seiner Laura erhob ihn selbst zur Begeisterung. Drängte ihn jene Empfindung seines Herzens, die Römische Geschichte zu schreiben, damit er die Vorwelt der Gegenwart wieder einverleiben möchte, oder in einem großen epischen Lateinischen Gedicht, Afrika genannt, sich und den Scipio zu verherrlichen, so entströmten der andern Empfindung süße, über Alles melodische Lieder auf Laura, in Italienischer Zunge. Aber wie sehr diese die Zeitgenossen auch entzückten, Petrarca selbst hielt sie für geringer, und hoffte nur von den Werken, die das Erzeugniß seiner Gelehrsamkeit waren, Ruhm bei der Nachwelt. Während er die Werke der alten Litteratur mit dem größten Fleiß sammlete und las, bekümmerte er sich wenig um die Schriften, welche seine Zeit hervorbrachte. Obgleich seit langer Zeit Freund Boccaccio's, las er doch erst in den letzten Jahren seines Lebens den Decamerone dieses Dichters, und zwar nur flüchtig. Dante's Komödie war lange von ihm ungelesen geblieben, und bei allem Lobe, das er ihr in einem Briefe giebt, erkennt man nicht undeutlich, wie wenig er auf den Ruhm hielt, den dieses Gedicht, eben weil es in der Sprache und dem Geiste des Volks und der Zeit redete, bei der Welt fand. Die Nachwelt hat weder seine Ansichten noch seine Hoffnungen bestätiget. Während seine herrlichen Italienischen Lieder im Munde seines Volkes und vieler Gebildeten des Auslandes bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben sind, werfen nur zuweilen noch Gelehrte einen Blick auf seine Lateinischen Schriften.

Aber eben diese Vermischung alter und neuer Zeit, eben dieser Doppelgeist frischer Poesie und alter Gelehrsamkeit, erhoben, weil sie in dem ganzen Zeitalter lagen,

Pe=

Petrarca's Ruhm über Alle, und als er sich nach einer weiten Reise in sein reizendes Vaucluse zurückgezogen hatte und sein Gedicht Afrika anfangen wollte, erhielt er (1339) an Einem Tage von Paris und Rom zugleich die Auffoderung, sich als Dichter krönen zu lassen, und, während er Lauren in seinem Herzen trug, den Lorbeer (lauro) auf sein Haupt zu empfangen. Ob er sich zu Paris oder auf dem Capitol krönen lassen sollte, war ihm nicht zweifelhaft. Nur darüber schien er's, ob auch die Meinung seiner Zeitgenossen über seine Würdigkeit gegründet sey. Dies zu erfahren, reisete er zum Könige Robert von Neapel, der nach seinem eignen Ausdrucke lieber die Wissenschaften ohne Diadem, als das Diadem ohne Wissenschaften haben wollte; dieser sollte ihn prüfen. Dies geschah in einer öffentlichen Versammlung, vor welcher Petrarca drei Tage hinter einander in allen Zweigen des Wissens befragt und des dichterischen Lorbeers für würdig erklärt wurde. Hätte nicht das Alter den König verhindert, so würde er selbst mit nach Rom gegangen seyn, um mit eignen Händen dem Petrarca die Krone aufzusetzen.

Dies geschah nun von dem Senator Roms 1341 am Osterfeste. In einem Purpurkleide, das der König Robert ihm geschenkt, in einem feierlichen, mit allegorischen Vorstellungen ausgestatteten Aufzuge, wozu sich die Jugend der vornehmsten Römischen Geschlechter gedrängt hatte, und unter dem Schalle schmetternder Trompeten stieg der entzückte Dichter die Stufen des Capitols hinauf. Oben angekommen, wandte er sich zurück nach der Menge und rief: Gott erhalte das Römische Volk, den Senat und die Freiheit! Das Volk, eben so geehrt und geschmeichelt durch diese Feierlichkeit, als es nur der Dichter werden konnte, war herbeigeströmt und jauchzete,

als der Senator Roms, Orso aus dem Hause Colonna, dem auf die Knie niedergesenkten Dichter die Lorbeerkrone auf das Haupt setzte.

Keiner war daher auch geschäftiger als Petrarca, den Römischen Tribun Cola di Rienzi zu loben und zu preisen, der sein geliebtes Rom wieder aus dem Grabe erwecken wollte. Obgleich ein Freund der Colonna, nahm er sich Jenes an, und ohne persönliche Feinde zu fürchten, vertheidigte er ihn zu Avignon am Päpstlichen Hofe mit kühnem Enthusiasmus. Aber auch sein Schmerz und seine Schaam waren nicht gering, als der schmähliche Ausgang des Unternehmens kund wurde.

Voll eben so froher Hoffnungen begab er sich zum Kaiser Karl IV., der, öfters durch Briefe von ihm eingeladen, das Römische Reich in Italien und Rom wiederherzustellen, endlich nun in Mantua angekommen war (1354), und Petrarca zu sich entbieten ließ. Mit der Demuth, die er gegen Männer zeigte, die seine Ideen ausführen sollten, näherte er sich dem Kaiser, aber mit der Kühnheit, die das Bewußtseyn dieser Ideen gab, sprach er zu ihm. Als Karl IV. wünschte, daß das noch nicht vollendete Werk Petrarca's über die berühmten Männer unter seinem Namen erscheinen möchte, sagte Petrarca ganz ernst: „dazu bedarf's von meiner Seite der Muße, von eurer der Tugend." Um ihn zu dieser zu ermuntern, zeigte ihm Petrarca Münzen von Römischen Imperatoren, und erzählte ihm Züge aus ihrem Leben zur Nachahmung für ihn, wobei Karl mit Wohlgefallen und Theilnahme zuhörte, unbeleidigt von dieser Kühnheit, die noch stärker ward, als der Kaiser, ohne Petrarca's Hoffnungen erfüllt zu haben, nach Deutschland zurückkehrte. „So geh denn, schrieb ihm der Dichter, weil du es willst, aber vergiß nicht, daß kein Fürst vor dir einer

so schönen, nahen und herrlichen Hoffnung entsagt hat. Dein Großvater und dein Vater dachten anders, aber ich sehe, daß die Tugend sich nicht vererbt."

Mit gleicher Kühnheit und Kraft sprach er mehr als einmal zu den Päpsten, indem er sie auffoderte, die falsche Geliebte, Avignon, zu verlassen, und in die Arme der rechtmäßigen, aber verlassenen Gattin, Rom, zurückzukehren. „Papst bist du überall, aber zu Rom bist du Bischof. Zeige, daß du ein wahrer Hirt und kein Miethling bist," schrieb er noch zuletzt an Urban V. (1366), der auch, wie wir schon wissen, nach Italien kam. Hoch gefeiert und geehrt erreichte Petrarca ein Alter von siebzig Jahren. Am 8. Juli 1374 fand man ihn des Morgens todt in seiner Bibliothek, mit dem Gesicht auf einem Buche ruhend.

Der Letzte in diesem großen Italienischen Dreigestirn war Boccaccio (geb. 1313, gest. 1375), der entweder zu Florenz oder zu Paris geboren, zuerst von seinem Vater zum Kaufmannsstande bestimmt ward, und diesem Geschäft bis zum acht und zwanzigsten Jahre oblag, bis der innere Drang seines Geistes zur Dichtkunst und seine Liebe für die Litteratur Roms und Griechenlands ihn bewogen, seinen bisherigen Beruf aufzugeben. Er erlernte nun mit unermüdetem Eifer die Lateinische und die damals noch wenig bekannte Griechische Sprache, und diese Begeisterung für die alte Welt ward ein inniges Bindungsmittel zwischen ihm und Petrarca *). Wie dieser suchte auch Boccaccio alte und neue Zeit, besonders

*) Das Vermächtniß einer Summe Geldes, welches Petrarca in seinem Testamente für Boccaccio bestimmt, zu einem warmen Anzug bei seinen Nachtstudien, und der Zusatz, daß es ihn schmerze, für einen so großen Mann so wenig zu hinterlassen, ist bedeutend für Beide.

aber alte und neue Kunst zu verschmelzen. Mehrere seiner Werke versuchten, die Götterlehre der Alten in christliche Geschichten einzuflechten, wie der Ritterroman Filocopo; aber sein Decamerone, worin die Italienische Prosa sich eben so herrlich entfaltete, wie in Petrarca's Liedern die Poesie, ist es eigentlich, welcher ihn so unsterblich gemacht hat, wie Jenen seine Sonnette. Durch dieses Werk griff er auf eine belebende Weise in den Gang der neuern Italienischen Kunst ein, die nach dem Ausspruche eines Kenners den Uebergang von der Poesie des Mittelalters zu der neuen Litteratur der letzten Jahrhunderte macht.

---

31. England unter Richard II.

(1377 — 1399.)

Wir haben oben die Englische und Französische Geschichte da unterbrochen, wo der große Kampf, den beide Völker mit immer steigender Erbitterung und mit oft wechselndem Glücke gegen einander führten, sich zu Gunsten Frankreichs entschieden hatte. Die Minderjährigkeit und die Schwäche der neuen Könige in beiden Ländern, erzeugten wie gewöhnlich innerliche Bewegungen, welche alle Thätigkeit nach Außen lähmten, bis der Kampf mit erneuerter Heftigkeit wieder ausbrach und dieses Mal zu einer völligen Entscheidung geführt ward.

Auf dem Englischen Throne saß seit 1377 Richard II., des schwarzen Prinzen Sohn. Er war erst elf Jahr, als er seinem Großvater Eduard III. folgte. Seine drei Oheime, die Herzoge von Lancaster, York und Gloceſter, leiteten die Regierung unter Aufsicht des Parlaments, welches, besonders das Haus der Gemeinen,

immer mehr Gewicht erhielt. Zwei Kriege dauerten noch fort, der mit Frankreich und dessen Bundesgenossen, Schottland; einen dritten betrieb der Herzog von Lancaster, um mit Portugal vereinigt seine Ansprüche auf den Castilischen Thron, als Eidam Peters des Grausamen, auszuführen (oben S. 270.).

Diese Kriege verursachten viele Kosten, welche das Parlament durch Ausschreibung einer Kopfsteuer zu bestreiten suchte. Die Art der Steuer und die Weise der Einfoderung mochte wie gewöhnlich die Armen am meisten drücken. Ein Hufschmid, erbittert über die Frechheit eines Steuereinnehmers, schlug den letztern todt, und dieser Schlag entzündete eine Empörung (1381). Der Unmuth, der längst schon in den Gemüthern des unter dem harten Joche der Leibeigenschaft schmachtenden Landvolkes dumpf gährte, bedurfte nur einer Veranlassung zum heftigen Ausbruch, und bald fanden sich in dem südlichen England, wo der Hauptschauplatz dieser Bewegungen war, gegen hunderttausend Mann unter den Waffen. Sie foderten Befreiung von ihrem harten Joche, und droheten dem Adel gänzliche Vernichtung *).

Sie zogen nach London, um, wie sie sagten, dem Könige Richard ihre Klagen und Wünsche vorzulegen, brachen in die Stadt ein, die ihnen von dem gleichgesinnten Pöbel geöffnet wurde, und verübten mehrere Tage lang allen möglichen Frevel und Muthwillen. Der König, der persönlich mit ihnen unterhandelte, und ihnen ihre Foderungen bewilligen mußte, kam dabei in große

*) Ces méchans gens de contrées, sagt der alte Froissard, disoient qu'au commencement du monde il n'avoit esté nuls serfs, und einer ihrer Anführer behauptete, wie Froissard gleichfalls erzählt: les choses ne peuvent pas bien aller jusqu'à tant qu'il ne sera ne villains ne gentilshommes et que nous serons tous unis.

Gefahr, aus der er sich nur durch glückliche Geistesgegenwart rettete. Aber wie alle solche Bewegungen durch Mangel an Besonnenheit und Mäßigung verunglücken, so unterlagen auch diese Leute bald dem geordnetern Widerstande der übrigen Stände, die so wenig geneigt waren auch die billigen Wünsche derselben zu erfüllen, daß der König vielmehr auf ihr Andringen die gemachten Bewilligungen zurücknehmen mußte, so daß das Landvolk in seine alte Knechtschaft und zum unwilligen Gehorsam zurückkehrte.

Diese im Innern gewonnene Ruhe schien um so größere Dauer zu versprechen, da man mit Frankreich und Schottland kurze, aber oft erneuerte Waffenstillstände einging, und Lancasters Krieg gegen Castilien in der Ferne war. Allein in der Persönlichkeit des Königs lag ein Quell viel gefährlicherer Unruhen; je mehr er sich entwickelte, je mehr ward er durch seinen Eigensinn, seine Unselbständigkeit und thatenlose Genußliebe Eduard II. ähnlich. Die Kraft, mit welcher sein Vater geherrscht und die glücklichen Kriege desselben machten jene Mängel für Richard nur gefährlicher. Als er wie Eduard II. anfing, sich Lieblingen unbedingt hinzugeben, erhob sich gegen diese der stolze Adel unter Leitung des Herzogs von Gloceſter. Obgleich Richard ausrief, er werde um des Parlaments willen keinen Küchenjungen abschaffen, so sah er sich doch genöthigt, zuerst seinen Kanzler Michael de la Pole, zuletzt sogar auch seine ganze königliche Macht und sein Ansehn aufzuopfern.

Es wurden zwölf Lords erwählt, welche auf ein Jahr die ganze Regierung übernahmen, und ihre Reichsverwaltung damit eröffneten, daß sie noch fünf Diener und Freunde des Königs anklagten, von denen die meisten sich durch die Flucht retteten (1388). Der König

machte zwar einen Versuch, seine Gegner zu stürzen, allein er unterlag der Macht, und mußte sich die unbedeutende Stellung, zu der man ihn herabgedrängt, gefallen lassen. Nach Verlauf des Jahres, während dessen sich, wie gewöhnlich, die herrschende Partei verhaßt gemacht haben mochte, trat Richard zwar die Regierung wieder an, aber die üppige, verschwenderische Lebensweise, der er sich überließ, konnte ihm die Gemüther unmöglich gewinnen. Ein acht und zwanzigjähriger Waffenstillstand, den er, um von außen Sicherheit oder gar Schutz zu erlangen, mit Frankreich schloß (1396), mit der Räumung von Brest und Cherbourg erkaufte, und durch Verlobung mit der Französischen Königstochter Isabelle befestigte, ward dem aufgeregten Volkshasse und dem kriegerischen Stolz vieler Engländer nur ein Grund mehr zur Unzufriedenheit. Der Herzog von Glocester, jetzt von allem Einflusse verdrängt, leitete die mißvergnügte Partei. Der König, der ihm und seinem Anhange das vorige Betragen zwar vergeben, aber nicht vergessen hatte, benutzte diesen Umstand, vielleicht von Frankreich noch aufgeregt, sich für das Vergangene und Gegenwärtige zu rächen, und für die Zukunft zu sichern. Er ließ den Herzog von Glocester plötzlich aufheben und nach Calais bringen, wo er ohne Zweifel auf Richards Befehl ermordet wurde. Die beiden Grafen von Arundel und Berwick, seine Freunde, wurden, der Erste enthauptet, der Andere verbannt. Durch eine öffentliche Erklärung suchte Richard das Volk, das in Glocester einen kühnen Verfechter gegen willkührliche Unterdrückung liebte und ehrte, zu beruhigen, und sich und seine That zu rechtfertigen. Aber dies gelang ihm nicht, wie der Erfolg zeigte; und wie er ohne Kraft und Haltung jenen Gewaltstreich nur mit der Stärke einer ihm ergebenen

Partei ausgeführt hatte, so scheiterte er gar bald bei einem zweiten Versuch, sich solcher furchtbaren Gegner zu entledigen.

Zwischen dem Herzog von Norfolk und des Herzogs von Lancaster Sohne, dem Herzoge Heinrich von Hereford, war ein Zwist ausgebrochen, in welchem Richards eigner Ruf gefährdet ward. Heinrich behauptete, der Herzog von Norfolk habe ihm gesagt, der König gehe damit um, die Lancaster und andere Edlen aus dem Wege zu räumen. Norfolk läugnete dies; ein Zweikampf sollte zwischen Beiden erfolgen, als der König dazwischen trat, den Norfolk auf ewig aus dem Reiche verbannte mit Verlust seines Vermögens, den Herzog von Hereford aber auf zehn Jahre, mit dem Versprechen, daß er auf den Fall von seines Vaters Tode in den Besitz seiner Erbgüter eintreten sollte. Allein als dieser Tod erfolgte (1399), zog Richard gegen sein gegebenes Wort die reiche Erbschaft ein, um so dies mächtige Haus zu stürzen.

Aber Heinrich, der seine Stärke und Richards Ohnmacht allzugut kannte, unterwarf sich diesem Beschlusse nicht geduldig. Aufgefodert von dem mächtigen Adel, eilte er aus seiner Verbannung herbei, landete in England (1399), eben als der König in Irland abwesend war, unter dem Vorwande sein Erbtheil in Besitz zu nehmen; doch die Zahl von 60,000 Bewaffneten, die sich schnell um ihn sammleten, erlaubte ihm, noch kühnere und größere Zwecke zu enthüllen; der Thron selbst war sein Ziel.

Richard kehrte, aber erst spät, nach England zurück, und fand seinen Gegner schon im Besitz aller Macht und großer Vortheile. Er beschloß umzukehren, und in Irland oder Frankreich eine günstigere Wendung abzu-

warten. Aber seine Gegner eilten, dies zu verhindern; sie lockten ihn durch vorgespiegelte Unterhandlungen und täuschende Friedensanträge in ihre Gewalt. „Ihr habt seit zwei und zwanzig Jahren schlecht regiert, redete ihn Heinrich an; wenn es Gott gefällt, will ich euch helfen besser zu regieren." Er brachte den König in strengen Gewahrsam, und zog mit ihm nach London, wo das Volk den Herzog Heinrich mit Jubelgeschrei empfing. Ein Parlament erklärte Richard nach einer Reihe gegen ihn angebrachter Klagen für unfähig ferner zu regieren, und verdammte ihn zu ewiger Gefangenschaft. Seine Krone erlangte Heinrich von Lancaster, welcher sie als Sieger und naher Verwandter foderte, und dessen Ansprüche und Würdigkeit Lords und Gemeinen erkannten.

---

32. Heinrich IV.

(1399 — 1413.)

Die Regierung dieses neuen Königs war unruhig. Ein mit Gewalt gewonnener Thron konnte nur mit Gewalt behauptet werden; unmöglich fast war es, alle Wünsche und Hoffnungen zu erfüllen. Ein Theil des Volks fand sich nicht genug erleichtert, ein anderer nicht genug belohnt, und Richards Anhänger konnten schon in dem ersten Jahre den Versuch wagen, Heinrichs Thron zu erschüttern; mit einem Betrüger, den sie für Richard ausgaben, fanden sie Anhang, aber freilich auch Heinrichs Kraft einen festen Widerstand. Die Empörer büßten diesen voreiligen Versuch mit dem Tode, und führten nur Richards Ende herbei, dessen gleich darauf erfolgender Tod allgemein nicht für ein zufälliges, son-

dern von Heinrich bewerkstelligtes Ereigniß *) gehalten wurde.

Gefährlicher für Heinrich IV. schien ein neuer Versuch, der von seinen ehemaligen Freunden ausging, von dem mächtigen Hause Percy, das den thätigsten Antheil an der Erhebung des Königs gehabt hatte, dem alten Herzoge von Northumberland nämlich und dessen kühnem, stolzem und beliebtem Sohne Heinrich, genannt Heißsporn. Das Verdienst, welches die Percy sich erworben, mußte sie mit Stolz erfüllen, aber den König um so mehr mit Mißtrauen. Beides führte sie bald feindlich an einander. Bei einem der gewöhnlichen Einfälle, welche der unaufhörliche Krieg auf den Gränzen von Schottland und England zwischen den Hütern beider Reiche, den Herzogen von Northumberland und den Grafen Douglas herbeiführte, hatte der junge Heinrich Percy gesiegt, und unter vielen vornehmen Schotten auch den Grafen Douglas gefangen genommen. Er verweigerte es, diese Gefangenen, welche der König foderte, auszuliefern, und der König wollte dagegen den mit Percy engverbündeten jungen Grafen von Marche nicht auslösen, der in einem Raubkriege, den ein Walliser, Owen Glendower, von den Gebirgen von Wales aus führte, gefangen worden war. Der erzürnte Heinrich Percy ward jetzt die Seele einer gefährlichen Verschwörung,, an welcher der ganze mächtige Anhang seines Hauses Theil nahm, und zu der auch Douglas, dem seine Freiheit unter dieser Bedingung versichert ward, hinzutrat, voll Freude über diese Entzweiung der Feinde seines Vaterlandes. Heinrich sollte vom Throne gestürzt, der Graf von

---

*) Wie er umgebracht worden, ist zweifelhaft. Am wahrscheinlichsten ist, daß man ihn durch Hunger getödtet.

Marche, der mütterlicher Seits von dem zweiten Sohne Eduards III. abstammte, auf denselben erhoben werden.

Allein des Königs Glück und Kraft vereitelte diese Pläne, deren Ausführung die Verbündeten mit solcher Sicherheit gehofft, daß sie die ihnen vom Könige noch angebotene Verzeihung nicht annehmen wollten. Der Tag von Shrewsbury (1403) gab diesem den Sieg, und kostetete Heinrich Percy das Leben. Auch des Letztern Oheim, der Graf von Worcester, ward gefangen und enthauptet. Der Erzbischof von York, der einen neuen Aufruhr begann, unterlag auf gleiche Weise; der Graf von Northumberland ward bei einem ähnlichen Unternehmen erschlagen. So verschaffte sich endlich Heinrich IV. Ruhe vor seinen innerlichen Feinden, die nun entweder durch das Schwert vernichtet, oder durch den Schrecken entwaffnet waren.

Die Geistlichkeit, die gleichfalls an seiner Thronbesteigung großen Antheil hatte, blieb ihm treuer, weil sie seines Schutzes gegen einen Feind bedurfte, der die ganze Hierarchie bedrohete. Johann Wikleff, ein Vorläufer der Reformatoren, war in den letzten Jahren Eduards III. aufgetreten, hatte gegen das Verderben der herrschenden Kirche gepredigt, und die Quellen desselben in der weltlichen Macht und dem Reichthum der Geistlichkeit nachgewiesen. Er starb 1384, aber seine Lehren und Grundsätze fanden sehr viele Anhänger, und im Parlament, besonders im Hause der Gemeinen, wurden viele Vorschläge gethan, welche die Macht und den Reichthum der Geistlichen zu vernichten droheten; doch Heinrich widersetzte sich der Ausführung dieser Absichten, ließ Strafgesetze gegen die Wiklefiten als Ketzer ergehen, und erwarb sich dadurch die treue Ergebenheit des geistlichen Standes.

Gegen Schottland war er gesichert, seit er den

Sohn des Schottischen Königs Robert, Jacob, der nach Frankreich gebracht werden sollte, um vor dem Ehrgeize seines Oheims, des Herzogs von Albany *), gesichert zu werden, in seine Gewalt bekam (1406), und allen Bitten und Vorstellungen zum Trotz gleichsam als Unterpfand des Friedens behielt; vor Schmerz darüber starb der alte König von Schottland.

So befestigt und gesichert auf seinem Throne und in seinem Reiche, schien für Heinrich IV. der Augenblick gekommen zu seyn, die Verwirrungen Frankreichs zu benutzen, um den dort erlittenen Verlust an Ehre und Besitzthum, der dem einmal leidenschaftlich aufgeregten Volkshasse unerträglich war, zu ersetzen. Allein ein frühzeitiger Tod (1413) störte seine Pläne, deren Ausführung sein Sohn Heinrich V. übernahm. Dieses Fürsten kühne, frische Kraft, deren Uebermaß und Fülle schon in dem Spiele wilder jugendlicher Abenteuer übergeschäumt **), deren Tüchtigkeit in dem Ernste der bürgerlichen Kriege seines Vaters sich erprobt hatte, ergriff begierig einen Kampf, in dem des Englischen Adels unruhige Kraft sich auf eine unschädlichere Weise verzehren, er selbst mit dem Schimmer des Kriegsruhms oder gar mit dem Glanze der Französischen Krone sich schmücken konnte. Wie der Zustand Frankreichs dazu einlud, wird der folgende Abschnitt lehren.

---

*) Dieser Herzog von Albany ward beschuldigt, schon den ältesten Sohn des Königs, der seiner Obhut anvertraut war, durch Hunger aus dem Wege geräumt zu haben.

**) Wer kennt nicht die meisterhafte Darstellung Shakspeare's in seinem Heinrich dem Vierten!

33. Frankreich unter Karl VI.

Der Tod Karl V. versetzte das Französische Reich in einen ähnlichen Zustand, als Eduards III. Tod in England herbeigeführt hatte. Der Thronerbe, Karl VI., war zwölf Jahr alt; drei untereinander eifersüchtige Oheime machten sich den Einfluß auf die Regierung streitig, und das Volk war voll Unmuth über den harten Druck der Abgaben. Dies letztere Uebel ward durch die kurze Regentschaft des Herzogs von Anjou noch vermehrt, welcher, um für sein Unternehmen auf Neapel (oben S. 334.) Geld zu bekommen, den hinterlassenen Schatz des Königs plünderte, und die Auflagen erhöhete, statt sie zu vermindern, wie Karl V. auf seinem Todbette gewünscht hatte.

In den größeren Städten, wie in Paris, Rouen und anderen, entstanden darüber heftige Bewegungen, die um so gefährlicher werden konnten, weil in den Niederlanden die Flandrischen Städte, besonders Gent, angeführt von Philipp von Artevelle, einem Sohne des oben (S. 211.) genannten Jacob von Artevelle, um dieselbe Zeit in einem Kriege mit ihrem Grafen und dem Adel, den Stolz, ja den Uebermuth einer freien Selbständigkeit bewährten und behaupteten, und ihre That von den Französischen Städten als nachahmungswürdig gepriesen wurde.

Allein diese Gefahr ging vorüber, und die Französische Regierung fand Gelegenheit, die Flandrischen Unruhen zur Unterdrückung der einheimischen zu benutzen. Der von den siegreichen Gentern vertriebene Flandrische Graf flüchtete Hülfe suchend zum Französischen Könige. Der Oheim desselben, der Herzog von Burgund, dessen Einfluß

seit Anjou's Abzuge der bedeutendste war, unterstützte die Bitte um so mehr, weil er als Schwiegersohn und künftiger Erbe des Grafen, seinen eignen Vortheil dabei berücksichtigte. Der König zog an der Spitze eines ansehnlichen Heerhaufens nach Flandern, und besiegte dort in einer durch die hartnäckige Tapferkeit der Genter blutig gewordenen Schlacht bei Rosebek *) (1382) die Feinde.

Der Flanderer kühner Sinn ward zwar dadurch nicht gebrochen, aber die Französische Regierung benutzte den Sieg, um durch den Schrecken desselben die Französischen Städte zu demüthigen. Paris, gegen das die rückkehrenden siegreichen Schaaren anrückten, empfand zuerst die ganze Härte der Strafe. Die Bürger wurden entwaffnet, ihre selbständige Verwaltungsbehörde vernichtet, mehr als dreihundert Menschen hingerichtet, und die Uebrigen mit schweren Geldstrafen belegt. Ein ähnliches Schicksal traf die übrigen Städte. Der Widerstand von dieser Seite ward so vernichtet, daß von nun an auch gerechte Klagen nicht mehr gewagt werden konnten.

Von dieser Quelle ging also die Verwirrung Frankreichs nicht aus, wol aber bot die Verfassung desselben eine Veranlassung dazu dar, als Karl VI. heranwuchs und weder Verstand noch Charakter entwickelte. Eine Partei, an deren Spitze der Herzog von Orleans (Karls Bruder) und der Connetable von Clisson standen, machte den Oheimen des jungen Königs, den Herzogen von Berry und von Burgund, die Regierung streitig. Der König, der gleichfalls die strenge Vormundschaft seiner

---

*) Von dieser Schlacht sagt Froissard: si le commun de Flandres gagnoit la journée contre le royaume de France et que les Nobles fussent morts, l'orgueil seroit si grand en tous communautéz que tous Gentilshommes s'en répentiroient.

Oheime nicht liebte, ließ sich daher (1388) von jener Partei sehr leicht zu der Erklärung bewegen, daß er jetzt, zwanzig Jahre alt, die Regierung selbst übernehmen und führen wolle. Unter seinem Namen lenkte nun hauptsächlich Clisson Alles. Hierdurch aber ward der Stoff zu großen Parteiungen nur vermehrt, und bald endlich die Verwirrung auf den höchsten Grad gesteigert, als der junge König plötzlich in Wahnsinn verfiel. Der Ausbruch dieser Krankheit ward selbst für eine Folge jener Zwistigkeiten ausgegeben, und erfolgte auf einem Zuge, der wenigstens in jenen Entzweiungen seinen Grund hatte. Clisson, der ein heftiger und persönlicher Feind des Herzogs von Bretagne war, den auf der andern Seite der Herzog von Burgund hielt, hatte den König zu einem Kriegszuge gegen denselben bewogen, weil er einem Feinde Clissons Schutz und Aufenthalt gewährte (1392). Unterweges, als man an einem sehr heißen Sommertage über eine Heide zog, sprang plötzlich eine scheußliche Gestalt hinter einem Baume hervor dem Könige in den Weg, und rief ihm mit schauerlicher Stimme entgegen: „Gehe nicht weiter, du bist verrathen!" Sofort gerieth der König in einen Wahnsinn, der, nur von Zeit zu Zeit durch lichte Augenblicke unterbrochen, bis an seinen Tod, dreißig Jahre lang, dauerte *).

Jetzt eröffnete sich für die verschiedenen Parteien des Hofes ein neuer Spielraum, zum höchsten Unglück des Landes. Die beiden Oheime, als die unter solchen Umständen am meisten Berechtigten, übernahmen sogleich die Regierung, und der verhaßte Clisson mit seinem ganzen Anhange mußte weichen. Das erste Ergebniß der

*) Wenn, wie man sagt, der Herzog von Burgund die Sache anstiftete, so mußte er wenigstens den schwachen Zustand des Königs schon voraussetzen.

neuen Verwaltung war der schon angeführte acht und zwanzigjährige Waffenstillstand mit England. Aber die dadurch herbeigeführte äußere Ruhe gab den Kämpfern im Innern nur desto mehr Muße. Der Herzog von Orleans bemühete sich, die Stellung, die er hatte verlassen müssen, wieder einzunehmen. Er schloß sich zu diesem Behufe an die Königin Isabeau bis zu einer verdächtigen Vertraulichkeit an. Seine Gemahlin Valentina, Tochter des Johann Galeazzo Visconti, eine Frau voll Ehrgeiz und Ränkesucht, blies das Feuer noch mehr an, weil sie als eine kaum Ebenbürtige von der stolzen Herzogin von Burgund verachtet wurde. Die Herrschaft der beiden Parteien wechselte, und es blieb sich nichts gleich, als die schimpfliche Vernachlässigung des Königs, dessen Kindern es oft an dem Nöthigsten fehlte, der außerordentliche Druck des Volks und die frevelhafte Ueppigkeit des Hofes. Endlich schien der Herzog von Orleans sicher und fest zu stehen, als der alte Herzog Philipp von Burgund starb (1404). Allein der Sohn desselben, Johann, den schon sein Beiname, der Unerschrockene, als einen kühnen und heftigen Mann bezeichnet, wußte sich durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Dauphin und seines Sohnes mit der Schwester desselben erst einen Anhang am Hofe zu gründen, dann durch die Gunst des Volkes, dem er Schutz gegen den Druck der Abgaben versprach, Ansehen zu gewinnen, und durch die Macht, die ihm seine reichen Besitzungen *) gewährten, Gewalt zu erzwingen. Er erschien in Paris, und nöthigte die Kö-

*) Seit dem im Jahre 1383 erfolgten Tode des Grafen von Flandern waren die Franche Comté, Artois, Flandern, Mecheln und Antwerpen an dieses Burgundische Haus gekommen.

Königin und den Herzog von Orleans ihm das Feld zu räumen.

Die bisherigen Hofränke schienen sich nun in einen blutigen Bürgerkrieg zu verwandeln, indem der Herzog von Orleans, unterstützt von dem größten Theil des Adels, in's Feld rückte. Einige Wohlgesinnte, besonders die Pariser Universität, deren Stimme damals sehr viel galt, versuchten eine Versöhnung; die beiden Herzoge unterschrieben einen förmlichen Friedensvertrag, nahmen gemeinsam das Abendmahl, und schliefen, nach der Sitte der Zeit, in Einem Bette zusammen. Aber alles dieses hielt den Herzog von Burgund nicht ab, den Gegner seinem Ehrgeize und Hasse, der durch persönliche Beschimpfung noch erhöhet war *), aufzuopfern. Wenige Tage nach der feierlichen Aussöhnung ward der Herzog von Orleans ermordet (1407).

Johann gestand im ersten Schrecken selbst, daß „der Teufel ihn verführt habe;" aber nachdem er sich von Paris entfernt, um seine Streitkräfte zu sammeln, kam er nach der Hauptstadt zurück, seine That nicht als ein Werk des Teufels, sondern der Gerechtigkeit anerkennen zu lassen. Ein Doctor der Universität, der Franziscaner Johann Petit, mußte in einer ansehnlichen Versammlung in einer feierlichen Rede mit zwölf Gründen „zu Ehren der zwölf Apostel" beweisen, daß der Herzog von Orleans ein verabscheuungswürdiger Tyrann gewesen sey, daß die Mordthat das höchste Lob, der Mörder den größten Dank **) verdiene. Die gefährliche Macht

---

*) Der Herzog von Orleans hatte sich der Gunstbezeugungen der Herzogin von Burgund gerühmt.

**) „A l'exemple des rémunérations, qui furent faictes à monseigneur Sainct Michel l'Archange, pour avoir tué le diable."

des Herzogs gab dieser Beweisführung solchen Nachdruck, daß der unglückliche König durch eine feierliche Erklärung den Mord öffentlich als eine verdienstliche Handlung billigen mußte.

Allein kaum hatte der Herzog von Burgund sich wieder entfernt, als die Gemahlin des Ermordeten mit ihren Kindern, unterstützt von dem Grafen von Armagnac, dem Schwiegervater des jungen Herzogs von Orleans, in Paris erschien, und ein entgegengesetztes Urtheil erzwang. Johann ward für einen Mörder und Reichsfeind erklärt. Nun war der blutige Bürgerkrieg völlig entschieden. Ganz Frankreich theilte sich zwischen den Burgundern und Armagnacs; ihre Abzeichen, verschieden gestellte Kreuze und farbige Binden, verbanden und trennten leidenschaftliche Gemüther. Die Stadt Paris, der Mittelpunkt und der Preis der Kämpfe, war besonders für Burgund, und eine bewaffnete Rotte von 500 Schlächtern hielt ihn und seine Sache; aber demungeachtet bekam die Orleanische Partei auch von Zeit zu Zeit die Oberhand, und diese Uebergänge und Wechsel waren immer mit den blutigsten Auftritten verbunden.

Vergeblich versuchten friedliebende Männer, und besonders die Universität zu Paris, wiederholt die Entzweiten zu vereinen, 1409 zu Chartres, 1411 zu Auxerre, aber jeder eingegangene Vertrag ward bald wieder gebrochen, und der Bruch gab der Erbitterung nur neue Nahrung; die Parteien des Reichs wurden wie Feinde des Landes unter dem Panier der Oriflamme bekriegt, und die Feinde des Landes endlich als Partei hineingezogen. Burgund und Orleans knüpften nach den Umständen Verbindungen mit den Engländern an, die mit großer Freude die Selbstzerfleischung ihrer Feinde sahen.

Heinrich IV., der durch den Sturz Richards und

seine Verheirathung mit der verwittweten Herzogin von Bretagne *) den geschlossenen Frieden schon erschüttert hatte, war durch seine einheimischen Verhältnisse nur zu einer geringen Theilnahme fähig gewesen, aber sein Sohn und Nachfolger Heinrich V. beschloß, wie wir oben schon gesagt haben, kräftiger und entschiedener einzugreifen.

---

34. Neuer Krieg der Engländer gegen Frankreich.

(1415 — 1429.)

Heinrich begann seine feindlichen Angriffe gegen Frankreich damit, daß er Foderungen machte, deren Erfüllung er nicht erwarten konnte. Er verlangte zuerst die völlige Lehnsunabhängigkeit für Guienne und Ponthieu, und die Hand der Französischen Königstochter Katharina mit einer reichen Aussteuer; bald darauf foderte er alle von England jemals besessenen Länder wieder zurück. Was man Französischer Seits anbot, um diesen gefährlich drohenden Feind zu beschwichtigen, Abtretung des Theils von Guienne, der in Französischen Händen geblieben, konnte Heinrichen, welcher die günstigen Umstände zu gut kannte, nicht genügen. Er kündigte dem Französischen Könige durch einen drohenden Brief den Krieg an, und rasch folgte seine Landung an der Küste der Normandie. Harfleur war die erste Stadt, die er belagerte und die ihm zufiel (1415).

Diese Stadt ward wie Calais ein Thor, durch welches England zu ferneren Eroberungen in Frankreich

---

*) Sie war eine Tochter des berüchtigten Königs von Navarra, Karls des Bösen.

eindringen konnte. Allein dieses Mal konnte Heinrich nichts weiteres wagen. Der Sturm auf die Stadt und Krankheiten hatten seine Schaaren geschwächt, und die Französische Regierung sammlete unter dem Panier der Oriflamme ein Heer treugesinnter Franzosen, das vierzigtausend Mann stark heranrückte. Heinrich brach auf nach Calais, aber wie einst die Engländer unter Eduard III. gerieth er bald in große Gefahr, abgeschnitten zu werden. Mit Mühe kam er bei St. Quentin über die Somme, und bei Azincourt sah er sich am 25. Oct. gegen die vierfach überlegene Macht der Franzosen zur Schlacht genöthigt, wenn er weiter vorwärts kommen wollte. Er befand sich unter Umständen, die denen vor den Schlachten bei Crecy und Poitiers ganz ähnlich waren. Die Erinnerung an diese Tage mochte den Engländern Muth geben, und als ein Französischer Herold die Schlacht ankündigte, sagte Heinrich ruhig: Nun so mag der Ausgang seyn, wie es Gott gefällt.

Der König wählte seine Stellung sehr zweckmäßig für seinen kleinen Haufen zwischen Hecken und Gesträuch vor dem Dorfe, das ihm den Rücken sicherte. Da die Franzosen bis Mittag zauderten, und ihn in seiner festen Stellung nicht anzugreifen wagten, rückte Heinrich selbst vor. In einem glänzenden, mit den Wappen Frankreichs und Englands geschmückten Waffenrock, und bedeckt mit einem Helme, auf dem eine mit Juwelen verzierte Krone prangte, zog er an der Spitze des Gewalthaufens zum Angriff. Ein wohlberechneter Hinterhalt, die Bogenschützen und die eigne Tapferkeit Heinrichs, der so in's Getümmel gerieth, daß der Herzog von Alençon ihm mit seiner Streitaxt ein Stück der Krone vom Haupte schlug, verschafften auch dieses Mal den Engländern einen glänzenden Sieg. Mehr als

600 Französische Edelleute bedeckten das Schlachtfeld, und unter einer großen Anzahl Gefangener befanden sich der Herzog von Orleans und andere Französische Große. Der Sieger kehrte nach England zurück, ohne eine andere Frucht als die Ehre von seinem Siege zu erlangen, und trat erst nach zwei Jahren wieder auf den Kampfplatz, als der bis zur höchsten Erbitterung gesteigerte Parteigeist ihn von neuem einlud.

Der Herzog von Burgund, der schon bei der Schlacht von Azincourt nicht mitgefochten hatte, näherte sich, erzürnt wegen der Zurücksetzung, die er am Hofe erfuhr, wo damals Armagnac als Connetable und Regent des Reichs unumschränkt herrschte, den Engländern immer mehr. Mit Armagnac war der dritte Sohn des Königs eng verbunden, der seit dem Tode seiner älteren Brüder Dauphin, ihm ganz ergeben war, und seinen Haß gegen die Burgundische Partei theilte. Aber je mehr Armagnac sich durch Willkühr und Druck verhaßt machte, ja endlich auch die Königin Isabelle nicht mehr schonte, ihr zuerst ihren Schatz raubte, und zuletzt ihre Freiheit, indem er sie als der Unkeuschheit schuldig in's Gefängniß setzen ließ, wuchs die Gegenkraft Johanns. Er trat als Verfechter des gedrückten Volks auf, und befreiete die Königin aus ihrem Gefängnisse; darauf gelang es ihm, durch Einverständniß mit einer großen Partei, Paris zu überfallen, wo er ein schreckliches Blutbad anrichtete, in welchem Armagnac und sein ganzer Anhang, mehr als 2000 Menschen, auf eine grausame Weise um's Leben gebracht wurden. Der König war dabei in seine Hände gefallen, und die Königin hielt unter dem Zujauchzen der Menge ihren Einzug in die Hauptstadt, wo nun die Burgundische Partei die völlige Oberhand hatte. Der Dauphin, der durch die Thätigkeit

des Tanneguy du Chatel gerettet war, sammelte indessen an der Loire alle Feinde Burgunds.

Diese Verwirrungen ließ Heinrich V. nicht unbenutzt; er begann die Feindseligkeiten wieder *), und nahm einen großen Theil der Normandie ein, deren völlige Eroberung endlich durch den Fall von Rouen entschieden ward (1419). Weder Armagnac, als er noch herrschte, hatte etwas gegen Heinrich gethan, noch der Herzog von Burgund; jeder war nur beschäftigt mit seinen Leidenschaften. Doch endlich schienen beide Parteien ihren Haß vergessen zu wollen, um dem gemeinsamen Feinde des Landes entgegenzutreten; es ward eine Zusammenkunft zwischen dem Dauphin und dem Herzoge von Burgund beliebt. Zu Montereau, auf einer Brücke über die Yonne, ward ein zwiefaches Staket errichtet, innerhalb dessen die beiden Fürsten, jeder von zehn Rittern begleitet und von dem entgegengesetzten Ufer herkommend, sich unterreden sollten. Diese Vorrichtung verrieth schon ein unseliges Mißtrauen, von dem man nichts Gutes erwarten konnte; aber leider führte die am 10. Sept. 1419 wirklich angestellte Zusammenkunft nur noch Schlimmeres herbei. Die unmittelbare Annäherung alter Widersacher mochte, wenn man nicht von Seiten des Dauphin einen vorher angelegten Plan voraussetzen will, die zu tief gewurzelten Leidenschaften plötzlich wieder aufrufen, kurz, die Begleiter des Dauphin, der Ermordung des Herzogs von Orleans eingedenk,

---

*) Als Heinrich jetzt landete, kam ein Päpstlicher Legat, um ihn zum Frieden zu bewegen; Heinrich antwortete ihm auf Frankreich zeigend: toutes les causes pour lesquelles ung royaulme se doibt transferer en aultre main, y regnent; c'est le plaisir du benoist Dieu que en ma personne la translation se face et d'avoir possession du royaulme, auquel j'ay droict.

fielen über den Herzog von Burgund her und stießen ihn nieder.

Dieser Mord riß die Kluft zwischen den Parteien nur weiter aus einander. Ihn an dem Dauphin, den man als den Anstifter der That ansah, zu rächen, ward der einzige Gedanke des Sohnes des Ermordeten, Philipps des Guten, und aller Anhänger dieses Hauses. England ward ausersehen, die Rache vollführen zu helfen. Zu Troyes kamen Heinrich von England und Isabelle Königin von Frankreich, Philipp Herzog von Burgund und der mehr als je kranke König Karl zusammen, und schlossen einen Vertrag, durch welchen Heinrich mit Karls Tochter Katharina vermählt werden, und an des Dauphin Stelle die Nachfolge auf dem Französischen Throne, einstweilen die Verwaltung des Reichs haben sollte. Der Englische König hielt einen glänzenden Einzug in Paris, und ließ hier durch das Parlament den Dauphin als einen Mörder seiner Rechte förmlich für verlustig und zur ewigen Verbannung aus dem Reiche verurtheilen.

Diesem Worte That zu leihen, ward der Krieg von Seiten Englands mit Kraft und Glück fortgesetzt. Die Provinzen Champagne, Isle de France, die Picardie und Normandie, ein Theil von Anjou und Maine, außer den schon längst besessenen Guienne und Gascogne, fielen nach einander den Engländern zu. Der Herzog von Bretagne hatte sich auch wieder für sie erklärt, und der Dauphin ward immer tiefer jenseits der Loire zurückgedrängt. Da der wahnsinnige Karl VI. um diese Zeit starb (21. Oct. 1422), nahm sein Sohn zwar den königlichen Titel an, aber der Spottname des kleinen Königs von Bourges (in welcher Stadt er sich aufhielt), den ihm die Pariser gaben, zeigte, wie wenig seine Macht seinem angenommenen Titel entsprach. Der um

dieselbe Zeit (3. August 1422) erfolgte frühzeitige Tod seines furchtbaren Gegners, des Englischen Königs Heinrich V., konnte der Anfang eines neuen Lebens für ihn scheinen, allein zunächst verschlimmerte sich seine Lage nur immer mehr. Noch war der Haß seiner einheimischen Feinde so groß, daß Heinrich VI., der Sohn der Französischen Königstochter Katharina, am Grabe Karls VI. als König von England und Frankreich begrüßt ward. Dieser neue König war beim Tode seines Vaters kaum neun Monate alt, aber sein trefflicher Oheim, der Herzog von Bedford, dem der sterbende Heinrich V. die Französischen Angelegenheiten übertragen hatte, setzte den Kampf gegen Karl VII. mit Eifer und Glück fort.

Gleich in den beiden nächsten Jahren trugen die Engländer bei Crevant (1423) und bei Verneuil (1424) zwei Siege davon, welche den Untergang Karls VII. zu entscheiden schienen, aber der Herzog von Bedford konnte den letztern nicht gehörig benutzen. Denn sein Bruder, der Herzog von Gloceſter, hatte Jacobäa (Jaqueline), Erbin von Hennegau, Seeland, Holland und Friesland, die mit dem Herzoge Johann von Brabant, einem Vetter Philipps des Guten, vermählt war, entführt und geheirathet. Der Herzog von Burgund, der den Schimpf seines Vetters und Englands Festsetzung in diesen Ländern nicht leiden mochte *), gerieth darüber

---

*) Philipp der Gute hatte selbst die Augen auf diese Grafschaften gerichtet, die ihm bei der Kinderlosigkeit der Ehe Jacobäa's und des Herzogs von Brabant nicht entgehen konnten. Er setzte sich auch nach dem Tode seines Vetters (1427) und noch bei Lebzeiten Jacobäa's, deren Ehe mit Gloceſter wieder aufgelöset war, mit Gewalt in den Besitz dieser Länder. Brabant fiel damals einem Bruder Johanns, Philipp, zu, als aber auch dieser 1430 kinderlos starb, kam es ebenfalls an Philipp den Guten. Dazu kaufte er noch Luxemburg und Namur. Mit Wilhelm VI.,

in Zwist und endlich gar in Krieg mit dem Herzog von Glocester, wodurch Bedford wenigstens die Unterstützung von dieser Seite verlor, und in des Herzogs von Burgund Gemüth eine Lauigkeit gegen England sich gründete, die auch fortwirkte, trotz dem, daß Bedford diesen Zwist endlich ganz zum Schaden seines Bruders beilegte (1427).

Die Burgundischen Schaaren fochten nun wieder im Verein mit den Englischen, und der Graf von Salisbury (Bedfords Gegenwart war in Paris nöthig) brachte zugleich neue Verstärkung aus England und führte zu neuen Siegen. Alle einzelnen Punkte, die noch diesseits der Loire Karl VII. gehörten, wurden nach und nach überwältigt, und man schritt jetzt endlich zur Belagerung von Orleans, um sich einen Paß über die Loire zu eröffnen. War diese Stadt erst gefallen, so war das schwach vertheidigte Poitou verloren, und Karl VII. dann aus seinem letzten Zufluchtsort aufgejagt. Die beiden berühmten Englischen Heerführer Johann von Salisbury und Talbot trafen alle Anstalten, mit dem Eifer, welchen die Wichtigkeit dieses Unternehmens erfoderte (October 1428). Zwar die Bewohner der Stadt und die Besazzung unter dem Grafen Dunois (einem natürlichen Sohne des ermordeten Herzogs von Orleans), waren nicht minder eifrig und zum heftigsten Widerstande entschlossen; ihre Hartnäckigkeit und Ausdauer raubten manchem tapfern Englischen Krieger, auch dem Grafen von Salisbury, das Leben (Jan. 1429); aber es war doch zu fürchten, daß sie, immer enger umringt von den Werken der Engländer, nur den Ruhm haben würden, sich un-

---

dem Vater der Jacobäa, einem Enkel des Kaisers Ludwig, war der Mannsstamm der Grafen von Holland aus dem Bairischen Hause erloschen.

ter den Trümmern der Stadt, wie sie geschworen, begraben zu können.

Das letzte Mittel, welches die Stadt ergriff, sich zu retten, indem sie sich an den Herzog von Burgund wandte, damit derselbe für sie, als das Eigenthum eines Fürsten, der in England gefangen saß, Neutralität auswirkte, half nichts. Denn die Engländer, welche nur auf die Wichtigkeit des Platzes sahen, nur auf ihre durch den Widerstand gesteigerte Erbitterung hörten, schlugen dies Verlangen ab, wiewol sie den Herzog von Burgund dadurch so beleidigten, daß derselbe seine Schaaren von dem Belagerungs-Heer abrief. Die Bewohner von Orleans versuchten jetzt in der Verzweiflung noch einmel einen Ausfall, erlitten aber dabei einen solchen Verlust, daß ihre letzten Kräfte dabei zu Grunde gingen.

Die Entscheidungsstunde nahete für Orleans; von Karl VII. war keine Rettung zu hoffen. Dieser fand nicht einmal in sich selbst Stärke und Haltung. Gutmüthig und schwach, wodurch er schon bisher trotz seiner bedrängten Lage ein Spielwerk eifersüchtiger Parteien gewesen war, die den schlechten Stand seiner Angelegenheiten nur noch verschlimmert hatten, verzweifelte er an Allem, und faßte schon den Gedanken, sich nach Schottland oder Castilien zurückzuziehn, oder wenigstens nach der Dauphiné oder in die Gebirge von Auvergne. Nur seine kluge und entschlossene Gemahlin Maria von Anjou hielt ihn von der Ausführung dieser Entschlüsse ab *),

---

*) Man schreibt gewöhnlich der bekannten Maitresse des Königs, Agnes Sorelle, einen großen Antheil an dieser Sinnesänderung zu; aber Delort, in seinem Essai critique sur l'histoire de Charles VII., Paris 1824, hat bewiesen, daß die Ehre davon allein der Königin gebührt.

welche die letzten großen Vasallen, die ihm noch treu waren, von ihm losgelöset haben würde. Sie spornte ihn zur äußersten Verfechtung seiner königlichen Ehre. So half Liebe dem Könige, welchen Haß verdarb, zu frischeren Hoffnungen, aber ihn zu retten schien doch ein Wunder erfoderlich und ein solches — rettete ihn wirklich.

---

35. Das Mädchen von Orleans.

(1429 — 1430.)

Johanna d'Arc oder Day, eines Landmanns Tochter im Dorfe Dom Remy bei Vaucouleurs an der Gränze von Lothringen und Champagne, bewährte die Kraft der Begeisterung über alle irdische Gewalt, und die Einfalt einer gläubigen Seele machte die Kunst siegreicher Waffen zu Schanden. Von früh an durch Zurückgezogenheit und Gebet stets zu Gott hingewendet, hatte ihr frommes Gemüth sich gewöhnt, nur vom Himmel Hülfe zu suchen und zu hoffen für sich und den unglücklichen König Karl, an dem und der Armagnacschen Partei ihr vaterländisches Dorf immer festgehalten hatte *). Ein lebendiges Gefühl eigner Kraft, Stärke und Kühnheit, welches sich in ihrem nachmaligen öffentlichen Leben beurkundete, regte sie zu eigner That auf; beide Gefühle ihrer Seele mußten immer feuriger werden, je mehr die Noth des Königs stieg, und da sie zuletzt in Eins zusammenschmolzen, gestalteten sie sich zu Erscheinungen des Erzengels Michael und der heiligen Margaretha und Katharina, welche sie auffoderten, selbst das Werkzeug

---

*) Nahe dabei lag das Dorf Maxey, deren Bewohner Burgundisch waren. Zwischen beiden Dörfern kam es oft zu blutigen Händeln.

zu seyn, durch welches Gott die Rettung des Vaterlandes bewerkstelligen wolle. Ihre Demuth und Unbefangenheit erzeugten den Glauben an die göttliche Kraft, die aus ihr hervorbrach; die Ungläubigen bewogen sie, die Erscheinung zu ihren Zwecken zu nutzen, aber zur Einfalt die Klugheit, zum Glauben der Seele die Kraft des Arms zu gesellen.

Bei ihrem ersten Auftreten hatte sie mit dem Unglauben am meisten zu kämpfen. Da sie ihre eignen Eltern in dieser Hinsicht fürchtete, begab sie sich zu ihrem Oheim nach Bugie und entdeckte ihm ihren Wunsch, zum Könige geführt zu werden, dem sie ihren von Gott erhaltenen Auftrag verkündigen wolle. Der Oheim ging zuerst allein zum Ritter Baudricourt, dem Befehlshaber von Vaucouleurs, der ihm aber statt aller andern Antwort rieth, sie durch Ohrfeigen von ihrem Wahne zu heilen. Als Johanna endlich selbst zu ihm ging, fand sie keine bessere Aufnahme, sondern ward zurückgewiesen. Der Schmerz, den sie darüber empfand, zeigte die Festigkeit ihrer Ueberzeugung und ihres Glaubens *). An ihm entzündete sich allmählig der Glaube Anderer, und weil das Außerordentliche zur Rettung nöthig war, bewillkommnete man es um desto eher mit Vertrauen. Dies machte zuletzt Eindruck auf Baudricourt, und er scheint wol den König von dem Mädchen und ihrer Absicht unterrichtet zu haben.

So erreichte Johanna endlich doch ihren Wunsch. In männlicher Kleidung, welche sie seitdem auch nicht wieder ablegte, theils als viel schicklicher für das ihr aufgetragene Geschäft, theils als mehr geeignet, unter

---

*) „Ich muß hin, sagte sie mehr als einmal, und sollte ich mir die Beine bis an die Knie ablaufen" (dussé-je user mes jambes jusqu'aux genoux).

den Männern, mit denen sie verkehren mußte, jede sündliche Begierde abzuhalten, trat sie zu Pferde, von zwei Rittern begleitet, ihre lange und gefährliche Reise zum Könige an. Der Weg führte über reißende Ströme und zwischen feindlichen Schwärmen und Städten hindurch, dennoch langte sie nach elf Tagen glücklich in Chinon an, zum Erstaunen Aller, welche darin eine neue Bewährung ihrer göttlichen Sendung erkannten.

Am Hofe des Königs aber ward doch noch lange gestritten, ob man sie vorlassen solle oder nicht. Nach mancher vorhergegangenen Prüfung geschah es endlich. Johanna erklärte dem Könige mit Zuversicht, daß Gott sie zur Hülfe zu ihm gesendet, er solle ihr Leute geben, so wolle sie die Belagerung von Orleans aufheben, und ihn zur Krönung nach Rheims führen; denn es sey Gottes Wille, daß seine Feinde, die Engländer, in ihr Land zurückkehren sollten. Man sagt, sie habe dabei den König, der sich geflissentlich versteckt hatte, um sie zu prüfen, aus seiner zahlreichen glänzenden Umgebung herauserkannt. Dann habe sie ihm ein nur ihm allein bekanntes Geheimniß entdeckt.

Der König ließ nun noch zu Poitiers vor einer Versammlung von Rechts- und Gottesgelehrten ihre Aussagen prüfen, wobei man ihr mancherlei verfängliche Fragen vorlegte, auf die sie mit Verstand und Einfalt antwortete. Ein Predigermönch sagte ihr unter andern, warum sie, da es nach ihrem Vorgeben Gottes Wille sey, daß die Engländer vertrieben werden sollten, doch bewaffnete Leute fodere. „Die Krieger, sagte sie, werden kämpfen, und Gott wird den Sieg geben.“ Ein Karmelitermönch, ein sehr gelehrter und strenger Mann, sagte, die heilige Schrift verbiete, solchen Reden zu glauben, wenn sie nicht durch Zeichen und Wunder bestätigt

würden. „Ich bin nicht nach Poitiers gekommen, erwiederte sie, um Zeichen zu thun, führt mich aber nach Orleans, und ich werde euch dort die Wunder zeigen, um derentwillen ich gesandt bin.“

Man beschloß, dies nun zu versuchen, und unter ihrer Leitung eine Zufuhr von Lebensmitteln nach dem bedrängten Orleans zu schaffen. Der König ernannte sie gleichsam zum ersten Befehlshaber, und ließ sie mit allem dem versehen, was zu ihrer Würde im Aeußerlichen nöthig war. Sie selbst ließ sich zu Blois, wo die Anstalten zu dem Zuge getroffen wurden, eine weiße Fahne verfertigen, auf den Rath ihrer Erscheinungen, wie sie sagte. Auf derselben war der Heiland abgebildet, den Erdball in der Hand haltend und mit Lilien umgeben, nebst zweien knieenden Engeln an jeder Seite, und daneben die Namen: Jesus, Maria. Dieser Fahne bediente sie sich in allen Kämpfen und Schlachten als der einzigen Waffe, mit welcher sie ihre Feinde besiegen wollte. Sie hatte auch ein Schwert, das sie der Sage nach als versteckt hinter dem Altar in der Kirche der heiligen Katharina zu Fierbois und nah am Griffe mit fünf Kreuzen geziert, nachgewiesen, das man auf geschehene Nachsuchung an dem bezeichneten Orte gefunden und ihr gegeben hatte; doch sie bediente sich dessen nie, um damit Feinde zu tödten, sondern höchstens in der Noth, um Andrängende abzuwehren.

Ihre Fahne war ihr das Liebste, wie sie selbst sagte. Um diese sollten die Streiter sich sammeln, und in ihren Sinnbildern immer erinnert werden an den himmlischen Beistand, der ihnen verheißen. Um die Schaaren dieser göttlichen Hülfe würdiger zu machen, ließ sie das Wort Gottes lauter werden unter ihnen, als bisher. Alle mußten beichten und sich der göttlichen

Barmherzigkeit empfehlen. Sie beschränkte das Fluchen, Spielen und Plündern, und alle unzüchtigen Weibsperſonen mußten sich entfernen; man sah sie einst eine derſelben verfolgen und ihr den Degen auf dem Rücken zerschlagen. Auch sollte eine Schaar von Priestern unter einem besondern Banner den Zug begleiten.

Ehe sie abzog, sandte sie noch von Blois aus an die obersten Befehlshaber des Englischen Lagers vor Orleans einen Mahnungsbrief. „Edle und Tapfre, die Ihr vor Orleans stehet, gehet mit Gott nach Eurer Heimath zurück, und hütet Euch vor der Jungfrau; sie kommt, von Gott gesandt, des Königs Gut zurückzufodern. So Ihr nicht dem Worte Gottes und der Jungfrau glaubet, so werden wir Euch mit harten Schlägen schlagen, wo wir Euch treffen, und die Franzosen werden durch der Jungfrau Hülfe die merkwürdigste That ausführen, die jemals in der Christenheit ist gesehen worden.“ Auf die Rückseite schrieb sie: „Vernehmt das Wort Gottes und der Jungfrau; an den Herzog von Bedford, der sich Regent von Frankreich nennt für den König von England.“

Unter lautem Singen von Kirchenliedern, besonders des Veni Creator Spiritus (Komm heiliger Geist) zog sie an der Spitze ihres Haufens ab. Sie hatte bestimmt, daß man den Weg auf der Seite der sogenannten Beausse, auf dem rechten Ufer der Loire, nehmen sollte: weil man da aber auf die stärksten Werke der Engländer stieß, schlugen die übrigen Obersten, ohne ihr Wissen, den Weg auf dem linken Ufer durch die sogenannte Sologne ein, vorzüglich auf den Rath des Grafen von Dunois, mit dem man immer in Verbindung stand. Die Jungfrau erkannte es sehr wohl, als sie in Orleans Nähe angekommen war, und als Dunois aus

der Stadt herauskam, wandte sie sich zu ihm und fragte: „seyd ihr der Bastard von Orleans?" und als er antwortete: Ja, ich bin es, Johanna! sprach sie: „Wer gab euch den Rath, uns diesen Weg zu führen und warum nicht den andern, wo die Engländer ihre größte Macht haben." Da entschuldigte er sich damit, daß er und die übrigen Obersten dies für sicherer und besser gehalten hätten. „Im Namen Gottes, erwiederte Johanna, der Rath Gottes unsers Herrn ist besser und sicherer als der eure. Ihr habt mich betrügen wollen, aber seyd selbst betrogen!" und es diente, ihr und ihren Worten größern Glauben zu verschaffen, weil man doch zuletzt nur am andern Ufer, wo sie es gesagt, alles hineinbringen konnte, so daß das Heer erst nach Blois zurückziehen mußte, um dort über die Brücke der Loire zu setzen.

Als Johanna, zu Pferde und vollständig bewaffnet, ihren Einzug in Orleans hielt, wurde sie mit lautem Jubel empfangen. Ihr erster Weg war nach der Kirche, Gott zu danken. Dann begab sie sich in die Wohnung, die ihr im Hause des Schatzmeisters von Orleans angewiesen war. Da sie von frühem Morgen an bis zum Abend unter der Last der vollständigen Waffen stets zu Pferde gewesen war, ohne zu essen und ohne zu trinken, entwaffnete man sie nun und bereitete ihr eine herrliche Mahlzeit. Allein nach ihrer gewöhnlichen Mäßigkeit nahm sie nichts davon, als etwas Wein mit Wasser vermischt in einer silbernen Schale, in welche sie fünf oder sechs Schnittchen Brot that. Dies verzehrte sie. Hernach ging sie in das ihr eingeräumte Zimmer und legte sich schlafen. Die Tochter des Schatzmeisters schlief mit ihr in demselben Zimmer. So hielt sie es immer, und wo ihr weibliche Gesellschaft fehlte, mußte die männ-

liche

liche Kleidung in der sie schlief, der Schutz und Bewahrer ihrer Jungfräulichkeit seyn *).

Sie verlangte nun gleich am folgenden Tage einen Ausfall gegen die Engländer, und nur mit Mühe konnte man sie bewegen zu warten, bis das Heer von Blois angekommen seyn würde. Sie schickte unterdeß einen zweiten Brief an die Engländer, und foderte sie auf abzuziehn; aber die Feinde behandelten den Herold und Ueberbringer des Briefes schmählich, und droheten, die Jungfrau, die sie mit den ärgsten Schimpfnamen belegten, zu verbrennen, wenn sie in ihre Hände fallen würde. Doch zeigten sich schon Spuren, daß trotz dieser angeblichen Verachtung die Erscheinung in den Gemüthern der Englischen Soldaten Furcht und Schrecken erzeugte, während die Sicherheit und das Vertrauen, mit welchen die Jungfrau auftrat, handelte und sprach, die Franzosen ermuthigte. Denn die Ueberzeugung, daß das Mädchen mit wunderbaren und übernatürlichen Kräften handele, entstand schnell bei den Engländern, nur leiteten sie dies von Zauberei und Teufelskünsten ab. Sie hielten sich daher bald ruhig hinter ihren Belagerungswerken, auf welche nun, unter Anführung des Mädchens, verschiedene Angriffe gemacht wurden, fast alle mit glücklichem Erfolge, wiewol die Engländer in der Vertheidigung ihrer Werke große Hartnäckigkeit und Tapferkeit zeigten.

Ein sehr heftiger und blutiger Kampf entzündete sich daher um das größte und wichtigste Werk, den Thurm Tournelles auf der südlichen Seite. Johanna,

---

*) Charakteristisch ist in dieser Hinsicht noch, was ein Zeuge aussagte: Quand elle étoit en armes et à cheval, jamais elle ne descendit pour aucun besoin naturel. Et tous les gens de guerre s'émerveilloient qu'elle pût rester si long-tems à cheval.

welche in einem Augenblicke, wo die Ihrigen zu wanken schienen, herandrängte, eine Leiter faßte und anlegte, wurde dabei verwundet und verlor viel Blut. Sie weinte anfangs, bald aber faßte sie wieder Muth, indem sie sagte, sie sey eben getröstet worden. Sie gab nicht zu, daß man die damals gebräuchliche Magie des Besprechens bei ihrer Wunde anwendete (denn lieber will ich sterben, sprach sie, als etwas thun, was wider Gottes Gebot ist), ließ sich verbinden und ging, nachdem sie ihrem sie stets begleitenden Priester gebeichtet hatte, in den Kampf zurück, den die Feldherren eben abbrechen wollten, weil die Menge durch die Verwundung der Jungfrau erschreckt war, die Obersten aber bei der Erschöpfung der Ihrigen und der Annäherung der Dunkelheit, an der Eroberung des Bollwerks verzweifelten.

Johanna erschien jetzt wieder und ermunterte zur Fortsetzung des Kampfs, der sich endlich glücklich und zum Vortheil der Franzosen endete. Johanna war etwas bei Seite getreten um zu beten, und hatte ihre Fahne in den Händen ihres gewöhnlichen Trägers gelassen. Ein Anderer bemächtigt sich derselben und läuft damit gegen das Bollwerk. Johanna, die sie für verloren hält, eilt Jenem nach, entreißt ihm die Fahne und schwingt sie hoch in die Luft; ein neuer Schrecken bemächtigt sich der Engländer, neuer Muth der Franzosen. Diese beginnen mit frischer Siegsbegierde den Kampf, und das Bollwerk wird glücklich erstürmt. Wie sie es versprochen, zieht die Jungfrau siegreich über die Brücke in die Stadt ein, unter dem frohen Geläute aller Glokken und dem freudigen Zuruf der Bürger, denn dieser Sieg hatte die Rettung von Orleans entschieden. Die Engländer beschlossen jetzt, die Belagerung aufzuheben und zogen ab (8. Mai 1429). Johanna befahl, ihren Ab-

zug nicht zu stören, denn es ist der Wille Gottes, sagte sie, daß man sie gehen lasse, wenn sie gehen wollen.

So hatte die Jungfrau ihr erstes Versprechen erfüllt; denn daß nur ihrer wunderbaren Hülfe dieser Sieg zu danken sey, war die allgemeinste Ueberzeugung *). Sie verließ nun Orleans, um auch ihren zweiten Auftrag, die Krönung des Königs zu Rheims, auszuführen. Als sie zu dem Könige gekommen, kniete sie nieder vor ihm und sprach: „Wohledler Dauphin (denn so nannte sie ihn immer vor der Krönung), empfanget die heilige Salbung und eure königliche Krönung zu Rheims. Ich bin sehr begierig, euch hingehen zu sehen; darum eilt." Sie hatte aber hier wieder mit der berechnenden Klugheit der Führer und Feldherren zu kämpfen. Diese bestanden darauf, daß der König jetzt erst die Eroberung der Normandie versuchen sollte; dies schien leichter und wichtiger als der Zug nach Rheims, der mehr Gefahr und weniger Vortheil darbot, wiewol gerade die Verwegenheit der Unternehmung und der Zweck derselben, die Krönung, auf die Gemüther am meisten wirken mußte. Die Jungfrau widersprach daher kräftig, und setzte ihr Verlangen durch. Alle Vorbereitungen wurden mit Schnelligkeit getroffen, und zu Orleans kam eine Schaar von sechs bis sieben Tausend zusammen, um einen Weg zurückzulegen, auf welchem alle Städte, Schlösser, Brükken und Pässe in den Händen der Engländer oder Burgunder waren. Der Zug war also wirklich schwierig und bedenklich. Zwar erfochten jetzt die Franzosen bei Patay unweit Beaugency unter der Leitung der Jungfrau

*) Die Verehrung gegen sie als eine von Gott wunderbar begabte Jungfrau ging so weit, daß man ihre Kleider küßte, ja die Füße ihres Pferdes; sie selbst bezeigte darüber, als über ein abgöttisches Verfahren, Schmerz und oft Unwillen.

den ersten Sieg im öffnen Felde über die von dem kühnen Talbot geführten Engländer, und man mußte hoffen, daß dadurch das Schrecken der Feinde steigen würde. Doch wollte die erste wichtige, dem Herzoge von Burgund gehörige Stadt Auxerre, dem Könige die Thore nicht öffnen. Johanna drang auf Angriff und Sturm, aber Karl gestand der Stadt, für das Versprechen, dem Heere die nöthigen Lebensmittel zu liefern, Neutralität zu. Die nächste große Stadt Troyes that gar Widerstand, und das Heer, welches einige Tage vor derselben blieb, gerieth durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln in große Noth.

Im Kriegsrathe, dem Johanna nicht beiwohnte, ward berathen, was ferner zu thun sey. Die Meisten waren der Meinung, umzukehren und das gefährliche Unternehmen aufzugeben, Einige nur waren für die Fortsetzung des Zuges. In dem Augenblicke, wo der Streit der Meinungen heftig wurde, trat Johanna hinzu und sprach: „Edler Dauphin, berathet nicht länger, sondern laßt euer Volk gegen die Stadt ziehen. Im Namen Gottes, ich werde euch in drei Tagen durch Gewalt oder Güte in die Stadt bringen.“ Sie bestieg darauf ihr Streitroß, nahm ihre Fahne in die Hand, und befahl dem Heere, sich der Stadt zu nähern, und ordnete Alles zu einem Sturme an *). Alles gehorcht ihr mit freudiger Lust. Das ganze Lager geräth in Bewegung, die Trommeten schmettern, die Jungfrau zieht voran mit ihrer Fahne. Da bemächtigt sich ein plötzliches Schrecken der Besatzung und der Bewohner; sie verlangen zu vertragen, die Thore öffnen sich, und der König zieht ein.

*) Denn Kriegsleute erklärten, sie sey moult docte en armes.

Rasch trieb ihn Johanna vorwärts, jeder Verzug war ihr ein Schmerz. Nun gab es auch kein Hinderniß mehr. Chalons unterwarf sich sogleich, und als sich der König mit dem Heere endlich seinem Ziele, der Stadt Rheims, näherte, kamen ihm schon die Abgeordneten der Stadt entgegen, und versprachen Unterwerfung und Aufnahme (16. Juli 1429). Ganz eilig wurden während der Nacht die Anstalten zu der Feierlichkeit gemacht, die am folgenden Tage, einem Sonntage, vor sich ging. Während der Krönung und Salbung stand Johanna mit ihrer Fahne in der Hand neben dem Könige.

Nach Vollendung derselben kniete sie vor Karl VII. nieder, umfaßte seine Knie, und sprach mit Thränen in den Augen: „edler König! jetzt ist Gottes Wille erfüllt, der verlangte, daß ich die Belagerung von Orleans aufheben und euch nach dieser Stadt Rheims führen sollte, um eure heilige Salbung zu empfangen.“ Einige sagen, sie habe nun um die Erlaubniß gebeten, sich zurückziehen zu dürfen, weil ihre Sendung vollendet sey. Wenigstens zeigte sie von jetzt an bei allen weiteren Unternehmungen, an denen sie fortwährend Theil nahm, keinen eigenen Willen, sondern folgte den Beschlüssen und Wünschen der Obersten, und wirkte nur durch ihre Gegenwart auf den Muth und die Lust des Heeres, das zur fernern Vertreibung der Engländer auszog.

Die in der Nähe von Rheims gelegenen Städte ergaben sich dem Könige von Frankreich in großer Zahl, und die Engländer setzten alle Kräfte in Bewegung, diese reißenden Fortschritte zu hemmen. Man ließ mit aller Eile Verstärkungen *) aus England kommen, und

---

*) Aber man hatte Mühe, die Leute zum Kriege in Frankreich zu bewegen. Alle waren voll Angst, terrificati incantatio-

der Regent von Frankreich, der Herzog von Bedford, ging mit einem ansehnlichen Heere die Seine hinauf bis nach Montereau an der Yonne, von wo aus er eine Herausfoderung an Karl VII. ergehen ließ. Aber das königliche Heer zog kühn weiter gegen Paris, ging nach der Eroberung von Compiegne über die Oise, und bedrohete sogar die Gränzen der Normandie, so daß der Regent erst nach Paris zurück, endlich nach der Normandie ziehen mußte, um diese wichtige Provinz zu sichern. Zugleich wurden auf das wiederholte Andringen der Jungfrau Versuche zum Frieden beim Herzog von Burgund gemacht; aber für jetzt waren diese Versuche eben so vergeblich, als der, welchen das Französische Heer nach dem Abzuge Bedfords nach der Normandie auf Paris machte; noch hingen beide der Englischen Partei zu sehr an.

Bei dem Angriffe auf Paris ward Johanna, die sich bis an den nächsten Graben wagte, und den Parisern zurief, sich ihrem rechtmäßigen König zu unterwerfen, verwundet. Erschöpft von der Anstrengung und dem Blutverlust warf sie sich hinter eine Erhöhung nieder, wo sie den ganzen Tag bis zum Abend liegen blieb, der Gefahr sehr ausgesetzt, ohne daß man sich um sie bekümmert hätte. Seit das Glück die Französischen Waffen wieder erhoben, scheint man sie vernachlässigt zu haben; die mühsam zurückgehaltene Eifersucht der Führer ward rege, da man ungewöhnlicher Mittel nicht mehr zu bedürfen glaubte *). Johanna, entweder

---

nibus puellae, wie es in einer Bekanntmachung der Englischen Regierung heißt.

*) Der König selbst ließ es nach einiger Zeit nicht an Beweisen seiner Dankbarkeit fehlen. Er erhob ihre ganze Familie in den Adelstand (December 1429), und richtete ihr einen glän-

weil sie dies fühlte, oder auch durch den unglücklichen Ausgang eines von ihr geleiteten Unternehmens betrübt, erneuerte ihren Wunsch, in die Dunkelheit zurücktreten zu dürfen. Allein sie ward von allen Seiten mit Bitten und Lobeserhebungen bestürmt und zum Bleiben bewogen. Sie folgte nun erst dem Könige, der wieder nach der Loire hinzog, und begleitete dann das Heer zu neuen Unternehmungen, wiewol ihr nach ihrer Versicherung bald darauf ihre Stimmen und Erscheinungen versicherten, daß sie von den Feinden würde gefangen werden. Dieses Unglück begegnete ihr auch bald. Nach vielen anderen kleinen Zügen begab sie sich nach Compiegne, um diese Stadt, welche von den Engländern belagert wurde, vertheidigen zu helfen. Bei einem unglücklich abgelaufenen Ausfalle, wo sie, wie gewöhnlich bei solchen Rückzügen, langsam ritt, blieb sie hinter den Ihrigen so weit zurück, daß sie von den Engländern nahe vor der Landwehr der Stadt erreicht, und Abends den 23. Mai 1430 von einem Burgundischen Schützen gefaßt und vom Pferde gezogen ward.

Die Furcht der Feinde vor ihr bewährte sich durch die unmäßige Freude, welche diese Nachricht überall verbreitete, und durch die bittere Rache, welche man an ihr zu nehmen gedachte. Man suchte sie daher zunächst den milden Händen Johanns von Luxemburg, eines Burgunders, dem sie der Schütze verkauft hatte, zu entreißen. Die Engländer machten den Grundsatz geltend, daß sie nicht als eine Kriegsgefangene zu betrachten und zu behandeln sey, sondern als eine Zauberin und Teufelsbannerin; in dieser Hinsicht foderte sie die Pariser Universität,

---

zenden Hofstaat ein. Auf ihr Ansuchen befreiete er auch die beiden Dörfer Maxey und Dom Remy von allen Steuern, welche Befreiung bis auf die Französische Revolution fortgedauert hat.

und besonders der den Engländern ganz ergebene Bischof von Beauvais, in dessen Sprengel sie gefangen war, vor das Gericht der Kirche. Nach langen Unterhandlungen erreichten sie ihren Zweck, indem der König von England eine ansehnliche Geldsumme zur Entschädigung für das Lösegeld zahlte, welches Karl VII. den Burgundern für sie angeboten zu haben scheint. Von diesen Absichten unterrichtet, und in der höchsten Furcht, den Engländern in die Hände zu fallen, stürzte sich Johanna von der Höhe ihres Thurmes hinab. Ohnmächtig und stark verwundet, ward sie aufgehoben, und bald darauf den Engländern überliefert. Diese schafften sie nach Rouen, wo sie in einem festen Thurm *), mit schweren Eisenketten gefesselt liegen mußte, bewacht von Leuten der gemeinsten Klasse, die durch grobe, verhöhnende und schmutzige Reden ihr Gefühl verletzten, oder sich auch unanständige Mißhandlungen erlaubten. Ihr Tod ward beschlossen; nur dann hoffte man das Glück wiederzugewinnen, welches die Englischen Fahnen mit jedem Tage mehr verließ, und mit einem solchen Zwecke im Auge ward nun das Verfahren gegen sie von einem aus lauter Franzosen bestehenden Gerichte unter Leitung des Bischofs von Beauvais begonnen.

Ohne die Hülfe eines gerichtlichen Beistandes, ihrer Jugend und Einfalt überlassen, ward Johanna nun täglich fast vier Stunden lang verhört. Man legte ihr lauter verfängliche, verwickelte und verwirrende Fragen vor, wobei sie aber zur Verwunderung Aller, eine über ihre Jugend, ihr Geschlecht und sonstige Bildung gehende

---

*) Sie hätte eigentlich, da sie jetzt als eine Frevlerin gegen die Kirche behandelt ward, auch in ein geistliches Gefängniß gebracht werden müssen, aber der Bischof von Beauvais wollte dies, um den Engländern zu gefallen, nicht zugeben.

Ruhe, Klarheit, Einsicht und Geistesgegenwart zeigte. Stürmte die Rachbegierde oder Neugierde allzuheftig mit Fragen auf sie ein, so sagte sie mit aller Ruhe: „Einer nach dem Andern, liebe Herren." Als man sie fragte, ob sie glaube in der göttlichen Gnade zu seyn, antwortete sie: „Gott möge mich darin aufnehmen, und wenn ich darin bin, so möge Gott mich darin erhalten; denn ich möchte lieber todt als der Gnade und Liebe Gottes nicht theilhaftig seyn." Auf die Frage, ob sie den Ihrigen gesagt, daß die Pfeile und Schwerter der Feinde ihnen nicht schaden würden, oder daß die nach dem Muster der ihrigen gemachten Fahnen, ein besonderes Glück hätten, antwortete sie schön: „Ich rief: dringt ein in die Engländer! und drang selbst hinein." Als sie versprechen sollte, aus dem Gefängnisse nicht zu entfliehen, bei Strafe als eine Ketzerin behandelt zu werden, sagte sie keck: „Nein, ich werde gern entweichen und jenes nicht versprechen." Manche läppische Frage beantwortete sie mit einer Art von Laune. Man fragte sie, wie der Engel Michael aussähe: „Wie ein tüchtiger rechtschaffener Mann," war ihre Antwort." Dem, der sich erkundigte, ob die Erscheinungen nackt gingen, erwiederte sie: „meint ihr, es könne Gott ihnen keine Kleider schaffen?"

Standhaft und fest beharrte sie dabei, daß sie bloß zu Folge der Offenbarungen, welche sie erhalten *), gehandelt habe. Die Beschaffenheit dieser Offenbarungen war der Hauptgegenstand des Verhörs, aus dem die Richter endlich herausbrachten, daß alle ihre Erscheinungen nicht von Gott kämen, noch von den Engeln und

*) Es ist merkwürdig, wie kritisch sie das Vorgeben einer andern Frau, welche Erscheinungen zu haben behauptete, prüfte, und es zuletzt für Täuschung und Irrthum erklärte.

Heiligen, vielmehr sey Alles Teufelswerk, Aberglaube und Zauberei. Vorzüglich sah man darin eine offenbare Gotteslästerung, daß ein Weib einen göttlichen Befehl wolle bekommen haben, Mannskleider zu tragen. Dem gemäß ward sie als ein verdorbenes Glied aus der Kirche ausgestoßen, und dem weltlichen Arm zur Bestrafung übergeben.

Aber nicht zufrieden, daß man sie verdammt hatte, wollte man zu ihrem und ihres Königes Schimpfe noch vorher einen Widerruf von ihr erzwingen. Sie mußte zu diesem Behufe ein auf einem öffentlichen Platze errichtetes Gerüst besteigen. Hier hielt vor einer großen Volksmenge ein Meister Nikolas Midi, ein Gottesgelehrter, an sie eine Rede voll Beschimpfungen gegen sie und gegen Karl VII., der sich als ein wahrer Unchrist und Ketzer ihrer teuflischen Künste bedient hätte. „Sprecht von mir, unterbrach ihn Johanna, aber nicht vom Könige. Er ist ein guter Christ.“ Darauf legte man ihr einen Zettel vor, des Inhalts, daß sie alle ihre Worte und Reden, welche von der Kirche verdammt seyen, abschwören sollte. Man stürmte auf sie ein mit Ermahnungen und Vorstellungen, und drohete ihr, daß sie widrigenfalls verbrannt werden würde. Johanna wankte endlich, und unterzeichnete eine Abschwörungsformel.

Sie ward nun wieder in die Kirche aufgenommen, aber doch als eine schwere Sünderin gegen Gott zu ewigem Gefängniß bei Wasser und Brot *) verurtheilt. Sie legte nun auch weibliche Kleidung an, und mußte versprechen, sich der männlichen nie wieder zu bedienen. Aber wahrscheinlich war die Lossprechung nur ein Gau-

---

*) „Au pain de douleur et à l'eau d'angoisse,“ heißt es in dem Urtheile.

kelspiel; man rechnete mit Sicherheit auf eine Veranlassung, die einen Vorwand zu ihrem Tode geben könnte, und zwang Johanna sie herbeizuführen. Man brachte sie wider ihre Erwartung und wider das gegebene Versprechen in ihr voriges Gefängniß zurück, wo sie, wie vorher, von rohen Soldaten unmittelbar in ihrem Zimmer bewacht ward. Diese nahmen an einem Morgen absichtlich die weiblichen Kleider weg, und legten die männlichen hin, deren sich Johanna, nachdem sie bis an den Mittag gelegen, endlich bedienen mußte, um zur Befriedigung eines natürlichen Bedürfnisses aufstehen zu können. Nun frohlockten ihre Feinde, welche sie verderben wollten. Der Bischof von Beauvais begab sich sogleich in ihr Gefängniß, sie darüber zu verhören. Da sie nun auf die Frage desselben, ob sie noch ihren angeblichen Offenbarungen anhänge, ganz keck erklärte, daß sie dergleichen noch immer gehabt, daß sie, ohne recht zu wissen was in der Abschwörungsformel gestanden, nur aus Furcht vor dem Feuertode gethan habe, was sie gethan, und in der Voraussetzung daß ihr Widerruf Gott genehm seyn würde, und daß sie, wenn die Richter es verlangten, ihre weiblichen Kleider wol wieder anlegen, aber sonst nichts anderes thun würde, so ward sie nun für eine rückfällige Ketzerin und des Feuertodes schuldig erklärt.

Dieses Urtheil ward ohne Säumen an ihr vollzogen. Den 30. Mai 1431 wurde sie auf einem Karren nach dem Richtplatze geführt, umringt von einer zahlreichen bewaffneten Schaar. Als sie ihr Urtheil gehört, knieete sie nieder und betete zu Gott und allen Heiligen, mit einer solchen Inbrunst, daß selbst Englische Gemüther zu Thränen gerührt wurden. Englische Soldaten ergriffen sie darauf, und schleppten sie mit

Heftigkeit nach dem Scheiterhaufen. Hier setzte man ihr eine Mütze auf, worauf die Worte standen: Ketzerin, Rückfällige, Abtrünnige. Dem Scheiterhaufen gegenüber war eine Tafel aufgerichtet, worauf das Verzeichniß aller ihr Schuld gegebenen Verbrechen stand: Verführung des Volks, Zauberei, Gotteslästerung, Grausamkeit, Sittenlosigkeit, Anrufung des Teufels u. s. w. Ein Geistlicher begleitete sie bis zum Holzstoß, und war so eifrig in seinem Trösten und Beten, daß Johanna ihn auf die geschehene Anzündung aufmerksam machen mußte. Sie bat ihn, wenn er unten sey, ihr das Crucifix vorzuhalten, damit sie es bis zum letzten Augenblick sehen könnte. Unter steter Anrufung des Heilands und aller Heiligen des Paradieses, erwartete sie diesen Augenblick als das Ende ihrer Qualen, die dadurch verlängert wurden, daß auf Veranstaltung ihrer Feinde die Flamme sie nicht sogleich berühren konnte. Als sie endlich verschieden war, mußte der Henker das Holz wegräumen, und den nackten Leichnam aller Welt zur Schau stellen, damit man nicht sagen könnte, daß sie verschwunden sey. Nun erst wurde sie zu Asche verbrannt, welche der Cardinal von Winchester in die Seine werfen ließ, damit die Verehrung keinen Stoff und Anhalt finden konnte.

Denn Viele waren gerührt und riefen aus: sie sey eine heilige Märtyrerin und für den Glauben gestorben. Allerdings war sie in diesem Glauben für das Vaterland gestorben und den König. Man hat dem Letztern den Vorwurf gemacht, daß er nichts gethan habe, sie zu retten. Allein ihre Person den Händen der Engländer wieder zu entreißen, war, alle Umstände wohl berechnet, für ihn unmöglich. Ihre Ehre und ihr Andenken aber wenigstens zu retten, ließ er 1449, so bald Rouen in seine Hände gefallen, auf eine feierliche Weise das ganze

gegen sie angewandte gerichtliche Verfahren prüfen. Es ward nebst dem daraus hervorgegangenen Urtheil gegen alle rechtliche Form befunden, und als ein Werk der Gewaltthätigkeit und Bosheit erklärt. In allen Städten des Königreiches, besonders in Rouen, ward die Nichtigkeit des Urtheils öffentlich verkündigt. Auf dem Platze, wo Johanna verbrannt worden war, wurde eine feierliche Procession gehalten, öffentlich zu ihrem Lobe gepredigt und ihr ein Denkmal errichtet. Der höhere Richterstuhl der unparteiischen Geschichte hat diese Rechtfertigung der begeisterten Heldin bestätigt, und ihr Denkmal aus den beschränkten Mauern einer Stadt auf den großen Schauplatz der Welt hinausgeführt.

---

36. Karls VII. fernere Regierung.

(1431 — 1461.)

Von dem Feuer, worin die jungfräuliche Heldin zu Asche verbrannt war, sollte, wie die Engländer hofften, sich neuer Glanz über ihre Waffen verbreiten; zum Unterpfande dieser neuen Hoffnungen ward gleich nach der Hinrichtung der Johanna, Heinrich VI. zu Paris zum Könige von Frankreich gekrönt. Allein wie nach der Fabel der Phönix aus seiner Asche, so schien aus der der Jungfrau das Glück Frankreichs nur schöner hervorzugehen.

Mancherlei Versuche, einzelne Städte wieder zu erobern, worin eigentlich von beiden Seiten der Krieg bestand, mißlangen den Engländern nicht nur, sondern sie verloren auch eine Hauptstütze ihrer ganzen Macht durch die Aussöhnung des Herzogs von Burgund mit dem Könige von Frankreich. Wie schon früher zwischen

den Burgundern und Engländern eine gegenseitige Kälte eingetreten war, ist oben bemerkt; der Tod der Gemahlin Bedfords, einer Schwester des Burgundischen Herzogs, lösete das persönliche Band der beiden Häupter, und der hohe Preis, welchen der König für die Aussöhnung zu bezahlen geneigt war, zog den Herzog gänzlich ab. In dem Frieden von Arras (1435) erhielt Philipp Macon und Auxerre abgetreten, und auf seine und seines Sohnes Lebzeiten Peronne, Montdidier und die Städte an der Somme (St. Quentin, Abbeville, Amiens u. s. w.) verpfändet. Der König erklärte, daß er an dem Morde Johanns des Unerschrocknen keinen Theil gehabt und verhieß, an der Stelle, wo er ermordet und begraben worden, eine Kapelle und ein Kreuz errichten zu lassen, und eine Seelenmesse für ihn zu stiften *). Wie sehr die Engländer die Größe dieses Verlustes fühlten, zeigte die üble Behandlung, welche der Burgundische Bote und Ueberbringer dieser Nachricht in London erfuhr. Kaum konnten die obersten Behörden ihn vor Gewaltthätigkeit und Mißhandlungen schützen **).

Den Trost und Ersatz, den sie in dem Geiste und Muthe Bedfords, welcher bisher mit so vielem Verstande die Angelegenheiten in Frankreich geleitet hatte, allenfalls dafür hätten finden können, raubte ihnen der Tod dieses vortrefflichen Mannes, der wenige Monathe nach dem

---

*) Wie sehr der alte Parteihaß erloschen war, bewies, daß Philipp der Gute dem Herzog von Orleans, der seit der Schlacht von Azincourt in Englischer Gefangenschaft schmachtete, sein Lösegeld von 80,000 Pf. Sterl. nach heutigem Geldwerthe bezahlen half.

**) Doch nahm der Herzog von Burgund nur kurze Zeit thätigen Antheil an dem Kriege gegen England. Bald erfolgte ein Waffenstillstand, den das eng verschlungene Handelsverhältniß zwischen England und den Niederlanden nöthig machte.

Frieden von Arras zu Rouen starb. Dieser Verlust hatte fast noch traurigere Folgen, weil die unglückliche Spaltung an dem Hofe des willenlosen Heinrichs VI., zwischen dem Cardinal von Winchester und dem Herzoge von Gloceſter alle Geschäfte verwickelte, und sieben Monathe vergehen ließ, ehe in der Person des Herzogs von York ein neues, und bei der bedrängten Lage der Engländer so unentbehrliches Oberhaupt nach Frankreich geschickt ward.

Diese Zeit benutzten die Franzosen desto eifriger, oder vielmehr — da der schwache König selbst ein Spielball feindlicher Parteien seines Hofes war *) — die in den Gemüthern der Franzosen mit dem Absterben des Parteihasses aufgelebte volksthümliche Gesinnung kam dem Könige freiwillig entgegen. Am 18. April 1436 zogen der Connetable und der Graf Dunois in Paris ohne Widerstand zu finden ein, und der König hielt im folgenden Jahre seinen Einzug unter großen Feierlichkeiten, wobei unter andern ein in der Luft schwebendes, als Engel gekleidetes Kind, ihm einen mit Lilien bezeichneten Schild überreichte. Unter diesem Panier hoffte das hart gedrückte Volk fortan Schutz und Frieden zu finden. Der letztere war das sehnlichste Bedürfniß aller, besonders der nördlichen Provinzen, welche, von feindlichen Schaaren und den unbesoldeten eigenen Kriegern um die Wette gemißhandelt, dem unsäglichen Jammer fast erlagen. Man eröffnete daher 1440 mit England Unterhandlungen. Dort waren die Parteien über nichts einig, also auch nicht über die Französischen Angelegenheiten. Gloceſter, der an den Hoffnungen und Wünschen

---

*) 1439 erregten die Herzoge von Alençon und Bourbon, die Grafen von Vendome und Dunois u. A. gegen den König und seinen Liebling Karl von Anjou einen Aufruhr, der bei dem Volke den Namen der Praguerie führte.

seiner verstorbenen Brüder, des Königs Heinrich V. und Bedfords, noch festhielt, wollte nichts aufopfern. Der Cardinal von Winchester und sein Anhang dagegen setzten, vielleicht schon aus Haß gegen Glocester, ihre Erwartung mehr ins Gleichgewicht mit der Lage der Dinge, und waren bereitwilliger, fahren zu lassen, was sie nicht für leicht hielten zu behaupten. Glocester wünschte seinem Zweck gemäß, da jetzt die Vermählung des jungen Königs berathen ward, daß man die Tochter des Grafen von Armagnac wählen sollte, um durch eine solche Verbindung die Macht der Engländer in Frankreich desto mehr zu stützen; die andere Partei aber ersah sich die geistvolle und männliche Margarethe von Anjou, deren Oheim, Karl von Anjou, Liebling und erster Minister Karls VII. war. Dieser Kampf schlug ganz zum Vortheil Frankreichs aus. Glocester vereitelte zwar den Frieden, weil er die Normandie und alle übrige Eroberungen in völliger Unabhängigkeit von der Französischen Krone behalten wollte; aber seine Gegner setzten doch einen Waffenstillstand durch (1444) und die Vermählung des Königs mit der Margarethe, deren Hand man gleichsam erkaufte, indem man ihrem Oheim die Grafschaft Maine abzutreten versprach *). Bald ward auch Glocester selbst das Opfer der Ränke dieser seiner Gegner. Man brachte eine Hochverrathsklage gegen ihn auf, und warf ihn in das Gefängniß, wo er eines Tages todt gefunden ward (1447).

Die Französische Regierung, wenn auch nicht der König selbst, der in den Armen seiner Agnes Sorelle nur dem

*) Auch die Loslassung des Herzogs von Orleans war das Werk des Cardinals von Winchester; Glocester hatte sich dagegen gesetzt.

dem fröhlichen Müssigange sich ergab, benutzte die Zeiten der Ruhe, um sich zu stärken. Nachdem man die wilden zügellosen Kriegsrotten, die wie gewöhnlich die Uebel des Krieges in den Frieden übertrugen, auf die Schweiz und Deutschland, wo wir ihre Erscheinung noch erwähnen werden, gewälzt hatte, behielt man einen kleinen Theil unter dem Titel der Ordonnanz-Compagnien bei, verpflichtete sie durch regelmäßige Bezahlung zur Zucht im Frieden, und sparte sie als eine geübte Kraft für den Krieg; zu gleichem Zwecke stiftete man unter dem Titel von Francs Archers (Freischützen) eine ansehnliche Masse Fußvolks. So gerüstet sah man den Bruch des Waffenstillstandes, den die Ungebundenheit eines Englischen Kriegsobersten herbeiführte (1448), nicht ungern.

Man begann den Krieg wieder mit den größesten Erwartungen, die auch nicht unerfüllt blieben. Mit vier Heeren ward sogleich von Französischer Seite die Normandie angegriffen, die sich durch die Sorglosigkeit der Englischen Regierung, welche über den innerlichen Parteikampf alle Fürsorge für den künftigen Krieg vergessen hatte, in einem wehrlosen Zustand befand. Wie sich die Franzosen den Städten nur näherten, öffneten sie auch ihre Thore; vergeblich suchte der Herzog von Sommerset mit seinem kleinen Haufen Rouen zu halten. Gedrängt von Außen und Innen, denn die Stadt selbst verlangte die Uebergabe, konnte er sich seinen Rückzug nach Harfleur nur durch eine groſe Geldsumme und Uebergabe einiger von den Engländern besetzten Städte (1449) erkaufen. Zu spät erschien aus England ein Hülfshaufen, der auch nicht bedeutend war; er erlag bei Formigny (1450) der Uebermacht der Franzosen. Mit Cherbourgs Fall war die Eroberung der ganzen Normandie innerhalb eines Jahres vollendet.

Nun wendeten sich Frankreichs siegreiche Waffen gegen Guyenne. Einem reißenden Strome gleich warfen sie jeden Widerstand nieder. Ein Taumel schien sich aller Gemüther bemächtigt zu haben. Herren und Städte drängten sich unter das Panier des Französischen Königs. Daß es wirklich wie im Taumel geschah, zeigte sich dadurch, daß bald darauf Viele wieder zu sich kamen, die rasche Handlung bereueten und Englands Herrschaft von neuem herbeiwünschten. Der achtzigjährige Talbot, Graf von Shrewsbury, erschien mit Englischen Kriegsschaaren; Bordeaux eröffnete ihm seine Thore, und von hier aus breiteten sich die Englischen Waffen noch einmal siegreich aus. Castillon, Cadillac, Libourne, Fronsac und andere Oerter und Schlösser, fielen wieder in Englische Gewalt.

Doch rasch eilten die Französischen Helden herbei, und bei Castillon an der Dordogne (1453) erfolgte ein hartnäckiges Treffen, in welchem die Franzosen siegten und sich den Besitz Guyenne's erkämpften, der treffliche Talbot, der ein halbes Jahrhundert hindurch das Schrekken der Franzosen gewesen war, sein Leben verlor, die letzte Kraft der Engländer in Frankreich vernichtet und ihr letzter Versuch vereitelt ward.

Die Engländer, welche von allen ihren Besitzungen in Frankreich nichts übrig behielten als Calais, ließen ihren Unmuth über diese Verluste, nicht durch einen Angriff auf Frankreich, sondern gegen die einheimische Regierung aus, welche durch einen schwachsinnigen König, Heinrich VI., den man verachtete und durch eine kluge Königin, Margarethe, die man als eine Französin unter diesen Umständen haßte, gehandhabt ward. Die beiden ersten Rathgeber des Hofes, die Grafen von Suffolk und Sommerset, welchem Letztern man besonders den

Verlust der Normandie, wo er befehligt hatte, zuschrieb, wurden vom Parlament angeklagt und gestürzt. Es war dies aber nur das Vorspiel zu einem langen blutigen Kriege gegen das königliche Haus selbst, welcher unter dem Namen des Krieges zwischen der weißen und rothen Rose bekannt ist, und in dem folgenden Zeitraume erzählt werden wird.

Dadurch wurde aber nun Frankreich vollends den nur auf sich selbst gerichteten Augen der Engländer entrückt. Karl VII., kraftlos und genußliebend, wurde von seinen Umgebungen beherrscht und in ihre Fehden verwickelt. Sein eigner erstgeborner Sohn Ludwig, der voll Unruhe und Herrschbegierde war, hörte nicht auf gegen seinen Vater Ränke und schlimme Anschläge zu schmieden *). Desto willkommner und wünschenswerther war die Ruhe nach Außen, und das verwüstete und verheerte Frankreich konnte von den tiefen Wunden genesen, welche der vieljährige zerstörende Krieg ihm geschlagen hatte **). Am 22. Juli 1461 starb Karl VII.

---

*) Seit dem Jahre 1446, wo Ludwig unter andern zu Chinon der Agnes Sorelle öffentlich eine Ohrfeige gab, lebte er beständig entfernt vom Hofe und getrennt von seinem Vater, in der Dauphiné und zuletzt bei dem Herzoge von Burgund.

**) Diese Verwüstung hatte besonders die Calais und Guyenne zunächst liegenden Landstriche getroffen. Jedes Jahr, wenn die Zeit der Ernte nahe war, sagt ein Französischer Geschichtschreiber, der diesen Zeiten nahe lebte, landeten die Engländer in Calais und in anderen Seehäfen, und zogen nun sengend und brennend tief ins Land hinein. Nur die großen Städte und die festen Burgen blieben verschont. Alle Dörfer wurden nach und nach ganz zerstört, und die Felder, zuletzt gar nicht mehr bestellt, bewuchsen mit Holz, so daß jener Geschichtschreiber noch hinzufügt, man habe sprichwörtlich in Frankreich gesagt: que les Anglois par leur puissance avoient fait venir les bois en France. In den letzten Jahren Karls VII. und unter Ludwig XI. mußte man daher erst die Wälder wieder ausroden, die Fluren wieder in Ackerland umschaffen, und die Dörfer wieder aufbauen. Daß die

Man schrieb seinen Tod den Zwistigkeiten mit dem Dauphin zu, der hart und störrisch eben erst einen Antrag des Vaters zur Aussöhnung abgelehnt und dessen Herz mit Kummer erfüllt hatte. Ja Karl gerieth in so große Furcht vergiftet zu werden, daß er sich mehrere Tage aller Nahrung enthielt, und dadurch seinen Tod herbeiführte oder doch beschleunigte.

---

37. Deutschland unter Wenceslaus.

(1378 — 1400.)

Auf dem Throne des Deutschen Reiches, zu dessen Geschichte wir jetzt zurückkehren, finden wir Karls IV. Sohn Wenceslaus (Wenzel), einen wilden, grausamen und dabei launenhaften Fürsten. Diese Gemüthsart trat, bei dem Verhältniß eines Königs von Deutschland zu seinen Ständen, hier eben so wenig hervor, als die löblichen Eigenschaften seines Vaters Karl im Reiche ersprießlich hatten wirken können; desto mehr aber in Böhmen. Nachdem Wenzel hier in den ersten Jahren noch den väterlichen Rathgebern gefolgt war, überließ er sich bald seiner wilden Heftigkeit. Schon im fünften Jahre seiner Regierung ließ er den Beichtvater seiner Gemahlin, den frommen Johann von Nepomuk, der ihm zu sagen verweigerte, was seine Gemahlin gebeichtet hatte, erst foltern und dann in die Moldau werfen. Bald zeigten sich mehrere Spuren seiner Wildheit. Er war fast stets begleitet von einem Scharfrichter, den er seinen Gevatter

---

Bevölkerung außerordentlich abgenommen haben mußte, leuchtet von selbst ein.

nannte *), und hatte große Hunde um sich, welche er auf Menschen hetzte. Seine Gemahlin Johanna wurde von einem solchen Hunde in der Nacht angefallen und erdrosselt. Er gerieth bald mit den Bürgern der Stadt Prag, mit seinen Baronen und mit seiner Geistlichkeit, besonders dem Erzbischofe von Prag, in mannichfache Streitigkeiten. Bei dieser Gelegenheit ließ er zwei Vicare des Erzbischofs auf die Folter spannen, und riß zuletzt dem Henker die Fackeln aus der Hand, um die Gefolterten selbst zu brennen **).

Diese wiederholten Beweise einer grausamen und tyrannischen Gemüthsart bewogen die Böhmen, sich endlich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Vornehmsten des Herrenstandes vereinigten sich mit dem König Siegmund von Ungern, Wenzels Bruder, und dem Markgrafen Jobst von Mähren, Wenzels Vetter, nahmen ihn zu Beraun gefangen, und führten ihn auf das Prager Schloß (1394). Der Markgraf Jobst übernahm die Verwaltung des Reichs. Herzog Johann von Görlitz, der jüngere Bruder Wenzels, und Procop von Mähren, Jobsts Bruder ***), auf ihre Brüder eifersüchtig, kamen dem Könige zu Hülfe, und auch die Stände des Deutschen Reichs empfanden diesen

---

*) Einstmals hatte Wenzel das sonderbare Gelüst, wissen zu wollen, wie Einem der enthauptet werden solle, zu Muthe sey. Da der Scharfrichter ihm nur sanft den Hals berührte, sprang er auf und tödtete diesen Mann.

**) Einer dieser Vicare, Johann von Nepomuk, wurde nach ausgestandener Folter von der Moldaubrücke in den Fluß gestürzt. Darum halten Einige die obige Erzählung von dem gleichnamigen Beichtvater der Königin für ungegründet, da sie leicht aus dieser, welche urkundlich belegt ist, entstanden seyn kann.

***) Jobst und Procop stammten von einem Bruder Karls IV., Johann Heinrich, ab, dem Karl Mähren überlassen hatte.

ihrem Oberhaupte widerfahrnen Schimpf sehr übel. Wenzel ward wieder frei, unter der Bedingung, daß er die bisherigen Beschwerden abstellen, und wegen seines Gefängnisses keine Rache ausüben wolle. Allein es erneuerten sich die alten Auftritte, und der König wüthete ärger als vorher.

Ein Fürst, der in seinem eignen Lande eine so traurige Rolle spielte, war für Deutschland so gut als nicht vorhanden, wiewol er einige Mal in die Bewegungen einzugreifen suchte, welche das Reich damals erfüllten. Diese Bewegungen, welche vorzüglich in dem südwestlichen Theile Deutschlands Statt fanden, waren, wie wir schon unter den vorigen Regierungen gesehen haben, nicht bloß Fehden zwischen Fürsten, dergleichen auch um diese Zeit in anderen Gegenden Deutschlands vorfielen, sondern zwischen den verschiedenen Bestandtheilen des Deutschen Staates, Fürsten, Adel und Städten, von denen die ersten, besonders das neuaufstrebende Haus Würtemberg, um Herrschaft, die beiden letzten um freie Selbständigkeit kämpften. Einzeln zu schwach, schlossen sie Bündnisse, wie wir schon während Karls IV. Regierung gesehen haben. Seit 1367 bestand der mächtige Bund der Ritter, die sich von dem Tage ihrer Vereinigung Martinsvögel, oder von ihrem Abzeichen, einer Keule, Schlägler nannten *). Der Bund der Schwäbischen und Fränkischen Städte, der einige Male bis auf vierzig Glieder stieg, stand diesen kräftig entgegen; der Adel, voll Neid über den Reichthum der Städte, und kraft seines kriegerisch-ritterlichen Sinnes mehr den Fürsten verwandt, neigte

*) Es entstanden auch die Gesellschaft mit den Hörnern, die von St. Wilhelm, die von St. Jörg u. s. w.

sich doch zuweilen auf ihre Seite, wenn seine Freiheit von den herrischen Fürsten bedroht ward. So geschah es, daß zuweilen Fürsten, Grafen und Herren zu Städtebündnissen, Städte aber zu Adelsgesellschaften traten. Diese Massen kämpften häufig gegen einander, ihre Friedensverträge waren nur Waffenstillstände. An das Reichsoberhaupt wurde dabei wenig oder gar nicht gedacht. Wenzel kam zwar in den ersten Jahren seiner Regierung nach Deutschland, sein vermittelndes oberherrliches Ansehen dabei zu üben; nachdem er sich bald dieser Partei bald jener günstig gezeigt, versuchte er alle durch einen gemeinschaftlichen Landfriedensbund zu vereinigen; allein er war nicht stark genug, die Eifersucht und das Mißtrauen der Städte beschwichtigen zu können, und die feindliche Reibung dauerte fort, bis endlich ein großer Hauptschlag dem einen Theil die Kraft raubte.

Der Erzbischof von Salzburg hatte sich, um Sicherheit gegen seinen Feind, den Herzog von Baiern-Landshut *), zu finden, in den Schwäbischen Städtebund begeben. Als er nun um diese Zeit von dem Bairischen Herzoge gefangen genommen ward, so ergriffen die Städte zu seiner Befreiung die Waffen. Der Adel schloß sich in diesem Kampf, der den ihnen gefährlichen Stolz und den hochstrebenden Freiheitssinn der Bürger brechen sollte, an die Fürsten an. Der Krieg zog sich durch Baiern, Schwaben, Franken und die Rheingegenden. Graf Eberhard von Würtemberg an der Spitze der Fürsten war vor allem thätig, und führte den Hauptschlag aus. Bei Döffingen traf er 1388 mit dem Heere der Städte zusammen. Zuerst schien sich das Glück für die

*) Baiern zerfiel damals in vier Linien, Ingolstadt, München, Landshut und Straubing.

Städtischen zu entscheiden, der junge Graf von Würtemberg fiel tödtlich verwundet. In diesem für das Glück seines Hauses und die Ehre aller Fürsten bedenklichen Augenblick, rief der alte Graf Eberhard: „Mein Sohn ist wie ein anderer Mann! wohlan, stehet tapfer, die Feinde fliehen!" Mit diesen Worten drang er auf die Nürnberger, die wirklich alsbald flohen, und der Tag von Döffingen wurde ein großer Siegestag der Fürsten und des Adels *).

Dieser Sieg, verbunden mit anderen, welche der Kurfürst von der Pfalz über die Rheinischen, und der Burggraf von Nürnberg über die Fränkischen Städte erfochten, schlug die Macht der Städte nieder; sie mußten ihren besonderen Bund aufheben, und einem allgemeinen Landfriedensbündnisse beitreten, welches Wenzel auf einer Fürstenversammlung zu Eger (1389) auf sechs Jahre verkünden ließ. Obschon damit der Friede nicht herbeigeführt ward, sondern die Fehden, besonders von Seiten des Adels, fortdauerten, blieb doch nun ein gewisses Gleichgewicht der Kräfte.

---

*) An Eberhards Seite hatte Wolf von Wunenstein mitgefochten, sonst ein großer Feind Würtembergs, aber hier war er erschienen, weil es den Städtern galt. Nach der Schlacht lud ihn Eberhard zum Siegesmahl nach Stuttgart ein, aber Wolf wandte sein Roß und rief: „gute Nacht, es steht in alten Rechten!" trieb auch sogleich im nächsten Dorfe eine Heerde Vieh davon. „Das alte Wölflein hat wieder Kuhfleisch geholt!" sagte Eberhard lächelnd.

38. Siege der Schweizerischen Eidgenossen über Oesterreich und den Adel.

(1386 — 1411.)

Ganz anders ging es in der Schweiz. Hier bestand, wie wir aus der frühern Erzählung wissen, ein ähnlicher Kampf, und es ist nur aus der Eifersucht zwischen den städtischen Gemeinheiten und den Landleuten zu erklären, daß sich zwischen den Schweizern und den Oberdeutschen Städten nicht eine hülfreiche Gemeinschaft bildete. Die Waldstädte widerstanden aber eben deshalb am meisten einer solchen Vereinigung; wiewohl auch die Ferne abhielt, und daß die Schweizer, die durch ihre Päße geschützt waren und ihrem Muthe vertrauten, ihrer nicht bedurften. Die Schwäbischen Städte zeigten bei der Verschiedenartigkeit der Gesinnung gleichfalls Lauigkeit gegen ein festes, auf Leben und Tod gehendes Bündniß mit den Eidgenossen. Ferner hatte Oesterreich alle Kunst aufgeboten, eine solche Vereinigung zu stören, und es war ihm gelungen. Zwei Jahre vor der Schlacht bei Döffingen hatten die Schwäbischen Städte still gesessen, als bei der stets gereizten Stimmung auf beiden Seiten neue Mißhelligkeiten ausgebrochen waren und Herzog Leopold von Oesterreich, Albrechts des Weisen Sohn und Herr der Vorderösterreichischen Lande, an der Spitze der Herren und des Adels (Eberhard von Würtemberg war unter denselben) mit immer erbitterterem Gefühle einen abermaligen Versuch machte, „das verhaßte Bauernvolk" endlich zu demüthigen. Er schwur, der Schweizer trotzigen Bund im gottgefälligen Krieg zu strafen. In einer Zeit von zwölf Tagen ward den Eidgenossen, von 167 Geistlichen und Weltlichen, Fehde angesagt, und

Leopold sammelte zu Baden die ritterlichen Schaaren um sich.

Die Waldstädte — obgleich von Bern verlassen, welches sich mit dem noch dauernden Stillstande und der Nothwendigkeit gegen eigne Feinde gerüstet zu seyn entschuldigte, und den Dienst bei Laupen nicht vergalt — vertrauten Gott und ihrem Arme. Ihr Heer, nicht mehr als 1300 Mann stark, stellte sich in einem Walde bei Sempach auf, einem Städtchen drei Stunden von Lucern, worauf der Herzog seine Richtung nahm. Am 9. Juli 1386 sahen sie den Feind, eine wohlberittene, schön gerüstete Reiterei, etwa 4000 an Zahl. „Vor allem Volk glänzte Herzog Leopold von Oesterreich selbst, seines Alters im sieben und dreißigsten Jahr, männlich schön, hochgemuth und voll Gefühl, voll Heldenfeuer, siegprangend aus manchem wohlvollbrachten Krieg, rachebegierig, durstig zur Schlacht" *). Die Ritter stiegen ab von den Pferden, weil die Gegend für die Reiterei nicht bequem war, oder weil man für unredlich hielt, mit ungleichen Waffen zu streiten, und stellten das Fußvolk, dem sie die Ehre des Sieges nicht gönnten, hinter sich. In fester Ordnung, wie eine eiserne Mauer, mit vorragenden Spießen, den Angriff erwartend, standen sie. Der Freiherr von Hasenburg, ein grauer Kriegsmann, warnte den trotzigen Adel, und rieth den Heranzug einer Hülfsschaar zu erwarten. Aber man spottete sein. Hasenburg, hieß es, habe ein Hasenherz. Als Einige den Herzog baten, sich nicht selbst der Gefahr auszusetzen, sprach er: „soll denn Leopold von weitem zuschauen, wie seine Ritter für ihn sterben? Hier in meinem Land, für mein Volk, mit euch, will ich siegen oder umkom-

*) Johann v. Müller.

men." Die Schweizer sahen nicht sobald ihre Feinde zu Fuß, als sie erst niederknieten und beteten *), und dann in einen Keil gebildet auf die Ritter losstürzten, bemühet die dicht gedrängte Schaar zu durchbrechen. Aber vergeblich; mit ihren kurzen Waffen vermochten sie nichts gegen diesen Wald von Stacheln, gegen diese Wand von Harnischen; Viele sanken. Da schwenkte sich die starre Reihe, einen halben Mond zu bilden, und die Schweizer zu umzingeln.

In diesem verhängnißvollen Augenblick, wo die Freiheit der Thäler in der größten Gefahr schwebte, faßte Arnold von Winkelried, ein heldenmüthiger Ritter aus Unterwalden, einen großen Entschluß. „Ich will euch eine Gasse machen, rief er, liebe Eidgenossen, sorget für mein Weib und meine Kinder." Und somit sprang er an den Feind, umfing mit seinen Armen so viel Spieße, als er vermochte, und stürzte mit denselben durchbohrt zur Erde. Die dichtgeschlossene Kette war nun gesprengt; in die Lücke drangen die Eidgenossen hinein und brachten Verwirrung unter die Ritter. Viele sanken nieder unter den Hellebarden der Schweizer, andere erstickten in der Schwüle des heißen Sommertages unter der schweren Rüstung. Da sah Herzog Leopold das Banner von Oesterreich sinken, und eilte hin es aufzuheben. Von Wehmuth und Verzweiflung hingerissen, wollte er den Tod so vieler edlen Ritter nicht überleben, und stürzte sich in das dichteste Gedränge. Hier sank er im Getümmel zur Erde nieder. Als er in der schweren Rüstung voll Schlachtwuth rang, sich empor zu heben, kam ein Mann aus Schwyz. „Ich

*) Wie das die Veind sahend, machtend Si ein Gespött daruß, sprachend: die zagen Lüt fallend nider uff de Knie, wellend uns um Gnad bitten. Tschudi.

bin der Herzog von Oesterreich," rief ihm Leopold entgegen, aber Jener, der es nicht hörte, oder nicht darauf achten wollte, durchstach ihn. Seinen Leib deckte Martin Malterer, Ritter von Freiburg, mit seinem eignen.

Als der Herzog erschlagen war, wollten die Ritter zu den Rossen ihre Zuflucht nehmen, aber die Hinterhut unter zwei Hauptleuten war entflohen. Nun blieb ihnen nichts übrig, als ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Dadurch ward das Blutbad um so größer. Unter Denen, welche für das Haus Oesterreich gestritten, fiel der Schultheiß von Zofingen Niclaus Thut. Damit sich keine feindliche Gemeine des Banners seiner Stadt zu rühmen habe, riß er es in Stücken, und wurde unter den Todten gefunden, den Stock des Banners zwischen den Zähnen festhaltend. Von dem an ließen seine Mitbürger die Schultheißen schwören, „das Banner von Zofingen so zu hüten wie der Schultheiß Niclaus Thut." *) Sechs hundert und sechs und funfzig war die Zahl der erschlagenen Grafen und Ritter; viele alte Häuser erloschen und der Glanz der Fürstlichen Hoflager ging auf Jahre unter. Man sprach im Lande: „Gott sey zu Gericht gesessen über den muthwilligen Trotz der Herren von Adel."

Allein noch wollten diese das Gottesurtheil darin nicht erkennen, sie hofften sich einen günstigern Spruch zu erzwingen. Sechs Tage nach der Schlacht wurden

---

*) Auch von den Eidgenossen fiel mancher wackre Mann. Gleich bei dem ersten Angriff war Petermann von Gundoldingen, Schultheiß von Lucern, gesunken. Als ihn ein Lucerner liegen sah, eilte er auf ihn zu, seinen letzten Willen zu vernehmen, und erhielt von dem Sterbenden den ächt republikanischen Bescheid: „Sage unseren Mitbürgern, sie sollen keinen Schultheiß länger als ein Jahr an dem Amt lassen; das rathe ihnen Gundoldingen, und wünsche ihnen glückliche Regierung und Sieg."

die Eidgenossen gefehdet von funfzig vornehmen Herren und dem funfzehnjährigen Leopold dem Stolzen, des bei Sempach erschlagenen Sohn; aber ein neuer Sieg der Glarner vereitelte die letzten Hoffnungen Oesterreichs. Die Glarner hatten sich der Stadt Wesen bemächtigt, um sich von dieser Seite vor feindlichen Angriffen zu sichern. Die Oesterreicher überfielen im Anfang des Jahres 1388 diese Stadt, metzelten die eidgenössische Besatzung nieder, und drangen bald darauf, 8000 Mann stark, durch die Landwehr bei Näfels und mordeten und brannten Alles nieder. Nicht mehr als dreihundert und funfzig Männer aus Glarus und funfzig von Schwyz, waren bei Nacht über die Gebirge gegangen, und erwarteten auf der Höhe von Rüti die Annäherung des Feindes. Die Oesterreicher verachteten die kleine Schaar; ein Theil ihres Heeres zerstreuete sich, um zu plündern; die Anderen griffen die Schweizer an (9. April). Diese, wie ihre Vorfahren bei Morgarten, brachten erst durch Herabschleuderung großer Feldstücke die Reiterei in Unordnung *) und fielen dann, auf das Blachfeld sich hinabziehend, den Feind mit dem gewohnten Ungestüm an. In diesem enscheidenden Augenblicke verkündigte gewaltiges Feldgeschrei, das von den Gebirgen laut widerhallte, den Zuzug aus einem hintern Thale. „Die Verwirrung der Pferde, der beherzte Widerstand, viele ungewöhnliche Töne, der Anblick der nahen Alpen, erregten in dem Feinde schauderhafte Vorstellung verborgener, wunderbarer Gefahren; er floh mit panischer Furcht." Viele erlagen auf der Flucht den verfolgenden Eidgenossen, Viele kamen um in dem Wallenstädter See, weil die

*) Und wurfend mit Steinen grusenlich in die Herren und ward ein Getrang und Gestockung der Rossen in einandere, daß sich die Herren nit geruren noch gewerren mochten. Tschudi.

Wesener Brücke unter ihnen zusammenbrach. Die Zürcher, welche zu spät kamen, vereinigten sich nun mit den Siegern und belagerten Rapperschwyl. Die Berner, die seit der Schlacht von Sempach auch an dem Kriege Theil nahmen, eroberten Nidau, Büren, Unterseen, und erstreckten ihre Eroberungen bis zum Frikthal am Rhein. Diesem Siege schlossen sich viele glückliche Unternehmungen von Seiten der Eidgenossen an.

Jetzt endlich verlor Oesterreich den Muth; das ganze Aargau war bedrohet, der Thurgau wankte in der Treue, es selbst war erschöpft, durch Familienstreitigkeiten verwirrt und in anderweitige Händel (mit Polen und Baiern) verwickelt. Es schloß also mit den Eidgenossen (1389) einen siebenjährigen Frieden. Die Schweizer behielten, bis auf Wesen, welches sie zurückgaben, Alles was sie während des Krieges in ihre Gewalt gebracht; sie versprachen nur: „fürbashin keinem herzoglichen Unterthan Bürgerrecht noch Landrecht zu geben, wenn er sich nicht haushäblich niederläßt in ihren Städten und Waldstädten." So endeten die Eidgenossen, ein Jahr nach der Schlacht bei Döffingen, den Krieg mit den Fürsten und Herren zu ihrem unsterblichen Ruhme. 1394 wurde der Friede auf zwanzig Jahre erneuert.

Der Kreis der Eidgenossen erweiterte sich immer mehr. Die Appenzeller zunächst nahmen Theil, erst an ihrem Ruhm, dann an ihrer Verbindung. Sie erneuerten in ihren Thälern, ein Jahrhundert nach der Entstehung des ewigen Bundes, die Begebenheiten, womit derselbe in den Waldstädten begonnen. Die Abtei von St. Gallen besaß die Herrschaft über dies Bergland. Der damalige Abt Kuno, ein harter und strenger Mann, übte mannichfachen Druck gegen alles Recht. Nach dem Muster der Eidgenossen verbanden sich die Appenzeller

gegen diese Ungerechtigkeiten, und vertrieben mit vereinter Kraft die Vögte des Abts. Schwyz und Glarus sandten ihnen Unterstützung, als der Abt in Verbindung mit einigen oberländischen Städten gegen sie zog. Wie bei Morgarten, so schlugen am Speicher die Appenzeller ihre Feinde (1403). Die städtischen Bundesgenossen des Abts traten auf Vermittelung der Städte Bern und Zürch von weiterm Kampfe zurück.

Aber der Abt und der Adel, welche fürchteten, Appenzell möchte die zweite Schweiz werden, foderten den Oesterreichischen Herzog Friedrich auf, als Haupt der edlen Ritterschaft, dem Untergange des Adels in allen oberen Landen entgegenzutreten. Friedrich beschloß den Krieg, um den Trotz der Appenzeller zu brechen. Zu diesen hatte sich Rudolf, Graf zu Werdenberg, erbittert auf Oesterreich, das ihm seine Stammburg entrissen, gesellt; in einem Kittel von grobem Tuch, wie die Hirten des Landes, und barfuß, um auf dem Rasen besser zu treten, führte er sie gegen einen feindlichen Haufen, der in das Land eindringen wollte, und half siegen in der Schlacht am Stoß (1405); ohne ihn erfochten die Appenzeller einen zweiten Sieg bei Wolfshalden gegen den Herzog selbst, der gleichfalls in ihre Thäler hatte eindringen wollen.

Die Sieger eilten den Fliehenden nach, und setzten den Krieg in den nächsten fünf Jahren mit glücklichem Erfolge fort. In Tyrol und bis an die Thur schreckten sie ihre herrischen Feinde, und gewannen an den Landleuten Freunde. Doch was über ihre Landmarken hinauslag, waren sie unvermögend zu behaupten, nur die Freiheit innerhalb derselben ward gesichert durch ihre feste Vereinigung mit sieben Orten der Schweizerischen Eidgenossen (Bern nahm keinen Theil daran), welche

selbst dadurch neue Stärke bekamen. In anderen Oesterreichischen Städten, wie Freiburg und Schafhausen, erhob sich nach dem Untergang des Adels in den Schlachten ein bürgerlicher Sinn, und also Zutrauen zu den Eidgenossen. Oesterreich selbst schloß 1408 einen funfzigjährigen Frieden. So war, besonders seit der Sempacher Schlacht, in diesen oberen Landen alle Ueberlegenheit gänzlich an das Volk gekommen.

---

39. König Ruprecht, die Kirchenversammlung zu Pisa, und Italien.

Im Jahre 1389 starb der Römische Papst Urban VI., der seine Regierung durch Grausamkeit geschändet hatte. Mehrere Cardinäle, die einer Verschwörung gegen ihn beschuldigt waren, ließ er furchtbar foltern, schleppte sie dann in Ketten mit sich umher, ließ sie in seiner Gegenwart nochmals eine schreckliche Tortur ausstehen und endlich erdrosseln. Sein Tod hätte eine schöne Gelegenheit herbeigeführt, der Doppelherrschaft in der Kirche ein Ende zu machen; aber die Römischen Cardinäle wollten von einer Anerkennung des Avignonschen Papstes nichts hören, und wählten einen Nachfolger Urbans, Bonifacius IX. So dauerte das Schisma fort, und mit ihm alle Uebel, die es hervorgebracht. In allen Ländern der abendländischen Christenheit herrschte eine unbeschreibliche Verwirrung. Jeder Papst verfluchte den Gegner und dessen Anhang zur Hölle, woraus vielen Gemüthern, da die religiöse Ueberzeugung mit dem Glauben an die Unfehlbarkeit der Päpste fest verwachsen war, qualvolle Zweifel entstanden. Die Grundlage der

Re=

Religion und Sittlichkeit wurde erschüttert, dem Leichtsinn eine breite Thür eröffnet; jedes Laster, jeder Frevel fand kirchliche Vergebung, wenn der Verbrecher von der Partei eines Papstes zur andern überging. Es fehlte nicht an den ernstesten und stärksten Bemühungen, dieser verderblichen Verwirrung ein Ende zu machen, besonders zeichneten sich die Theologen der Universität Paris durch großen Eifer aus. Aber es erfoderte noch den Kampf einiger Jahrzehende, um die freche und schamlose Selbstsucht, welcher die Päpste auf beiden Seiten das Heil der Christenheit opferten, zu besiegen. Als Clemens VII. 1394 zu Avignon starb, wählten seine Cardinäle, den dringendsten Ermahnungen des Königs von Frankreich und der Pariser Universität zum Trotz, einen neuen Papst, der sich Benedict XIII. nannte. In Frankreich beschloß man nun, beide Päpste zur Abdankung zu zwingen, und da sich Benedict dessen weigerte, wurde er in seinem festen Palaste zu Avignon durch Truppen eingeschlossen.

Bonifacius IX. mit den Waffen zur Entsagung zu nöthigen, übernahm König Wenzel, und erregte dadurch, obschon er die Ausführung nicht betrieb, die Feindschaft des dem Römischen Papste ganz ergebnen Erzbischofs von Mainz so sehr, daß dieser in Gemeinschaft mit dem Kurfüsten Ruprecht von der Pfalz darauf ausging, Wenzeln die deutsche Krone zu rauben. Bei der Abneigung, die Wenzels untüchtiges Regiment erregt hatte, gewannen sie die Kurfürsten von Köln und Trier leicht für sich. Diese Vier foderten Wenzel auf den 11. Aug. 1400 nach Oberlahnstein vor, um über die Gebrechen seiner Regierung Rechenschaft zu geben. Da er nicht erschien, erklärten sie ihn für abgesetzt, weil er, wie sie in der darüber ausgestellten Urkunde sagten, der Kirche nicht zum Frieden geholfen, die Rechte des Reichs

vergeudet, den Landfrieden nicht gehandhabt und in Böhmen grausam und tyrannisch regiert habe. Die drei geistlichen Kurfürsten übertrugen hierauf ihrem Genoßen Ruprecht von der Pfalz die Krone. Wenzel stellte die ganze Handlung als Hochverrath und Empörung dar, und mehrere Stände hielten fortdauernd zu ihm. Unter den Gründen, warum Wenzel abgesetzt zu werden verdiene, hatten die Kurfürsten auch vorzüglich den geltend gemacht, daß er den Johann Galeazzo Visconti für eine Summe von 100,000 Goldgulden zum erblichen Herzoge von Mailand erhoben habe. Dem neuerwählten Könige ward daher besonders die Pflicht auferlegt, die Rechte des Deutschen Reichs in Italien wieder herzustellen. Ein im Namen des ganzen Reichs unter Führung des Königs selbst unternommener Zug konnte Hoffnungen erregen; aber auch nur von einer solchen Anstrengung konnte man den Umsturz der Viscontischen Macht erwarten, die seit jener Zeit, wo wir in unserer Erzählung ihrer zuletzt erwähnt haben (oben S. 337.), immer fester gewurzelt und immer weiter ausgebreitet war.

Johann Galeazzo, den wir dort als den Anfangspunkt einer neuen Entwickelung verließen, war mit List und Gewalt auf sein Ziel losgegangen. Er hatte zuerst seinen Oheim Bernabo meuchelmörderischer Weise aus dem Wege geräumt (1385), um mit der ganzen Kraft des Mailändischen Staats und mit den Schätzen des Ermordeten noch freiern Spielraum zu gewinnen. Venedigs Ränke und die Leidenschaften der kleinen Italienischen Fürsten boten ihm bald die beste Gelegenheit dazu. Der erstere Staat haßte den klugen und thätigen Franz Carrara, Herrn von Padua, Feltre, Belluno und Trevigio, der seiner Lage gemäß allen Feinden Venedigs immer Freund war. Venedig wünschte daher seine Ver-

nichtung. Selbst mit der Wiedereroberung Dalmatiens beschäftigt, hetzte es den Gebieter von Verona und Vicenza, den Antonio della Scala, zu einem Kriege gegen ihn auf. Vergebens versuchte Carrara seinen Gegner zu überzeugen, daß gegenseitige Freundschaft für sie und ihr Daseyn nothwendig sey. Antonio, von falschen Hoffnungen verblendet und von Venetianischem Gelde unterstützt, blieb auch nach zwei verlornen Schlachten hartnäckig. Johann Galeazzo, der bis jetzt immer den Friedensstifter gespielt hatte, trat nun auf Carrara's Seite, überwand mit leichter Mühe den schon durch die zwei Niederlagen entkräfteten Scala, der, zur Flucht gezwungen, fortan von den Almosen des Venetianischen Staates leben mußte, der ihn in's Verderben gestürzt hatte.

Alle Früchte des Sieges eignete sich Visconti mit hinterlistiger Gewalt allein zu. Verona sollte dem Vertrage gemäß ihm zufallen, Vicenza dem Carrara; aber er entriß diesem seinem Verbündeten nicht nur Vicenza, sondern trat auch gleich darauf mit Venedig zusammen, um ihn selbst ganz zu vernichten und zu zertrümmern. So mächtigen Feinden konnte Carrara nicht widerstehen. Er und sein Sohn fielen in die Gewalt des Mailändischen Herrschers; ihre Länder theilten sich die Sieger. Von Vercelli bis Belluno erstreckte sich nun die Mailändische Herrschaft; die kleinen noch übrigen Fürsten von Oberitalien, Este, Gonzaga und Montferrat schmiegten sich gehorsam unter seine Obermacht, und Venedig selbst mußte aus drohenden und verächtlichen Aeußerungen des Mailändischen Herrschers erfahren, daß es sich durch seine falschen Maaßregeln selbst sehr geschadet habe. Nur Florenz konnte noch für die Freiheit Italiens handeln. Auch ergriffen die Florentiner keck die Waffen gegen Visconti, um so mehr, da er schon über

die Apenninen bis in ihre Nähe, wenigstens mit seinen Ränken, eindrang. Der Haß und die Thätigkeit des jüngern Franz Carrara, der aus seiner Gefangenschaft entkommen war, und in seinen väterlichen Besitzungen auftrat, wo er die Gemüther zu seinem Vortheil gestimmt fand, machte mit ihnen gemeinschaftliche Sache.

Carrara behauptete sich auch wirklich mit solchem Erfolge, daß Johann Galeazzo ihn gegen einen Zins im Besitz von Padua lassen mußte; allein die Florentiner wurden immer mehr bedrängt. Pisa, Siena, Perugia unterwarfen sich ihrem Feinde; Genua, durch innere Spaltungen aufgelöset, konnte sich nur dadurch vor ihm retten, daß es sich der Schutzherrlichkeit des Königs von Frankreich ergab, und da gerade um diese Zeit (1395) der Deutsche König Wenzel Mailand zu einem erblichen Herzogthum erhob, so bekam dadurch der Ehrgeiz Visconti's ein festeres und eben dadurch lockenderes Ziel.

So war die Lage der Dinge, als König Ruprecht kam, die Deutsche Herrschaft in Oberitalien wieder geltend zu machen. Auf mannichfaltige Unterstützung konnte er rechnen. Carrara öffnete ihm die Päße; Florenz versprach große Geldsummen, woran es den Deutschen fehlte; Venedig, wiewol es neutral blieb, erwartete doch von den tapferen Heeren Deutschlands die Demüthigung seines Feindes mit Lust und Sicherheit.

Indessen hatte Visconti gegen die Gefahr, die ihn bedrohete, angemessene Vorkehrungen getroffen. Was das Geld betraf, so konnte er es mit seinen Gegnern aufnehmen; der Deutschen Tapferkeit setzte er die berühmtesten Italienischen Heerführer entgegen, welche endlich, nachdem Italien lange von Catalonischen, Französischen, Ungerischen und Deutschen Söldnern angefüllt gewesen war, angefangen hatten, Söldnerhaufen aus

Einheimischen zu bilden *), und Visconti konnte von diesen, die sich hier zum ersten Mal mit Deutscher Kriegskunst messen sollten, ungewöhnlichen Eifer erwarten. Das Glück erklärte sich auch über alle Erwartung für ihn. Ruprecht rückte in Italien ein, aber schon mit einem kleinern Heere, als man von einem Reichsaufgebot hätte erwarten sollen, nämlich nur mit 15,000 Mann, lauter Reiterei, gemäß der Kriegssitte dieser Zeit. Carrara verstärkte ihn nicht sehr. Einer solchen Macht seiner Feinde war Visconti gewachsen, und daß er es auch ihrer Tapferkeit und Kriegskunst war, zeigte sich, als in der Nähe von Breseia am Garda-See die beiderseitigen Heere auf einander stießen (21. Oct. 1401). Gegen alle Vermuthung wurden die Deutschen von den Italienern auf das Haupt geschlagen. Dieser einzige Schlag vernichtete auf einmal alle Pläne Ruprechts. Er unterhandelte zwar in Venedig und mit Florenz, um die Mittel zu neuen und weiteren Unternehmungen herbeizuschaffen, allein dies Alles blieb ohne bedeutenden Erfolg, und er mußte unverrichteter Sache nach Deutschland zurückkehren.

Nach des Königs Abzug erhob sich Visconti um so furchtbarer. Das wichtige Bologna fiel in seine Hände, und er fand jetzt das unfehlbarste Mittel, den einzigen Damm, der sich seinem Siegesstrome entgegenstellte, die Florentiner, niederzustürzen. Wohl wissend, daß ihr Handel die Quelle ihrer Kraft war, beschloß er diesen zu vernichten, indem er ihnen alle Wege versperrte. Seine Herrschaft über Perugia, Siena, Pisa und Bologna setzte ihn dazu in den Stand, und er war eben im Begriff, ihnen auch den letzten Ausweg, den von

---

*) Alberich von Barbiano war der erste, welcher diese neue Italienische Kriegsschule gründete.

Lucca, abzuschneiden, als sein plötzlicher Tod (1402) auf einmal die ganze Lage der Dinge veränderte. Mit ihm zerfiel sein Staat. Denn die von ihm angeordnete Theilung seiner Länder unter seine beiden noch jungen Söhne, Johann Maria und Philipp Maria, ward vervielfältigt durch die Vormünder, welche sich, da es meistens die Heerführer waren, bedeutende Stücke aneigneten. Auch die benachbarten Fürsten griffen zu. Franz Carrara war zunächst sehr thätig; er schüzte Scala's Rechte vor, bemächtigte sich Verona's und versuchte sich an Vicenza. Aber sein schändlicher Ehrgeiz, der die Scala betrog, ward bald bestraft. Venedig, von der Mailändischen Regierung durch die Abtretung von Vicenza, Feltre und Belluno gegen Carrara zur Hülfe bewogen, beschloß seinem alten Hasse gegen dieses Haus zu genügen, und seine Landmacht auf den Trümmern desselben zu gründen. Die mächtige Republik bot alle ihre Kräfte gegen den kleinen Fürsten auf. Vergeblich suchte dieser durch friedliche Anerbietungen ihren Zorn zu entwaffnen, vergebens den Andrang ihrer Waffen durch tapfere Selbstvertheidigung zurückzuhalten. Er mußte sich immer weiter zurückziehen, verlor alle seine Schlösser und Städte, und hielt zulezt nur noch die feste Stadt Padua, als seine einzige Hoffnung. Aus dieser lockten ihn die Venetianischen Feldherren durch die Vorspiegelung eines größern Vortheils, den er von der Gnade der Signorie erwarten könne. Er ging daher mit seinem Sohne nach Venedig und warf sich dem Senat zu Füßen. Allein er fand sich auf das grausamste betrogen. Während die Venetianischen Feldherren nach seinem Abzuge Padua einnahmen, nahm ihm die Venetianische Regierung auch seine persönliche Freiheit. Sie kehrte sich an das sichere Geleit nicht, warf die Carrara

in's Gefängniß, und besiegelte den nun erworbenen Besitz von Verona, Padua, Feltre, Belluno *) nicht nur durch die grausame Hinrichtung der beiden in ihre Hände gefallenen Personen, sondern auch durch eine beispiellose Verfolgung aller noch übrigen Glieder dieser Familie, auf deren Köpfe sie einen Preis setzte, und endlich durch die eben so schnöde Ausschließung der Scala, welche sich doch für Venedig geopfert hatten. Da nicht lange darauf das ganze Friaul, bisher ein Eigenthum der Patriarchen von Aquileja, in die Hände der Venetianer fiel, so war der Mailändischen Macht von dieser Seite her aller freie Spielraum abgeschnitten, und Venedig trat nun als eine der bedeutendsten Landmächte bei dem Kampfe um das Uebergewicht oder Gleichgewicht, durch den ganz Italien in beständiger Bewegung erhalten wurde, mit auf.

Die Florentiner, denen es vorzüglich oblag, über diesen Kampf zu wachen, hatten den Verfall der Viscontischen Macht und die ihnen während dieser Bewegungen in der Lombardei zu Theil gewordene Muße benutzt, ihre alte Nebenbuhlerin Pisa zu stürzen. Sie kauften diese Stadt ihrem Herrn, Gabriel Visconti, einem unehelichen Sohne des Johann Galeazzo ab, mußten sie aber den Bürgern erst mit Gewalt entreißen, wobei vier Jahre lang Belagerer und Belagerte die größte Hartnäckigkeit bewiesen. Endlich nachdem die Stadt vom Hunger überwältigt war, übergab sie Gambacorta den Florentinern (1406) als den schönsten Juwel Italiens, dessen Glanz und Werth die fast unsinnige Freude bewies, welche in Florenz dadurch erregt ward. Der Besitz dieser

*) Trevigio besaßen sie schon seit jener Zeit, wo sie, mit Johann Galeazzo vereinigt, die Carrara zum ersten Mal gestürzt hatten.

Stadt, der in den Händen von Feinden den Florentinern so oft gefährlich gewesen war, vollendete ihre Sicherheit, der sie um so mehr bedurften, da schon wieder von Neapel her ein neuer Sturm drohete.

Neapel war seit dem Tode Karls des Kleinen (oben S. 336.) in einen Zustand von Verwirrung gerathen. Es hatte der Französische Prinz Ludwig II. von Anjou, ein Sohn des oben (S. 334.) erwähnten Ludwig I., von dem Papste zu Avignon unterstützt, dem unmündigen Sohne Karls des Kleinen, Ladislaus, einen großen Theil des Reichs entrissen; erst seit 1400 war dieser wieder Herr des ganzen Landes geworden. Kühn und voll schrankenlosen Ehrgeizes, und dadurch noch furchtbarer, daß er selbst seine Heere führte, strebte dieser jugendliche kriegerische Fürst nach der Herrschaft über ganz Italien. Der Zustand des Kirchenstaats und die Ohnmacht der Päpste bei der Fortdauer des Schisma ließen ihn hoffen, das erste Hinderniß, welches ihm auf seinem Wege begegnen mußte, zu überwältigen. Sein Wohlthäter, der Papst Bonifacius IX., der zu seiner Erhaltung auf dem Neapolitanischen Throne beigetragen, war gestorben (1404) und der neue Papst Innocenz VII., dem er weder verpflichtet war noch ihn fürchtete, hatte mit den Römern, welche über die Fortdauer des Schisma erbittert waren, mannichfache Händel; die Parteiung zwischen den beiden mächtigen Häusern Colonna und Orsini nährte diese Spannung. Ladislaus schloß sich an die Colonna an, und drang in Rom ein. Er ward zwar wieder daraus vertrieben, aber nicht lange nachher bekam er eine neue Gelegenheit zur Ausführung seiner Eroberungspläne.

Als Innocenz 1406 starb, wählten die Römischen Cardinäle wieder einen neuen Papst, Gregor XII. Da

die allgemeine Stimme in die beiden Päpste, Benedict XIII. zu Avignon und Gregor XII. zu Rom, drang, daß sie sich selbst über eine mögliche Ausgleichung vereinigen sollten, und Beide auch einander entgegenreis'ten, als ob es auf eine Zusammenkunft abgesehen sey, so benutzte Ladislaus diese Abwesenheit Gregors und erschien mit einem stattlichen Heere vor Rom; Orsini's Widerstand war vergeblich, Ladislaus rückte in die Stadt ein. Die Engelsburg ward ihm übergeben, er nahm seinen Sitz im Vatican und schmückte sich mit dem Namen eines Königs von Rom (1408).

Man hatte indeß endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß die Päpste selbst nichts thun würden, die heillose Spaltung zu heben, und beschloß ein allgemeines Concilium zusammenzuberufen, welchem sich die Päpste unterwerfen sollten. Wirklich gelang es, die meisten der Cardinäle beider Parteien für diesen Ausweg zu gewinnen, und so kam 1409 zu Pisa eine Kirchenversammlung zu Stande. Es erschienen hier zwei und zwanzig Cardinäle, drei Patriarchen, zwölf Erzbischöfe, achtzig Bischöfe, sieben und achtzig Abte, die Abgeordneten von funfzehn Universitäten und mehr als dreihundert Doctoren der Theologie und des canonischen Rechts. Es war nicht bloß die Wiederherstellung der kirchlichen Eintracht, welche man von dieser Versammlung erwartete, sondern eine Verbesserung des kirchlichen Zustandes überhaupt, worunter man aber nichts verstand, als Beschränkung der Päpstlichen Allgewalt, deren Druck man jetzt nicht nur von zwei Seiten empfand, sondern auch in einem höhern Maaße als je vorher. Ihre Lage machte jedem der beiden Päpste mehr Einkünfte nöthig, als früher der einzelne bedurft hatte; da sie aber doch nur die Hälfte davon einnehmen konnten, so mußten sie

sich durch Erpressungen helfen, welche die Sehnsucht nach einer Verbesserung des kirchlichen Zustandes lebhaft erregten. Aber durch die Synode von Pisa wurde weder die eine noch die andere der von ihr gehegten Erwartungen erfüllt. Sie entsetzte zwar Benedict und Gregor als Schismatiker, Ketzer und Meineidige, des Pontificats, und wählte ein neues Oberhaupt der Kirche, Alexander V. Aber das Schisma war dadurch keinesweges gehoben, vielmehr erfolgte, was der Deutsche König Ruprecht vorhergesagt hatte, daß statt der Päpstlichen Zweifaltigkeit eine Dreifaltigkeit entstehen werde. Die Partei des zu Pisa aufgestellten Papstes blieb zwar die stärkere, aber an Benedict hielten Schottland und Aragonien fest, an Gregor der Römische König Ruprecht und der Neapolitanische Ladislaus. Eben so wenig wurde die gehoffte Reformation des Kirchenwesens erreicht. Man hatte nicht bedacht, daß die Uebel, welche die Kirche drückten, gar nicht einzig und allein von den Päpsten ausgingen, sondern nicht weniger von den Cardinälen und Bischöfen. Diese waren die Lenker der Synode, und boten natürlich zu einer Reformation, die sie zuerst betroffen haben würde, nicht die Hand.

Alexander V., und, da dieser bejahrte Mann 1410 starb, sein Nachfolger Johann XXIII. riefen in Verbindung mit den Florentinern Ludwig von Anjou gegen Ladislaus herbei. Die Neapolitaner wurden auch aus Rom vertrieben; aber trotz eines glänzenden Sieges, den Ludwig bei Rocca secca *) mit Hülfe der berühmtesten

*) Ludwig konnte aus Mangel an Geld seinen Sieg nicht gehörig benutzen. Leo Aretinus führt auch an, Ladislaus habe nachher oft gesagt: am ersten Tage sey seine Person und sein Reich in den Händen seiner Feinde gewesen, am zweiten Tage seine Person nicht mehr, aber doch sein Reich, am dritten Tage weder das eine noch das andere.

Italienischen Söldner, die in seinem Dienste waren, des Braccio di Montone, des Sforza und Anderer, erfocht (1411), trieb Ladislaus seinen Feind zurück, setzte sich in Rom wieder fest, und brachte die meisten Oerter des Kirchenstaats, Perugia, Ascoli, Fermo, Assisi u. s. w. in seine Gewalt.

Jetzt mußten die Florentiner, wie ehemals gegen die Visconti, so gegen diesen Strom, der von Süden her drängte, den Damm bilden. Ueberall schon wurden sie durch die Angriffe des Königs bedrängt; von der See her störten seine Schiffe allen ihren Handel, vom Lande bedrohete er alle für ihr Daseyn gefährliche Punkte, wie Siena und Bologna; mit Lucca stand er im Bunde, und selbst im Innern des Florentinischen Staates suchte und fand er Anhang, so daß nach der Versicherung eines gleichzeitigen Geschichtschreibers *), Florenz diesmal seinem Untergange nicht hätte entgehen können, wenn es nicht, wie so oft schon, durch den Tod seines Feindes gerettet worden wäre. Ladislaus starb unerwartet in der Blüthe seiner Jahre und Hoffnungen (1414). Seine Macht ward sogleich wieder zertrümmert, besonders da Neapels Regierung in die Hände einer Frau, seiner Schwester Johanna, fiel, und von seinem kühnen Streben blieb keine Spur zurück. Nur eine mehr zufällige Folge dieser kurzen Uebermacht Neapels hatte auf das Schicksal der Welt einen großen und dauernden Einfluß. Der Deutsche König Siegmund hatte Johanns XXIII. Bedrängniß benutzt, und ihn vermocht, ein Concilium, und zwar nach der Deutschen Stadt Kostnitz, auszuschreiben, um dort die noch immer fortdauernde Kirchenspaltung zu beendigen. Gern hätte Johann nach Ladis-

*) Biglius.

laus Tode sein Versprechen zurückgenommen, aber es war nicht mehr möglich, und er zog daher mit schwerem und ahnungsvollem Herzen nach Deutschland, wohin unsere Erzählung ihm folgt.

---

40. König Siegmund. Die Kostnitzer Kirchenversammlung.

Die Kirchenspaltung, zu deren Hebung von Deutschland aus eben Anstalten gemacht wurden, hatte selbst auf das Schicksal des Deutschen Throns mannichfach störenden Einfluß geübt. Wie schon Wenzel hauptsächlich durch Bonifacius IX., als er diesen Pabst zur Niederlegung seiner Würde zwingen wollte, vom Throne gestoßen worden war, so wäre Ruprecht seit dem Concilium zu Pisa beinahe durch den Anhang des Erzbischofs von Mainz, der Johann XXIII. anerkannt wissen wollte, gestürzt worden. Als aber nun Ruprecht starb (1410), dessen Regierung ohne allen Einfluß auf das Deutsche Reich fast spurlos vorübergegangen war*), so entstand wegen der neuen Wahl Zwiespalt unter den Kurfürsten. Johann, Erzbischof von Mainz, welcher Johann XXIII. als rechtmäßigen Papst anerkannte, und mit ihm der Erzbischof von Köln, erklärten sich für Jobst von Mähren, dagegen die Kurfürsten von Trier und Pfalz, welche Gregor XII. für den rechtmäßigen Papst hielten, für Siegmund, den König von Ungern, so daß, da Wenzel (der in Böhmen fortwährend auf die frühere schlechte Weise

*) Eine alte Chronik sagt von ihm: Er hatte sine Kinder lieb und gab ihnen das Reichsgut zu eigen, daz er doch nicht Macht hett.

regierte) immer noch den Titel eines Deutschen Königs führte, das Reich in Gefahr gerieth, eben so drei Könige zu bekommen, als die Kirche drei Päpste hatte. Zum Glück starb Jobst 1411, und nun erklärte sich seine Partei für Siegmund, den auch Wenzel anerkannte.

So hatte das Reich endlich einen „einmüthigen" Kaiser, einen raschen, thätigen Mann, der sich mit löblichem Eifer bemühte, auch der Kirche wieder zur Einherrschaft zu verhelfen. Die hellsehenden Zeitgenossen erwarteten freilich von dem Ende der Spaltung allein nicht auch die Heilung der vielen Uebel, welche auf der Kirche und durch sie auf dem ganzen Zustande der Gesellschaft lasteten. Es war eine Zeit großer Verderbniß und tiefen Sittenverfalls. In Italien zumal glichen jene um die Herrschaft kämpfenden Tyrannen den berufenen Römischen Imperatoren des ersten Jahrhunderts an Blutdurst und Wollust, und manche Päpste und Cardinäle gaben ihnen darin nichts nach. Johann XXIII. war in früheren Jahren ein Seeräuber gewesen, hatte die Cardinalswürde erkauft, und nachdem er unumschränkter Herr von Bologna geworden, bezeichnete er seine Regierung durch Erpressungen und Grausamkeiten, und wälzte sich im Schlamm der niedersten Lüste. Auch als Papst hielt er es nicht der Mühe werth, seinen schamlosen Wandel dem Auge der Welt zu entziehen. Dieses Sündenleben mußte der Christenheit freilich die Augen öffnen. Es waren nicht mehr jene großen Päpste, die von der weltlichen Macht bekämpft wurden, weil sie den Staat unter die Obhut der Kirche bringen wollten; es waren unwürdige Frevler, welche die Kirche, die sie leiten sollten, durch Verbrechen und Gräuel schändeten, und Religion und Sitten durch ihr böses Beispiel untergruben. Da erhoben beredte Schriftsteller, Nicolaus von

Clemangis, Peter von Ailly, Johann Gerson, Heinrich von Langenstein, Dietrich von Niem u. A. ihre Stimme, zeigten die Ursachen des Uebels der Zeit in der unersättlichen Herrschsucht der Päpste, in der Habgier, Ueppigkeit und Sittenlosigkeit des Clerus überhaupt, und schilderten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung mit den lebhaftesten Farben.

Wie König Siegmund zur Erreichung seines Zieles, das Schisma zu heben, die Bedrängniß Johanns XXIII. benutzte, damit dieser die Kirchenversammlung nach der Deutschen Stadt Kostnitz ausschreibe, haben wir im vorigen Abschnitt gesehen. Er hielt ihn auch dabei fest, als Johann, seiner Bedrängniß entledigt, diesen Beschluß gern zurückgenommen hätte, und das Concil ward im November 1414 wirklich eröffnet. Eine größere, feierlichere Versammlung war noch nie gehalten worden. Aus Italien, Frankreich, England, Deutschland, Schweden, Dänemark, Polen, Ungern und bis von Constantinopel strömten die Theilnehmer geistlichen und weltlichen Standes herbei. Die Großen wetteiferten, sich durch Glanz und Pracht auszuzeichnen, die Prälaten und Doctoren durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Außer den Patriarchen, Cardinälen, Erzbischöfen, Bischöfen, Aebten, geringeren Priestern und Abgeordneten der Universitäten, außer den Fürsten und Herren, kamen Viele, nur durch Neugier gelockt, das außerordentliche Schauspiel zu sehen. Einmal sollen 150,000 Fremde und 30,000 Pferde gezählt worden seyn. Wollte nun das Concilium seinen Zweck erreichen, so durfte es keine Fortsetzung des Pisanischen seyn; Johann XXIII. mußte eben so gut zur Abdankung genöthigt werden, als die beiden anderen Päpste. An der Spitze der Partei, welche dieses Ziel verfolgte, stand der schon genannte Peter von Ailly, Car-

dinal von Cambray. Aber sie konnte ihre Absicht nicht erreichen, wenn, wie auf allen bisherigen Concilien, die Stimmen nach den Köpfen gezählt wurden, denn Johann konnte auf die meisten Bischöfe rechnen, deren Mehrzahl aus Italienern bestand. Die Häupter jener Partei riethen daher, alle Individuen auf vier Hauptnationen, die Deutsche, Französische, Englische und Italienische zu vertheilen, jede Nation immer erst in besonderen Versammlungen berathschlagen, und dann nach der Mehrheit der Stimmen in ihr selbst, in der ganzen Synode eine Gesammtstimme abgeben zu lassen. In diesem Falle war man gewiß, daß die Italiener mit der günstigsten Gesinnung für Johann nicht durchdringen würden. Der Papst und seine Partei setzten daher diesem Vorschlage allen möglichen Widerstand entgegen; als aber Siegmund, der bald nach Johann nach Kostnitz kam, dafür gewonnen worden, sahen sie sich genöthigt, gleichfalls ihre Zustimmung zu geben. Nun verlangte man auch ganz unverhohlen von dem Papste, daß er abdanken solle.

Johann hatte mit seinem weltklugen Sinne von einer solchen Versammlung zum Voraus nichts Gutes für sich und das Papstthum im Allgemeinen erwartet, und sich deswegen nach Mitteln umgesehen, aus der Schlinge*), in welcher er sich befand, zu entschlüpfen. Zu diesem Behufe hatte er sich schon mit Herzog Friedrich von Oesterreich verbunden, der, weder dem Kaiser noch der Kirchenversammlung aus persönlichen Rücksichten gewogen, gern dem Papst Mittel zur Flucht, als der einzig möglichen Errettung, darbot. Um es nämlich nicht zu der

*) Als er auf seiner Reise von Italien nach Deutschland über den Arlberg fuhr, und von oben herab auf den Bodensee und das umliegende Land schauete, rief er, auf Kostnitz deutend: „das sieht aus wie eine Grube, wo man Füchse fängt!“

ihm zugemutheten feierlichen Niederlegung seiner Würde kommen zu lassen, beschloß er zu entfliehen, in der Hoffnung, durch seine Flucht das ganze Concilium zu zerreißen. Um diese zu erleichtern, stellte sein Freund, der Herzog Friedrich, außerhalb der Stadt ein Turnier an. Während Alles zu diesem Schauspiele hinausströmte, entwischte Johann (21. März 1415), als gemeiner Reiter verkleidet. Er begab sich nach Schafhausen, einer damals Oesterreichischen Stadt, wohin ihm Friedrich bald folgte.

Sobald die Flucht des Papstes kund geworden war, entstand eine allgemeine Bewegung, und ein Theil der Versammlung machte Anstalten zum Abzuge. Allein Siegmund hielt das Concilium voll thätigen Eifers zusammen und erklärte, daß es unter seinem Schutz auch ohne Papst fortgesetzt werden sollte. Es kam zu der merkwürdigen Erklärung, daß eine allgemeine Kirchenversammlung die ganze katholische Kirche vorstelle, welche ihre Gewalt unmittelbar von Christo empfangen habe, und daß sich daher auch der Papst allen ihren Verfügungen, besonders denen, welche den Glauben und die Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern betreffen möchten, zu unterwerfen verbunden sey. Dem entflohenen Papste ward der Befehl nachgeschickt, nach Kostnitz schleunigst zurückzukehren, und über Friedrich von Oesterreich ward die Reichsacht ausgesprochen. Der Letztere ward durch die Eidgenossen, denen der Kaiser die Ausführung der Acht übertragen hatte, bald so hart bedrängt, daß er vor Siegmund das Knie beugen und durch diese Demüthigung, vor den Fürsten und den vornehmsten Geistlichen und Gesandten der fremden Nationen, welche dabei zugegen waren, des Königs Stolz verherrlichen mußte. Denn Siegmund wandte sich zu den Umstehenden und sprach: „Ihr Herren von Italien, ihr wisset, von was

großem

großem Ansehen ein Fürst von Oesterreich sey. Lernet daraus, was ein König der Deutschen vermag."

Eine ähnliche Demüthigung erfuhr der Papst Johann XXIII. Es wurde ein förmlicher Proceß gegen ihn eröffnet, und nach einem angestellten Zeugenverhöre wurde er siebzig schrecklicher Klagepunkte für überwiesen erklärt, welche ihn als den Inbegriff aller möglichen Laster darstellten. Hierauf schritt die Synode am 29. Mai 1415 zu dem Absetzungsurtheile. Johann war indeß als Gefangener in die Nähe von Kostnitz gebracht worden, und wurde bis zum Jahre 1419 in Haft gehalten.

Jetzt ließ auch der acht und achtzigjährige Gregor XII. durch Karl von Malatesta, in dessen Schutz er bis jetzt zu Rimini gelebt, seine freiwillige Abdankung der Versammlung ankündigen. Nun war noch der hartnäckige Benedict XIII. in Perpignan übrig, zu welchem Siegmund in Person reisete, um ihn zu einer gleichen freiwilligen Niederlegung der Päpstlichen Würde zu bewegen. Siegmund erreichte zwar bei ihm seinen Zweck nicht, aber er brachte es doch dahin, daß die Könige von Aragonien, Castilien, Navarra, Portugal und Schottland ihm den Gehorsam aufkündigten, und dadurch der Absetzung, welche nach Siegmunds Rückkehr die Kirchenversammlung (26. Juli 1417) auch über ihn aussprach, Kraft und Bestand gaben. Aber der starrsinnige Greis ließ sich dadurch nicht aus seiner Fassung bringen. Von dem Felsen zu Peniscola, einem festen, zu den Besitzungen seiner Familie gehörigen Schloß im Königreich Valencia, auf das er sich geflüchtet hatte, sprach er den Bann über die ganze Welt, und beharrte dabei, bis er 1424, in einem Alter von neunzig Jahren, starb.

Jetzt war der erste Theil der Aufgabe gelöst;

Siegmund und die Deutsche Nation trugen nun darauf an, ehe man zur Wahl eines neuen Papstes schritt, zuvor die Verbesserung der Kirche mit desto größerer Freiheit vorzunehmen. Allein es zeigte sich jetzt, wie irrig man zu den Cardinälen und Bischöfen das Vertrauen gehegt, daß von ihnen das Heil der Kirche ausgehen werde. Sie wußten zu wohl, daß die Papstgewalt der Erhaltung ihres Ansehens, ihrer Macht, ihrer Einkünfte förderlich und nothwendig sey, als daß sie, nachdem einmal das ärgerliche Schisma beseitiget war, zu ihrer Beschränkung ernstlich die Hand hätten bieten sollen. So geschah es, daß die Italiener erst die Franzosen für sich gewannen, dann auch die Engländer, und dadurch die Stimmenmehrheit gegen das gerechte Begehren der Deutschen erlangten. Man schalt Diejenigen, welche es nicht für das allerdringendste Geschäft des Concils hielten, der Kirche ein Haupt zu geben, Feinde des Friedens. Selbst Solche, die früher ihre Stimme am lautesten gegen das Verderbniß des Papstthums erhoben hatten, fanden sich jetzt unter den Sprechern dieser Ansicht, wie Peter von Ailly. Siegmund hätte freilich die in der Deutschen Stadt Kostnitz versammelten Prälaten zu seinem Willen zwingen können, aber zu einem so kräftigen Schritte war er der Mann nicht. Er gab vielmehr, nachdem auch die Deutschen Bischöfe ihn verlassen, die verlangte Einwilligung, und so ward am 11. Nov. 1417 ein neuer Papst erwählt, in der Person Martins V., aus dem Hause Colonna. Er war ein Mann von feiner Bildung, großer Festigkeit und kluger Gewandtheit, und mit diesen Eigenschaften wurde es ihm leicht, den Schlag abzuwehren, welcher der irdischen Macht der Hierarchie drohete. Es war dem neuen Papste zwar schon vor der Wahl zur Pflicht gemacht worden, sogleich und noch vor Auflösung

der Synode an der Kirchenverbesserung zu arbeiten; aber Martin vereitelte durch seine Schlauheit die Reformation, wie es Siegmund und die „andächtige, geduldige und demüthige" Deutsche Nation (so nannte sie sich selbst in einer Denkschrift) vorher gesagt. In Verträgen (Concordaten) mit einzelnen Nationen, gewährte er nur Abhelfung der unbedeutendsten unter den Mißbräuchen, worüber man klagte, und dasjenige, was das Concilium ihm als Pflicht würde haben auflegen können, erschien nun als Gunst.

Er benutzte endlich eine ansteckende Seuche als Vorwand, um die ganze Versammlung aufzulösen (22. April 1418). Er selbst verließ Kostnitz, umgeben von aller Pracht und Herrlichkeit seiner Würde; der Kaiser führte den Zügel seines weißen Zelters, vier der ersten Fürsten des Reichs hielten die Zipfel der Scharlachdecke des Pferdes, und vier Grafen trugen einen Himmel über ihm. Es war als wäre es ein Triumphzug für den Sieg, den er über die gerechten und billigen Hoffnungen der Völker davon getragen hatte.

Diesen blieb nun nichts übrig, als die Erfüllung dieser Hoffnungen von den neuen Concilien zu erwarten, welche, nach einer zu Kostnitz gemachten Verordnung, alle zehn Jahre gehalten werden sollten, und das nächste sogar schon nach fünf Jahren. Allein auch diese Verordnung, da sie den Päpsten so unangenehm war, konnte nur ein sehr unsichres Unterpfand der allgemeinen Hoffnungen werden, und wenn endlich, aber erst nach zwölf Jahren, eine neue Synode zusammenberufen wurde, so geschah es nur, weil die Hußitischen Unruhen dazu drängten, welche eine bittre Frucht des sonst so fruchtlosen Kostnitzer Conciliums waren.

41. Johann Huß.

(Geb. 1373, gest. 1415.)

Diese großen und folgenreichen Unruhen hatten ihren Ursprung in Böhmen genommen, wo seit Karls IV. Verwaltung das Selbstgefühl die Städte gegen den mächtigen Adel, und Nationalhaß Deutsche und Böhmen gegen einander in Bewegung setzte. Diese doppelte Spannung mischte sich in jene Kämpfe, die eigentlich ihren Grund in der Verbreitung neuer Meinungen gegen die herrschende Kirche hatten. Es waren die Grundsätze des Englischen, oben schon von uns genannten Reformators Wiklef, von denen sie ausgingen. Durch die Vermählung König Richards II. mit einer Tochter Kaiser Karls IV. war eine Verbindung zwischen England und Böhmen entstanden, welche zu einer Bekanntschaft mit Wiklefs Schriften in dem letzteren Lande Gelegenheit gab. Dem kühnen und freimüthigen, aber auch trotzigen Sinne der Böhmen gefielen die Grundsätze des Engländers, in dessen Angriffen gegen die Römische Verderbniß allerdings auch Keime umwälzerischer Lehren lagen, die in unruhigen Gemüthern bösen Samen ausstreuen konnten. Die Deutschen auf der Prager Universität nahmen schon aus Nationalhaß Partei gegen die Wiklefischen Grundsätze, wodurch diese hohe Schule, die eine außerordentliche Menge von Studirenden zählte, Schauplatz der heftigsten Streitigkeiten wurde.

Im Jahre 1398 trat Johann Huß, ein Mann von lauteren und würdigen Gesinnungen, strengen Grundsätzen, umfassenden Kenntnissen und hinreißender Beredsamkeit, als Lehrer an der Universität Prag auf. Die gegen das verderbte Papstwesen gerichteten Strafreden

des Britten zogen ihn so an, daß er nicht anstand, Wiklefen in Predigten einen frommen und heiligen Mann zu nennen. Noch eifriger suchte Hussens Freund, der Magister Hieronymus Faulfisch, Wiklefs Schriften zu verbreiten. Der Erzbischof Sbinko von Prag glaubte die Anpreisung solcher Grundsätze nicht länger dulden zu dürfen, und setzte es durch, daß fünf und vierzig Lehrsätze Wiklefs als irrig, gefährlich und ketzerisch verdammt wurden, die Lesung Wiklefischer Schriften verboten. Der zugleich ergangene Befehl, diese Bücher zur Verbrennung einzuliefern, schien Hussen und den Böhmen ein solcher Eingriff in die Rechte der Universität, daß sie die Verfassung derselben änderten, der Böhmischen Nation drei, den Ausländern nur eine Stimme gaben, da sonst dies Verhältniß gerade umgekehrt war. Als König Wenceslaus diese Aenderung bestätigte und zum Gesetz erhob, verließen sämmtliche Deutsche, Professoren und Studenten, 5000 an der Zahl, Prag (1409), und gingen nach Leipzig, wo sie Markgraf Friedrich der Streitbare von Meißen mit offnen Armen aufnahm, und noch in demselben Jahre an diesem Orte eine Universität stiftete.

Der Auszug der Deutschen stellte die Ruhe in Prag keineswegs her. Der Erzbischof verklagte Huß bei dem Papst Alexander V. wegen seiner ketzerischen Lehren, und dieser erließ hierauf ein Verbot des Predigens außerhalb der Pfarr- und Klosterkirchen, welches gegen Huß zielte, obschon er in der Bulle nicht genannt war. Als nun aber der Erzbischof die Wiklefischen Bücher einfoderte und verbrannte, erklärte die Universität sich höchlich beleidigt, das Volk gerieth in Bewegung, es geschahen Mordthaten, man plünderte Kirchen und Klöster, um sich Ersatz für den Schaden zu holen. Der Erzbischof wandte sich abermals an den Papst; Johann XXIII.

that Huß in den Bann, aber dieser Ausspruch blieb bei der Kraftlosigkeit des damaligen Päpstlichen Regiments ohne Wirkung, und Huß appellirte an den Ausspruch eines Conciliums. Ein ernsteres Ansehn gewannen die Dinge, als der Papst in Prag das Kreuz wider Ladislaus von Neapel predigen und Allen, die dazu Geld beitragen würden, vollkommenen Ablaß verheißen ließ. Huß und Hieronymus griffen dieß als unchristlich an, und der heftige Hieronymus reizte zu Unfug wieder die Ablaßprediger. Darüber wurden Hußens Gegner lauter als jemals, und der launenhafte Wenzel, der ihm bisher seinen Schutz hatte angedeihen lassen, verließ ihn aus Furcht vor Papst und Kirchenstrafen. Huß wurde genöthiget, Prag zu verlassen (1413), predigte aber auf dem Lande, oft unter freiem Himmel, bei unglaublichem Zulauf des Volkes. Als nun das Concil zu Kostnitz zusammen kam, wollte Huß sich vor dasselbe stellen, da er sich selbst darauf berufen. Hatte er doch in seinen Angriffen auf das Papstthum nichts gethan, als was von der großen Partei der Prälaten und Gelehrten, der herrschenden auf der Kirchenversammlung, geschehen war. Wenzel gab ihm drei angesehene Herren aus dem Baronenstande mit, und Siegmund ertheilte ihm einen Geleitsbrief, in welchem er ihn „in seinen und des heiligen Reiches besondern Schutz" nahm. Auch Johann XXIII. gab die Versicherung, es solle ihm nichts Böses geschehen, wenn er auch des Papstes Bruder ermordet hätte. So kam Huß am 3. Nov. 1414 nach Kostnitz. Aber schon nach wenigen Wochen wurde er auf das Geschrei, welches einige gleichfalls in Kostnitz anwesende Prager Theologen, seine Feinde, erhoben, in die Curie eines Domherrn zur Haft gebracht. Siegmund gab zwar seinen Gesandten Befehl Hussens Befreiung zu verlangen,

aber die Cardinäle achteten nicht darauf. Schlimmer wurde Hussens Lage als man das Verfahren eines Böhmischen Predigers Jakob von Mies, welcher das Abendmahl unter beiderlei Gestalten austheilte, zu den gegen ihn aufgestellten Klagepunkten zog. Es war nämlich im dreizehnten Jahrhundert Sitte geworden, den Layen den Kelch im Abendmahl zu entziehen, und ihn bloß den Priestern vorzubehalten. Der Grund davon lag in der scholastischen Spitzfindigkeit, daß die doppelte Gestalt des Abendmahls unnütz sey, weil unter jeder der beiden Gestalten der ganze Christus gereicht und genossen werde, eine Lehre, die von dem priesterlichen Stolze begierig ergriffen und in Ausübung gebracht wurde, weil der Clerus dabei einen Vorzug vor den Layen bekam. Huß hatte zwar an der Wiedereinführung der alten Form in Böhmen keinen Antheil, aber sie war seinen Ansichten nicht zuwider.

Unterdeß war Siegmund nach Kostnitz gekommen; aber die Hoffnung, die Hussens Freunde auf ihn gesetzt hatten, verschwand bald, da er auf die Vorstellungen der Prälaten, daß er nicht befugt sey, einen Ketzer zu beschützen, erklärte, das Concilium könne gegen die der Ketzerei Bezüchtigten ungehindert verfahren. So wurde das freie Geleit vernichtet, und Huß aus seinem bisherigen Gewahrsam in das Dominicanerkloster gebracht, wo er in ein ungesundes Gemach eingekerkert wurde, so daß er in eine Krankheit verfiel, die seinem Leben Gefahr drohte. Die Händel mit Johann XXIII. machten, daß Hussens Sache eine Zeitlang unbeachtet blieb, endlich nach der Absetzung dieses Papstes wurde sie wieder vorgenommen. Huß wurde mehrere Male vor der Versammlung, nachdem ihm die wider ihn angebrachten Klagen mitgetheilt worden waren, verhört, wobei sich

Peter von Ailly, der die Verderbniß des Papstthums so heftig angegriffen, als Wortführer und entschiedener Feind Hussens zeigte. Obgleich nun Huß einige der Klageartikel gänzlich zu Nichte gemacht, und die meisten genügend beantwortet hatte, wurde er dennoch jetzt so behandelt, als ob er der schwersten Verbrechen vollständig überwiesen sey, und die Abschwörung seiner als irrig bezeichneten Lehren stürmisch von ihm verlangt. Da er sich dessen aber muthig weigerte, wurde er am 6. Juli 1415 in die Kirche geführt, wo das Concil versammelt war, um seine Verdammung auszusprechen. Es wurden zwei Urtheile verlesen; dem einen zufolge wurden Hussens sämmtliche Bücher dem Feuer übergeben; das zweite erklärte ihn selbst für einen hartnäckigen Ketzer und in die einem solchen gebührende Strafen verfallen. Hierauf mußte sich Huß mit Priestergewändern bekleiden, damit ihm dieselben feierlich entrissen werden könnten. Als man ihm zuletzt eine papierne Mütze aufsetzte, worauf drei Teufel gemahlt waren, mit der Umschrift, dieser ist ein Erzketzer, sprach Huß: „Mein Herr Jesus Christus hat für mich armen sündigen Menschen eine noch viel schwerere Dornenkrone bis zu seinem schmählichen Tode am Kreuze getragen."

Damit übergab ihn das Concilium der weltlichen Macht, und König Siegmund gab dem Pfalzgrafen Ludwig auf, ihm an seiner Statt „zu thun als einem Ketzer." Auf des Pfalzgrafen Geheiß ward er nun dem Nachrichter übergeben, daß er ihn verbrenne. So wurde Huß auf den Richtplatz vor die Stadt geführt. Der Henker band ihn mit sechs Stricken an einen Pfahl, und legte noch eine Kette um seinen Kopf. Zufällig blickte sein Gesicht gegen Morgen. Da schrieen Einige, es zieme sich nicht, daß ein so verruchter Ketzer so sterbe,

und die Büttel mußten ihn nach der Abendseite umkehren. Hierauf umlegte man ihn mit Holz und Stroh bis an den Hals. Als nun der Holzstoß angezündet war, betete er zweimal: „Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der du von der Jungfrau geboren bist, erbarme dich mein!" Weiter hörte man nichts von ihm; der Wind trieb ihm den Qualm so sehr in's Gesicht, daß er schnell erstickte. Seine Feinde warfen auch noch seine Asche in den Rhein, damit den Böhmen nichts bliebe, was sie als ein Heiligthum verehren könnten.

Also bezeugte der redliche, fromme Huß die Wahrheit und Innigkeit seiner Ueberzeugung mit seinem Blute, daher er in der Reihe der großen Glaubenshelden glänzt, die den Tod einem mit feiger Lüge befleckten Leben vorzogen. Die ihn schlachteten, waren nicht die Päpste, gegen die er sich erhoben, es waren die, welche wie er das Papstthum zum Ziel ihrer Angriffe gemacht, ja durch förmliche Absetzung oder erzwungene Abdankung mehr als einen Papst auf das unzweifelhafteste angefeindet hatten. Eben jene Doctoren und Prälaten waren es, die sich als Hussens bitterste Feinde und Verfolger erwiesen, weil er nicht zu ihrer Schule gehörte, sich zu ihrer sonstigen Lehrweisheit nicht bekannte, und ihren, auf Unfehlbarkeit nicht minder als das Papstthum selbst Anspruch machenden Ansichten nicht unbedingt huldigen wollte *). Sie lieferten damit den klarsten Beweis, daß der Kirche, welche unter der monarchischen Regierung der Päpste in so großes Verderben gerathen war, mit der aristokratischen Leitung selbstsüchtiger Cardinäle und Bischöfe nicht geholfen sey, und daß der durch beleidigten Standesgeist gereizte Stolz einer großen

*) Menzel Geschichten der Deutschen, B. VIII. S. 185.

Versammlung von Prälaten und Gelehrten nicht minder wüthen und verfolgen kann, als die einherrische Gewalt eines über Alle erhabenen Hauptes der Kirche. Dasselbe Concilium ließ am 30. Mai 1416 auch Hussens Freund, Hieronymus von Prag, den Feuertod sterben.

---

42. Der Hußitenkrieg.

(1419 — 1434.)

Mit solcher Ergebung, als der Meister die ungerechte Strafe erduldet, fügten sich seine Schüler in Böhmen nicht, sondern zündeten an seinem Scheiterhaufen die Fackeln eines fürchterlichen Krieges an. Der Kelch im Abendmahle wurde das bedeutende Symbol dieser Partei, von dessen Ertheilung sie Utraquisten (solche, die das Abendmahl unter beiderlei Gestalt nehmen) genannt wurden. Der Schmerz über den furchtbaren Tod eines geliebten und hochgeehrten Lehrers, und die Begierde, die gekränkte Nationalehre zu rächen, reizte sie zu einer Wuth gegen Geistliche und Mönche, die sich über das ganze Land verbreitete. Die Zahl der Utraquisten stieg immer höher. Ihre vorzüglichsten Führer waren Niklas von Hussinecz, und der ihn an Geist und Kühnheit weit übertreffende, finstere Ziska von Troznow, der durch eine bewundernswürdige Kraft der Seele und durch seltne kriegskünstlerische Einsicht dem wilden Haufen als ein furchtbarer Leitstern voranleuchtete.

Die fürchterliche Gährung entwickelte sich ungehinderter, weil Wenzel entweder ganz sorglos zusah oder sie gar begünstigte. Als er aber endlich Nachricht erhielt, daß die Hußiten bei einem Umzuge in Prag am 30. Juli 1419 das Rathhaus gestürmt, und mehrere

Rathsherren aus den Fenstern gestürzt hätten, weil von hier aus ein Stein auf den Kelch tragenden Priester geworfen worden war, so wollte sein Zorn über diesen Ausbruch einer schon zügellos gewordenen wilden Kraft ihn aus seiner Schlaffheit aufreißen; aber in diesem Augenblicke rührte ihn am 16. August der Schlag, und sein Tod verwirrte den Zustand Böhmens noch weit mehr.

König Siegmund war sein rechtmäßiger Nachfolger, aber alle Hußiten haßten ihn als den Mörder Hussens und als einen Deutschen. Ihren Grimm vermehrte Siegmund durch die harte Bestrafung einiger Hußiten in Breslau (Schlesien hatte ihm gehuldigt), und vereinigte durch den Starrsinn, mit dem er die Kräfte, welche zu gewinnen waren, von sich stieß, nur Alles desto mehr gegen sich. Denn die Hußiten waren unter sich nicht einig. Die sogenannten Calixtiner (Kelchner), wozu vorzüglich die Prager gehörten, waren gemäßigter als die Taboriten (von einem Berge und einer daselbst angelegten Stadt, welche die Hußiten Tabor nannten), an deren Spitze hauptsächlich Ziska stand. Zu den ersteren gehörten auch viele angesehene Landherren, welche, wenn auch Freunde der Hußitischen Lehre, doch die zerstörende und wüthende Allgewalt Ziska's und seines Haufens gern gehemmt sahen, und dem königlichen Hause nicht abgeneigt waren.

Siegmund, der die aufgeregten Kräfte nicht zu schätzen verstand, wollte von Verträgen und Bedingungen, welche ihm die gemäßigte Partei vorlegte, nichts hören, sondern, wie er erklärte, „nur über die eingerissenen Mauern Prags einziehen." Dadurch nöthigte er Alles zur Einmüthigkeit. Er belagerte Prag mit einem Heere von 150,000 Mann. Die Prager hatten den Ziska mit seinen Taboriten herbeigeholt, und dieser Held

schlug mit seinen an Zahl weit geringeren Leuten, von denen viele nur mit Dreschflegeln bewaffnet waren, einen Sturm des kaiserlichen Heeres ab (1420). Nach der Besiegung des Feindes zeigte sich gleich wieder die Spannung zwischen den Gemäßigten, besonders den Pragern, und den Taboriten, die unterdessen auf verheerenden Zügen gegen die Böhmischen Städte *), die es nicht mit ihnen halten wollten, unmenschliche Grausamkeiten übten. Man war streitig über Besetzung des Throns, welchen die Prager dem Könige von Polen, und da dieser ihn ausschlug, dem Litthauischen Prinzen Koributh antrugen. Es kam darüber zu einem wüthenden Kriege zwischen Ziska und den Pragern nebst ihren Anhängern. Aber als erst ein großes Deutsches Heer, und nach diesem Siegmund erschien, so vereinten sich die Getrennten im Innern wiederum gegen die äußeren Feinde. Diese mußten mit großem Schimpf und Verlust abziehen, nachdem das erstere Heer bei Saatz, das zweite bei Deutsch-Brod geschlagen war (1422). Ziska, der schon in früheren Zeiten ein Auge, und nun das andere eingebüßt hatte, war, auch völlig blind, als er von fremder Hand geleitet, sein Roß besteigen mußte, die Seele der Schaaren; ein furchtbares Schrecken ging vor ihm her.

Nach Entfernung des Feindes brach die alte Zwietracht wieder los, und Ziska zog schon auf Prag los, es zu erstürmen, weil, wie er sagte, es viel besser sey, mit

---

*) Zu Prachatitz ließ Ziska, nachdem er die Stadt erstürmt, die noch übrigen Einwohner in die Sakristei der Stadtkirche sperren, rings umher Stroh anhäufen und die Unglücklichen verbrennen. In Kommotau, das auch mit Sturm eingenommen wurde, schleppten die Taboritischen Weiber die Frauen der Männer, die bei der Vertheidigung der Mauern geblieben waren, in ein Gartengebäude, das sie in Flammen aufgehen ließen.

Wenigen und Einträchtigen wider den König zu streiten, als mit Vielen, die uneinig seyen. Nur durch die demüthigste Unterwerfung gelang es den Pragern noch, den furchtbaren Zorn des blinden Helden zu beschwichtigen, der aber jetzt seine Laufbahn endete. Als er im Verein mit den Ausgesöhnten gegen Mähren, wo Siegmunds Schwiegersohn, Herzog Albrecht von Oesterreich, die Hußiten verdrängt hatte, ziehen wollte, starb er plötzlich vor dem Schloß Przibislav (Oct. 1424) *).

Durch seinen Tod lösete sich die Einigkeit vollends auf. Vier Parteien traten hervor: die Prager (die Gemäßigten); die Taboriten, welche nach Ziska's letztem Willen Prokop den Großen als Anführer erkannten; die Horebiten **), welche einem eignen Anführer folgten; endlich die Wildesten unter den Taboriten, welche vorgaben, daß Keiner würdig sey, Ziska's Stelle einzunehmen, und sich daher Waisen nannten. Unter den letzteren bekam aber bald ein zweiter Prokop, genannt der Kleine, das Uebergewicht; sie hauseten unter keinem Obdach, sondern nur innerhalb ihrer Wagenburg.

Diese Parteien leiteten die Feindschaft, die sie gegen einander hegten, auf die Nachbarn ab. Sie machten über die Gränzen Böhmens in die benachbarten Länder verheerende Raubzüge, zu denen sie sich, außer dem Rechte der Wiedervergeltung, um so mehr für befugt hielten, weil sie Böhmen für das gelobte Land, sich für das auserwählte Volk Gottes erklärten, und ihre Nachbarn für die Moabiter und Philister, welche nach Mo-

---

*) Noch heut zu Tage wird der Platz seines Zeltes, in welchem er hier starb, nicht umgeackert. So lange dauert das scheue Entsetzen fort, das er in seinem Leben verbreitet hatte.

**) Von einem Berge im Königsgrätzer Kreise, auf welchem sie sich zuerst versammelten, so genannt.

saischem Rechte ausgerottet werden müßten. Ihre mordbrennerischen Züge erstreckten sich nach allen Seiten hin, nach Ungern, nach der Ostsee und durch die Oberpfalz. Aber sie vergaßen auch ihre Zwistigkeiten, wenn der Feind von Außen in ihr Land eindringen wollte. Der Schrekken, den ihre Züge allen benachbarten Völkern tief eingegraben hatten, machte es ihnen leicht, solche Angriffe zu vereiteln. Siegmund versuchte es noch zweimal, mit zahlreichen, in Deutschland durch Reichsaufgebot und Kreuzpredigten zusammengebrachten Heeren, in Böhmen einzudringen; aber so sehr war die Furcht in die sonst so kriegerischen Gemüther der Deutschen gedrungen, daß wenn die Hußiten sich nur zeigten, Alles schon, ohne den Kampf zu wagen, eine unordentliche Flucht nahm. Dies geschah bei Mies 1427 und bei Tachau 1431. So viele vereitelte Versuche überzeugten Siegmund endlich, daß die Böhmen nur durch sich selbst zu besiegen seyen, und daß man, statt durch Gewalt Alle zu vereinigen, auf dem Wege der Unterhandlung die unter ihnen selbst herrschende Spannung benutzen müsse.

Das Baseler Concilium, seit 1431 versammelt, bot dazu die Hand, und ließ, trotz des Päpstlichen Verbots, die Hußitischen Gottesgelehrten zum Religionsgespräche einladen. Johann Rockyczana, das Oberhaupt der Hußitischen Kirche, nebst dreien Geistlichen der Prager, Waisen und Taboriten erschienen, geleitet von Prokop dem Großen, der 300 wohlgerüstete Reiter führte. Das Religionsgespräch führte zu keinem friedlichen Ergebniß, und die Hußitischen Abgeordneten kehrten unverrichteter Sache wieder zurück; aber das Concilium gesellte den Rückkehrenden Gesandte bei, welche die Geschicklichkeit besaßen, die Mißhelligkeiten zwischen den Parteien zu benutzen, den einflußreichen Rockyczana auf ihre Seite zu ziehen,

und so endlich die Gemäßigten zu einer Aussöhnung mit der Kirche zu bringen, die ihnen den Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalt erlaubte.

Die Taboriten und die Waisen verwarfen zwar diesen Vertrag, Compactaten genannt, und behielten die Waffen in der Hand, aber die Barone, auf deren Seite jetzt die Stadt Prag war, brachten ein Heer auf, griffen die wüthenden Haufen bei Böhmisch-Brod an, und erfochten einen Sieg, der um so entscheidender war, weil Prokop der Große und der Kleine nebst vielen anderen Führern blieben. So hatten sich die Böhmen selbst besiegt (1434). Siegmund wünschte den Ständen Glück dazu, und fragte an, ob sie ihn jetzt als ihren König anerkennen wollten. Dies geschah, nachdem er die ihm vorgelegten Bedingungen, unter denen Duldung des Hußitischen Gottesdienstes war, angenommen hatte. Am 23. August 1436 hielt er zu Prag seinen feierlichen Einzug, der als das Ende dieser langen verheerenden Unruhen mit allgemeiner Freude gefeiert ward*).

---

43. Siegmunds Ausgang.

Erst wenige Jahre vor dem Ende des Hußitenkrieges kam der schon bejahrte Siegmund auf den Gedanken, sich in Rom vom Papste zum Römischen Kaiser krönen zu lassen, in dem Glauben, durch den neuen Glanz, den seine Herrschaft dadurch erhalten würde, auch das Ansehn derselben zu heben und zu befestigen.

---

*) Die Weltlichen, sagt Windeck, sangen das Te Deum auf den Straßen, und vor dem Kaspar Schlik, der bei dem Friedensschluß als erster Rath Siegmunds sehr thätig gewesen war, knieten die Leute auf den Gassen nieder, und sagten, das ist unser Engel.

Da er aber in Italien nicht wie die Hohenstaufischen Kaiser erschien, sondern, wie sich ein Geschichtschreiber der Zeit ausdrückt, mit vielen Sorgen, wenig Leuten und großer Armuth, so stach ein solcher Aufzug gegen jene Zwecke gar zu sehr ab. Er kam im November 1431 nach Italien, wo die Mächtigen von dem, der den Titel ihres Oberhaupts führte, keine Kenntniß nahmen, und die Bürger von Siena, bei denen er beinah ein Jahr verweilte, seiner herzlich überdrüßig wurden. Endlich am 31. Mai 1433 empfing er zu Rom vom Papst Eugen IV. die Kaiserkrone. Aber seine Hoffnung, durch die Krönung größeres Ansehn unter den Reichsfürsten zu gewinnen, schlug gänzlich fehl. Die Reichstage, die er ausschrieb, blieben von den meisten Fürsten unbesucht, obschon die Ehre des Reiches kräftige Schritte gegen den Herzog von Burgund erfodert hätte, der damals eine Niederländische Provinz nach der andern an sich riß (oben S. 392.), ohne auch nur die Belehnung darüber nachzusuchen. Seinen letzten Reichstag hielt Siegmund 1437 zu Eger; noch in demselben Jahre starb er am 9. December zu Znaym im Mähren.

Siegmund hatte eine hohe Gestalt, ein schönes Gesicht, blondes herabwallendes Harr, einen langen wohlgepflegten Bart. Dieses trefflich in die Augen fallenden Aeußeren wegen wurde er an mehreren Orten gemahlt. Die Gemüther wußte er durch sein anmuthiges Benehmen, durch Milde und Herablassung zu gewinnen. Seine nicht immer wohl angebrachte Freigebigkeit war so groß, daß sie einen guten Antheil an den Geldverlegenheiten hatte, in denen er sich fast immer befand, da der Glanz mit dem er sich zu umgeben liebte, und die weitaussehenden Unternehmungen, in welche ihn die Kronen die er trug, verwickelten, mit den Mitteln, die

sie

sie ihm zur Erreichung seiner Zwecke darboten, in gar keinem Verhältnisse standen. Er besaß viele Bildung und Geist, und zog Leute von Kenntnissen sehr hervor. Ausschweifungen, wie sie bei den damals sehr verderbten Sitten häufig und gewöhnlich waren, sah er sich und Anderen mit großer Leichtblütigkeit nach. Das Gute wollte er redlich, und doch konnte er in seinem Leben wenig vollbringen. Das kam daher, daß ihm bei allen seinen glänzenden Gaben und löblichen Eigenschaften die wahre Größe und Stärke des Geistes fehlte, die sich in diesen verwirrten Zeiten des Reiches und der Kirche der Verhältnisse hätte bemächtigen können. Er hinterließ keine Söhne und beschloß das Luxemburgische Geschlecht.

Noch müssen zwei denkwürdige, von Siegmund veranlaßte Erwerbungen Deutscher Fürsten erwähnt werden. Die Eine betrifft die Mark Brandenburg. Dieses Land hatte, wie wir gesehen haben, seitdem es von den Askanischen Fürsten an die Wittelsbacher gekommen war, seine äußere Macht und seinen Wohlstand eingebüßt. Noch schlimmer ging es ihm, als es nach dem Tode Kaiser Karls IV. an Siegmund fiel. Denn diesem schien Brandenburg gegen den Glanz der Ungerischen Krone der Beachtung völlig unwerth; er verpfändete es daher seinem Vetter Jodocus von Mähren, der nur darauf dachte, Geld herauszuziehen, und Statthalter setzte, die sich um nichts kümmerten, und dem Raubadel, welcher das arme Land nach Gefallen plünderte und drückte, nicht wehrten. Als nun Jodocus starb (1411), verpfändete Siegmund die Mark von neuem an Friedrich VI., Burggrafen von Nürnberg (oben S. 8.), einem klugen und tapfern Fürsten, der sich mannichfache Verdienste um ihn erworben hatte. Nachdem die Schuldsumme hierauf bis zu 400,000 Ducaten gestiegen war, überließ

Siegmund diesem Fürsten die Mark Brandenburg mit der Kurwürde erb- und eigenthümlich (1415), und belehnte ihn zu Kostnitz feierlich damit. Es gelang Friedrichen, wiewol mit vieler Mühe, der Raubritter Herr zu werden, Frieden und eine bessere Ordnung der Dinge in das Land zurückzuführen. So kam die Fränkische Linie der Hohenzollerschen Fürsten zum Besitze Brandenburgs, ein Ereigniß, welches in späteren Jahrhunderten auf die ganze Geschichte Deutschlands höchst folgenreich wirkte. Die zweite dieser Veränderungen war die Vereinigung der Sächsischen Chur mit den Meißnischen Ländern, als die Sachsen-Wittenbergische Linie 1422 mit Albrecht III. erlosch, und Siegmund ohne Rücksicht auf die Lauenburgischen und Anhaltischen Stammvettern das Wittenbergische Land mit der Chur, als ein eröffnetes Reichslehn, dem Markgrafen von Meißen, Friedrich dem Streitbaren, für die im Hußitenkriege versprochene und geleistete Hülfe ertheilte.

---

44. Die Baseler Kirchenversammlung, Albrecht II., und Friedrichs III. Anfang.

Die weitaussehenden Hußitischen Unruhen waren die Ursache, daß die zu Kostnitz gethanen Verheißungen, nächstens wieder eine Kirchenversammlung zusammenzurufen, endlich in Erfüllung gingen. Alle Versuche, diesen bedenklichen Bewegungen mit Gewalt und Güte Einhalt zu thun, waren bis jetzt gescheitert; nur von einem allgemeinen Concilium glaubte man noch Hülfe erwarten zu können. Daher drangen die Cardinäle so lange in Martin V., bis er auf den Frühling des Jahres 1431

ein Concilium zu Basel ausschrieb, und als er noch vor Eröffnung desselben (20. Febr.) starb, mußte auch der neue Papst, Eugen IV., schwören, ihm seinen Fortgang zu lassen. Aber bald suchte Eugen sich dieses lästigen Zwanges zu entledigen, und befahl den schon versammelten Prälaten, wieder aus einander zu gehen. Aber diese kehrten sich an seinen Befehl so wenig, daß sie vielmehr den Grundsatz der Synode zu Kostnitz, eine allgemeine Kirchenversammlung sey höher als der Papst, von neuem aussprachen, und noch hinzufügten, daß nur der auf einer solchen repräsentirten Kirche der Charakter der Unfehlbarkeit zukomme, und nicht dem Papst, der nur das dienende Oberhaupt (caput ministeriale) derselben sey. Nachdem sie nun Eugen mehrere Termine gesetzt hatten, innerhalb deren er in Person oder durch Abgeordnete zu Basel erscheinen solle, um an den Handlungen des Conciliums den ihm gebührenden Antheil zu nehmen, dieser aber durch einen unglücklichen Krieg mit Mailand und einen Aufstand des Römischen Volkes in große Noth gerathen war, sah er sich genöthiget, nachzugeben, und die Gültigkeit alles bisher zu Basel Verhandelten anzuerkennen. Die Synode nahm jetzt auch sogleich das Reformationswerk vor, aber wieder nur in dem Sinne, wie es zu Kostnitz betrieben worden war oder nach der Meinung selbst der gegenpäpstlichen Partei dort hätte in's Werk gerichtet werden sollen. Es war also von der allgemeinen Verderbniß und Sittenlosigkeit der Geistlichen, der Entfernung vom ächt evangelischen Geiste, der Entstellung des reinen Christenthums durch überflüssige und abergläubische Satzungen, hier nicht die Rede, sondern, einige unbedeutendere Mißbräuche abgerechnet, war diese Reformation bloß gegen den Papst gerichtet, dessen Einkünfte und Gewalt in der Kirche man schmälern

wollte, ohne doch die ihm gebührende Oberleitung der geistlichen Angelegenheiten dem Grundsatze nach zu bestreiten. Indeß war Eugen zu seiner feindseligen Stellung gegen die Synode zurückgekehrt. Damals hatte sich der von den Türken auf's äußerste bedrängte Byzantinische Kaiser, Johann V., bereit erklärt, zur Wiedervereinigung der Griechischen Kirche mit der Lateinischen unter jeder Bedingung die Hand zu bieten, ja selbst mit seinen Bischöfen im Abendlande zu erscheinen; denn nur dadurch glaubte er die Hülfe der westlichen Völker erlangen zu können. Unter dem Vorwande nun, daß der Griechische Kaiser nicht über Italien hinausreisen könne, verlangte Eugen die Verlegung der Kirchenversammlung von Basel nach Ferrara, und als die Prälaten zu Basel sich dessen weigerten, eröffnete er 1438 eine andere Synode zu Ferrara, wo er die zu Basel für schismatisch erklärte, ein Ausspruch, der am letztern Orte sofort mit der Eröffnung eines Processes gegen Eugen beantwortet wurde.

Um diese Zeit hatten sich die Kurfürsten zu Frankfurt zur Wahl eines neuen Reichsoberhaupts versammelt, die auf Herzog Albrecht von Oesterreich, Siegmunds Schwiegersohn, fiel (18. März 1438). So wenig beneidenswerth schien der Besitz der Deutschen Krone, daß Albrecht sich gar nicht um sie beworben hatte, ja sogar anfangs Bedenken trug, sie anzunehmen. Auch blieb er während seiner kurzen Regierung fast nur mit den Angelegenheiten von Ungern und Böhmen beschäftiget, auf deren Thronen er dem verstorbenen Kaiser gleichfalls folgte, im letztern Lande jedoch nicht ohne Kampf mit einem von den Utraquisten aufgestellten Gegenkönige, dem Prinzen Kasimir von Polen. Wegen der kirchlichen Angelegenheiten, welche die Gemüther am meisten be-

schäftigten, waren die Deutschen Stände in der größten Sorge, es möchte ein neues Schisma ausbrechen; sie erklärten daher zwar ihren Beitritt zu den Reformationsbeschlüssen der Baseler Synode, welche die Annaten *) abschafften und die Päpstlichen Reservationen der Kirchenpfründen sehr beschränkten; zugleich aber auch, in dem Streite des Conciliums mit dem Papste eine völlige Neutralität beobachten zu wollen. Die Baseler Väter ließen sich indeß dadurch nicht irre machen, sondern schritten am 25. Mai 1439 zur Absetzung Eugens, und gaben ihm noch in demselben Jahre einen Nachfolger in der Person des Herzogs Amadäus von Savoyen, der seinem Sohne die Regierung übergeben hatte, und jetzt in der Einsamkeit lebte. Er nannte sich Felix V. Um dieselbe Zeit erkrankte König Albrecht, auf der Rückkehr von einem Zuge gegen die Türken, an der Ruhr, und starb noch ehe er Wien erreichte (27. Oct. 1439). Er hinterließ den Ruhm eines einsichtsvollen Fürsten; in Deutschland ist seine nur anderthalbjährige Regierung spurlos vorübergegangen. Von ihm an ist die Kaiserkrone fast ohne Unterbrechung bei Oesterreich geblieben, bis zur Auflösung des Deutschen Reiches in unseren Tagen. Die Kurfürsten wählten am 2. Februar 1440 einen Vetter Albrechts, den Herzog Friedrich von Oesterreich, der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Albrecht Steiermark, Kärnthen und Krain besaß. Auch er entschied sich erst nach einer fast dreimonathlichen Unschlüssigkeit zur Annahme einer Krone, die viele Mühe und Sorgen, aber fast keine Vortheile gewährte, wenn man nicht den in Anschlag brachte, daß ihr Ansehn zur

---

*) Unter Annaten versteht man die Gebühren, welche die Päpste bei der Confirmation geistlicher Würden zogen, die den Einkünften eines ganzen Jahres von denselben gleichkamen.

Vergrößerung der eignen Hausmacht dienen konnte, im Fall sich eine Gelegenheit dazu darbot. Friedrich, als König der dritte genannt, war der schweren Aufgabe, dem Reiche der Deutschen vorzustehen, auf keine Weise gewachsen. Er war ein Fürst von häuslichen Tugenden, aber mittelmäßigen Gaben, und kriegerischen Unternehmungen abhold, obgleich er viele Pläne verfolgte, die auf dem ruhigen Wege von Bündnissen oder Verträgen durch berechnende Staatskunst zu erreichen standen, und dadurch in mannichfache Verwickelungen gerieth. Den vielen Trübsalen und Unfällen seiner drei und funfzigjährigen Regierung setzte er weder Geistesstärke noch Entschlossenheit, sondern eine fast stumpfe Gleichgültigkeit entgegen. Aus seiner behaglichen Ruhe ließ er sich schwer erwecken, und in seinen Lieblingsbeschäftigungen so ungern stören, daß er einmal einen Landtag entließ, um seine Blumenscherben gegen den Frost in Sicherheit zu bringen.

Ein kräftiger Herrscher würde den Zwist der Baseler Synode mit dem Papste Eugen benutzt haben, um der Deutschen Kirche die Erleichterung zu verschaffen, welche ihr die Decrete der erstern gewährten; aber Friedrich wurde von einem klugen Günstlinge geleitet, der Alles zum Vortheil der Päpstlichen Curie zu drehen wußte. Dies war der Italiener Aeneas Sylvius Piccolomini (der nachmalige Papst Pius II.), früher Geheimschreiber der Kirchenversammlung und beredter Vertheidiger ihrer Rechte gegen die Päpstlichen Anmaßungen; später, als er die Dienste derselben mit denen des Römischen Königs Friedrich vertauscht und das Vertrauen dieses schwachen Fürsten in einem hohen Grade gewonnen hatte, ergriff er die Partei des Papstthums, und wurde eines der nützlichsten Werkzeuge desselben. Eugen, von

Friedrichs Gesinnungen unterrichtet, that 1445 den kühnen Schritt, seine beiden Hauptgegner, die Kurfürsten von Köln und Trier, ihrer Würde zu entsetzen, und ihre Stellen an Verwandte des Herzogs von Burgund zu ertheilen. So ruhig als der Römische König zusah, wie von Rom aus in seinem Reiche geschaltet wurde, blieben die Kurfürsten nicht; sie schlossen im März 1446 einen Verein des Inhalts, daß wenn der Papst Eugen nicht die Baseler Decrete anerkennen und die unternommenen Neuerungen (darunter verstanden sie die Absetzung der Kurfürsten) zurücknehmen würde, sie von ihm abtreten und das Baseler Concilium als rechtmäßig ansehen wollten. Eugen, dem sie ihre Foderungen durch eine Gesandtschaft vortragen ließen, wurde durch Aeneas Sylvius gewarnt, durch eine harte, zufahrende Antwort nicht sein Spiel zu verderben. Er gab daher eine ausweichende, und versprach, die Deutsche Fürstenversammlung zu beschicken. Diese wurde am 1. September eröffnet, und eine Zeit lang schien es wirklich, als ob alle Italienischen Künste an der Standhaftigkeit der Deutschen Fürsten scheitern würden. Aber was diese Künste nicht vermochten, gelang endlich durch eine geringe Geldsumme, die Aeneas zur rechten Zeit spendete. Johann Lysura, General-Vicar des Kurfürsten von Mainz und Alles bei seinem Herrn vermögend, der eigentliche Stifter des Kurbundes, war es, der nunmehr für 500 Goldgulden die Freiheit der Deutschen Kirche verkaufte. Durch ihn wurde der Kurfürst von Mainz zur Annahme eines Vorschlages gebracht, vermöge dessen der Papst die Kurfürsten wieder einsetzen, aber für Alles, was er durch die Annahme der Baseler Decrete verlieren könne, vollständig entschädigt werden solle. Als dies von den mehrsten, schon vielfältig bearbeiteten Fürsten genehmigt war, zog eine

neue Gesandtschaft nach Rom, dem Papste die Obedienz zu leisten. Diese Huldigung empfing der siegende Eugen auf dem Todbette, und starb wenige Wochen nachher (23. Febr. 1447). Im folgenden Jahre schloß ein Gesandter seines Nachfolgers Nicolaus V. mit dem Könige Friedrich, der hier mit Einwilligung mehrerer Kurfürsten und anderer Stände im Namen der Deutschen Nation handelte, zu Wien einen Vergleich, in welchem das Meiste von dem, was durch die Baseler Decrete in Hinsicht der Annaten und Reservationen gewonnen worden war, wieder aufgegeben wurde. Da der Inhalt dieses Vertrages in Aschaffenburg zur Kenntniß der Reichsstände gelangte, so hat man lange geglaubt, daß er dort geschlossen worden sey, und ihm den Namen der Aschaffenburger Concordaten gegeben. Friedrich kündigte nun der Kirchenversammlung zu Basel das Geleit auf, und nachdem Felix seine Würde niedergelegt, und Nicolaus als rechtmäßigen Papst anerkannt hatte, lös'te sich das Concilium völlig auf (1449).

Auf diese Weise endete auch die Baseler Kirchenversammlung wie die von Kostnitz, ohne die großen mit so vielem Geräusche verkündeten Hoffnungen der Völker befriedigt zu haben. Daß indeß, selbst wenn die Zwecke der gegenpäpstlichen Partei auf diesen Synoden erreicht worden wären, der Religionszustand dadurch keine Besserung gewonnen hätte, das Christenthum keine Heilung der tiefen Uebel, an denen es krankte, ist schon bemerkt. Die Nothwendigkeit, die Satzungen der Kirche auf die ursprüngliche Reinheit des Christenthums zurückzuführen, und die Verfassung derselben der Einfachheit jener Zeiten wenigstens wieder näher zu bringen, war ein Gedanke, den jene wider die Päpstliche Curie erbitterten Stimmführer am wenigsten hegten. Reineren Gemüthern war

es vorbehalten, ihn ehe noch ein Jahrhundert verging aufzufassen und in's Leben zu rufen, und der geistlichen Weltherrschaft Roms die gefährlichsten Wunden zu schlagen, während es jetzt, im stolzen Gefühle des Sieges über die von den Concilien drohenden Gefahren, sich einer Sicherheit überließ, in der es die Kirche noch schlimmer als bisher mißhandeln zu dürfen glaubte.

---

45. Die Deutschen Städte.

Während der Luxemburgischen Zeit hörte Deutschland fast gänzlich auf, ein Gesammtstaat zu seyn. Die Kaiser aus diesem Geschlechte widmeten ihre Liebe wie ihre Sorgen meistens ihren Erbreichen, und dachten nicht darauf, sich der Macht derselben zur Wiederherstellung des königlichen Ansehens in Deutschland zu bedienen; nur der Glanz der Kaiserkrone und die Mittel, die sie zur Erreichung anderweitiger Zwecke darbot, hatten Reiz für sie. Indem nun Deutschland als ein Ganzes nichts mehr bedeutete, und sich fast Niemand darum kümmerte, daß die schlauen und mächtigen Nachbarn im Westen dem Reiche die Provinzen Burgundiens und der Niederlande stillschweigend entrissen, gerieth deswegen die Kraft der Nation keineswegs in Verfall, nur ging sie in der Zersplitterung des Ganzen in sehr mannichfachen Richtungen auseinander. Besonders bieten die bedeutenderen Deutschen Städte des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts ein Bild eigenthümlicher, innerhalb ihrer Ringmauern republikanischer Gestaltung dar, welches in mancher Hinsicht an Italien erinnert, nur daß, mit der Wärme des südlichen Blutes und der trügerischen Glattzüngigkeit der Romanischen Weise, auch die heftigen Leidenschaften

fehlten, welche die Kämpfe Italiens mit Freveln erfüllten, und jene künstlichen Gewebe von Gewalt und List, welche dort blutgierigen und üppigen Usurpatoren zur Herrschaft verhalfen. Von den Kämpfen der Städte und des Landadels ist schon an mehreren Orten die Rede gewesen; sie wuchsen in dem Maaße, als mit dem Reichthum und der Macht der ersteren auch ihre Ansprüche auf Selbständigkeit zunahmen und die Eifersucht des Adels und der Fürsten in höherem Grade erregt wurde. Aber auch innerhalb der städtischen Ringmauern fehlte es nicht an Reibungen und Kämpfen. Schon in der Hohenstaufischen Zeit begannen Zwistigkeiten zwischen den adlichen Stadtgeschlechtern, Patricier genannt, und den geringeren Bürgern, die von jenen verachtet, oft mit empörender Willkühr behandelt und von allen Aemtern ausgeschlossen wurden. Als aber die Gewerbtreibenden durch ihre Vereinigungen zu Zünften und Innungen erstarkten, widersetzten sie sich den Anmaßungen der Patricier mit aller Kraft. In den meisten Städten (unmittelbaren Reichs- wie Landstädten, denn der Unterschied war damals, wo der Begriff der Landeshoheit noch nicht ausgebildet war, unbedeutend*)) gelang es in diesem Zeitraume den Zünften, zur Theilnahme am Stadtregiment zu gelangen, aber gewöhnlich erst in Folge von Kämpfen gegen die bisher ausschließlich rathsfähigen Bürger. Entweder wurden alsdann in den bisherigen Rath Handwerker aufgenommen, indem eine gewisse Zahl von Rathsstellen mit ihnen besetzt, oder eine eigne Abtheilung derselben gebildet wurde; oder es wurde ein eigentliches Zunftregiment eingeführt, indem die ganze Verfassung

---

*) Sartorius Geschichte des Hanseatischen Bundes. Th. II. S. 188.

auf eine Abtheilung der Bürgerschaft in Zünfte gegründet wurde. Wer auch seinem Gewerbe nach zu keiner Zunft gehörte, mußte sich als Bürger der Stadt einer anschließen. Ein Beispiel einer Verfassungsänderung in diesem Sinne haben wir schon an Zürch gesehen (oben S. 305.). In mehreren Städten blieb indeß trotz der den Zünften gemachten Bewilligungen die Verfassung wesentlich aristokratisch, wie in Nürnberg, wo sich der Rath 1348 dazu verstehen mußte, die Vorsteher von acht bestimmten Zünften in den Rath zu nehmen. Aber diese wurden nur in bestimmten Zeiten, wo unbedeutende Gegenstände vorgetragen wurden, zur Sitzung berufen; das Innere der Verfassung lernten sie nicht kennen, und durften noch weniger darauf einwirken*).

Der große Reichthum, zu welchem die Deutschen Städte damals gelangten, ging aus Handel und Gewerben hervor. Der erstere nahm damals ganz andere Wege, als in den neueren Jahrhunderten; der Landweg über Deutschland war es, welcher den Norden von Europa mit dem Süden verband; die Deutschen Städte vertrieben die kostbaren Waaren des Ostens, die sie aus Italien empfingen, nach den nördlichen Ländern, und fanden in diesem lebhaften Verkehr eine stets strömende Quelle reichlichen Gewinnes. Wie ein betriebsamer Handelsgeist gewöhnlich zugleich den Kunstfleiß weckt, geschah es auch in den Deutschen Städten; die Erzeugnisse ihrer fleißigen Arbeiter, vorzüglich Tuch und Leinwand, wurden reichlich in's Ausland geführt, und dieses dadurch nicht nur dem Handel, sondern auch der Gewerbsthätigkeit der Deutschen zinsbar gemacht. Dadurch erzeugte sich ein Wohlstand und eine Volksmenge in vielen Deutschen

---

*) Mannert, Ueberblick von Nürnbergs Aufkeimen ꝛc. S. 65.

Städten, gegen welche ihr Zustand in unseren Tagen dürftig und geringfügig erscheint. Der oben genannte Aeneas Sylvius hat eine Beschreibung von Deutschland aufgesetzt, in welcher er die Macht, den Reichthum, den Glanz der Deutschen Städte nicht genug preisen und erheben kann.

Aber wenn auch die Geschichte von dem, was die Deutschen Städte waren und bedeuteten, verstummte, die Steine würden es uns täglich verkünden. Die Gebäude, welche jene Geschlechter errichtet, legen ihren Enkeln ein sprechenderes Zeugniß von ihrem Wirken und ihrem Sinne ab, als es die beredteste Schrift vermag. Es beginnt nämlich um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die schönste Blüthe jener Baukunst, welche man die Gothische genannt hat, aber die Deutsche nennen sollte, weil ihre edelste und erhabenste Gestalt von Deutschen Meistern ausgegangen ist, und Deutsche Meister auch in anderen Ländern die wichtigsten Gebäude dieser Art aufgeführt haben. Sie ist ein Erzeugniß der Deutschen und christlichen Richtung in der Kunst, und ist eben so wie die eigenthümliche Poesie jener Zeiten von der antiken Weise völlig unabhängig, ohne darum einen geringern Rang einzunehmen als diese; denn die Schönheit der Formen, Geschmack und Stil sind in allen Künsten keinesweges an eine bestimmte Art und Regel gebunden, sondern können eben so mannichfach seyn, als die verschiedenen Richtungen des Sinnes und Geistes in den Völkern und Zeiten, die sich mit Freiheit erzeugen und in der Kunst mit ursprünglicher, keinem vorhandenen Muster nachgebildeter Schöpfungskraft zur Erscheinung gelangen. Das Eigenthümliche dieser Deutschen Baukunst zeigt sich in den schlankeren Säulen, über welchen, auf den geschmückten Knäufen, die Ribben und Reihungen

der Gewölbe emporsteigen; in den hohen Bogenfenstern, welche die Räume zwischen den Pfeilern bis unter die Dachung ausfüllen; in der leichten, äußerst kühnen Höhe der Schwibbögen; in den mit Laubwerk-Zierrathen überall bedeckten Erkern und Zinnen, welche das Hauptgebäude umgeben u. s. w. Unter den Meistern jener Zeit hat keiner so hohen Ruhm erlangt, als Erwin von Steinbach, der im Jahre 1277 den vordern Anbau und den Thurm des Münsters von Straßburg zu bauen begann. Hier erscheint die Kunst in ihrer Vollendung. Aber dieser riesenhafte Thurm ist bei weitem nicht ganz von Erwin errichtet, auch nicht nach seinem ursprünglichen Plane ausgeführt, welcher, den schon vorhandenen Dimensionen entsprechend, auf ein Werk mittlern Umfangs ging *). Erst im Jahre 1439 wurde der Thurm gänzlich vollendet, und da jeder der folgenden Meister nach seinen eigenen Gedanken daran baute, so läßt sich an ihm, wie mit einem Blicke, der veränderte und schon sinkende Geschmack dieser Baukunst übersehen; denn im funfzehnten Jahrhundert verlor sich die alte Großartigkeit schon in kleinliche Verkünstelung. Ganz anders der Kölner Dom, der gleichfalls um die Zeit Erwins von Steinbach begonnen wurde. So weit dieses außerordentliche Werk vollendet ist, wurde nach dem von dem Urheber entworfenen Plane daran fortgebaut. Der Stephansthurm in Wien, der Freiburger Dom und viele andere Kirchen gehören ebenfalls in die beste Zeit der Deutschen Baukunst. Wenn man den künstlerischen Geist betrachtet, welcher in der Anordnung und Entwerfung dieser himmelanstrebenden Massen waltet, die Kenntniß und Sicher-

*) Görres, in den Heidelberger Jahrb. der Litt. 1824. No. 60.

heit in der Ausführung und das große technische Geschick in der höchst sorgfältigen und fleißigen Behandlung des Einzelnen: so fühlt man sich zu einer wahrhaften Verehrung von Zeiten fortgerissen, wo es Meister gab, die so dachten und bildeten, so viele bereite Hände ihren Gedanken Leben zu geben, und Bürger einzelner Städte, die keine bessere Verwendung ihrer Reichthümer kannten, als für solche Zwecke *). Indeß wäre die Aufführung dieser Bauten mit einer solchen Vollendung ohne die damals blühenden Baubrüderschaften schwerlich möglich gewesen. Schon bei den Römern finden sich Vereine von Baukünstlern, später hatten sie in den Klöstern ihren Sitz, im elften Jahrhundert traten sie aus diesen hervor, und gestalteten sich zu weltlichen Gesellschaften. In England nahmen diese Vereine zuerst eine eigenthümliche Form an. Sie beschäftigten sich mit Unternehmungen großer Bauten, und ihr gemeinschaftliches Wirken nach wohlerlernten Regeln machte die große Ausbildung und Uebereinstimmung ihrer Arbeiten möglich. Ihre Lehren pflanzten sie als Geheimnisse durch die drei Stufen der Lehrlinge, Gesellen und Meister fort. Die für die Bildung und Ausbreitung der Deutschen Kunst wichtigste Vereinigung der Baumeister und Steinmetzer ist die, welche zu Straßburg durch Erwin von Steinbach gestiftet wurde. Aus Deutschland, England und Italien zog er Meister an sich, und gab seinem Bunde die schon früher in England angenommene Einrichtung. Eine solche Innung hieß eine Hütte; alle in Deutschland befindlichen Hütten traten mit einander in Verbindung, die Straß-

*) Bosnische Gesandte, erzählt Aeneas Sylvius, welche den Stephansthurm in Wien lange angesehen und bewundert hatten, brachen endlich in die Worte aus: „Der Thurm hat mehr gekostet, als man für das ganze Königreich Bosnien bekäme."

burger blieb indeß die oberste. Erst im Jahre 1731 sind diese Hütten durch ein kaiserliches Edict aufgehoben worden*).

46. Der Hanseatische Bund.

Von den Verbindungen Deutscher Städte, welche der Verfall der kaiserlichen Macht zu einem selbstthätigen Schutze des Handels und der Gewerbe hervorrief, ist in dieser Geschichte schon öfters die Rede gewesen. Unter diesen Städtebündnissen hat keines so viel Bedeutung, Macht und Ruhm erlangt, als das Hanseatische oder die Hanse, welches in Nieder-Deutschland und in den eroberten Wendischen Ländern östlich der Elbe und Oder seinen Sitz hatte. Die Frage, wann, wie und wo dieser berühmte Bund seinen Anfang genommen habe, wird wahrscheinlich nie mit einiger Sicherheit beantwortet werden können**). Gewiß ist nur, daß er aus der Vereinigung einiger Seestädte zum Schutz und zur Ausbreitung ihres Handels hervorging, und daß dieser Anfang in das dreizehnte Jahrhundert fällt. Damals war die Verbindung nur klein, und befaßte durch dies ganze Jahrhundert höchstens zehn bis zwölf meistens an der

*) Die Hütten hießen auch Logen, die Mitglieder derselben Freie Maurer, weil sie besondere Vorrechte und Freiheiten genossen. Man nahm in England außer den eigentlichen Kunstgenossen auch andere Männer von Ansehn und Kenntnissen auf, welche angenommene Maurer hießen. Aus diesen ist späterhin, nach Einiger Meinung, der Bund der Freimaurer entstanden.

**) Die gewöhnliche Ansicht, nach welcher in einem 1241 zwischen Hamburg und Lübeck geschlossenen Verein der Ursprung des Bundes zu suchen ist, hat Sartorius, der gründliche Geschichtschreiber desselben, widerlegt, Th. I. S. 58 u. 370.

Ostsee gelegene Städte. Auch findet sich der Name Hanse noch nicht. Aber im vierzehnten Jahrhundert wuchs die Zahl der theilnehmenden Städte rasch, und die innere Verfassung des Vereins bildete sich immer mehr aus; jetzt legte er sich den Namen Deutsche Hanse bei, der so viel als Handelsgilde bedeutet. Von dem Ausflusse der Schelde bis nach Esthland erstreckte sich der Bund, auch gehörten nicht mehr bloß Seestädte, sondern viele im Innern des Landes liegende Oerter dazu, wie Köln, Braunschweig, Osnabrück, Magdeburg, Hildesheim, Kulm, Thorn u. a. m.

Gemeinschaftliche Vertheidigung gegen Angriffe, Sicherheit der Straßen zu Wasser und zu Lande, welche die Kaufleute der Städte mit ihren Waaren befuhren, schiedsrichterliche Vermittelung in allen Streitigkeiten der Glieder unter einander, vor allem aber die Befestigung und Ausdehnung des auswärtigen Handels, waren, wie schon gesagt, Hauptzwecke der Verbindung. Der Schauplatz dieses auswärtigen Verkehrs war vorzüglich der Europäische Norden, Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark, Länder, deren innerer gesellschaftlicher Zustand die fast ausschließliche Handelsgewalt der Hansen möglich machte. Sie legten in diesen Gegenden bleibende Niederlassungen an, ohne die ein bedeutender auswärtiger Handel bei der damaligen Unsicherheit nicht geführt werden konnte, wie z. B. zu Nowgorod in Rußland und zu Bergen in Norwegen. Sie genossen hier großer Vorrechte und Begünstigungen, zu deren Erweiterung und Behauptung sie auch den Kampf mit den Nordischen Königen nicht scheuten, sondern kühn und glücklich gegen sie auftraten. So wie sie diese Länder mit Waaren aus der Fremde versorgten, so führten sie auch allein die Erzeugnisse derselben wieder aus. Aus

diesem

diesem Zwischenhandel zogen sie den größten Gewinn; was ihr eigner Kunstfleiß hervorbrachte, kam dagegen wenig in Anschlag. Zur Betreibung ihres Verkehrs mit dem Westen gingen sie besonders nach England und den Niederlanden; zu Brügge und London hatten sie ihre Handelscontore. In allen diesen auswärtigen Verhältnissen erscheinen sie als freie Mächte; sie schließen Bündnisse, machen Frieden oder kündigen Krieg an, ohne alles Zuthun des Kaisers und des Reichs. Zur Besorgung ihrer gemeinsamen Angelegenheiten hatten sie Tagsatzungen, auf welchen Lübeck den Vorsitz führte. Nie hat später der Deutsche Handel einen solchen Umfang und ein solches Leben wie damals gehabt, und es ist nicht zu berechnen, wie viel unser Vaterland durch diesen trefflichen Städteverein an Betriebsamkeit, Wohlstand und Verfeinerung gewonnen hat.

---

47. Die Vehmgerichte.

Der Ursprung dieser berühmten Gerichte, auch heimliche und Westphälische Gerichte genannt, ist nicht völlig aufgeklärt; die Zeit ihrer vorzüglichsten Wirksamkeit fällt in das vierzehnte und funfzehnte Jahrhundert. Ihr eigentlicher Sitz war Westphalen, ihr Hauptstuhl zu Dortmund. Sie waren ihrer ersten Einrichtung nach unstreitig Blut- (Criminal) Gerichte, und wider grobe Laster und Verbrechen gerichtet, die gegen den Christenglauben, die heiligen zehn Gebote, den Landfrieden, die Ehre u. s. w. begangen wurden. Geistliche, Weiber und Kinder, Juden und Heiden, und wahrscheinlich alle Mitglieder des hohen Adels gehörten nicht vor dieselben. Der Erzbischof von Köln, als Inhaber der herzoglichen

Rechte in Westphalen war der oberste Stuhlherr und hatte als solcher die Aufsicht über die Inhaber und Vorsteher der einzelnen Gerichte, Freigrafen genannt. Nur die Schöffen dieser Gerichte waren mit der Einrichtung und dem Verfahren derselben bekannt, und hießen daher Wissende. Die Zahl der Wissenden soll sich in diesen Zeiten wohl auf 100,000 erstreckt haben, mehrere regierende Herren waren selbst Wissende, oder ließen ihre Kanzler dazu machen, ja die Kaiser selbst waren es, wie Siegmund, der als solcher einigemal in der allgemeinen Versammlung der Westphälischen Freigrafen und Freischöffen den Vorsitz geführt hat. Durch schwere Eide waren die Wissenden zur Verschwiegenheit verbunden.

Trafen drei Wissende einen todeswürdigen Verbrecher auf der That, so richteten und straften sie ihn auf der Stelle; in anderen Fällen mußte er von einem Freischöffen angeklagt werden. War es ein Wissender, den die Anklage traf, so geschah sie vor einem heimlichen Gericht, da die Gerichte, nach uraltem Deutschen Gebrauch sonst öffentlich gehalten werden mußten *). Nichtwissende hingegen mußten vor ein offnes Freigericht geladen werden. Konnte der Angeschuldigte sich der Klage nicht entledigen, oder war er gar nicht erschienen, so wurde er im heimlichen Gericht verurtheilt (verfehmt) und konnte nun von jedem Wissenden, der ihn traf, gestraft und gerichtet werden. Die Verurtheilten wurden gehängt, und zwar gewöhnlich an einen Baum und nicht an den Galgen. Widersetzte sich der Sträfling, so konnten ihn die Schöffen niederstoßen. In diesem Falle banden sie seinen Leichnam an einen Baum und

*) Der Meinung, daß die heimlichen Gerichte bei Nacht, an unwegsamen Orten, in unterirdischen Gewölben u. dgl. gehalten seyen, widerspricht ein gründlicher Forscher.

steckten ein Messer dabei, zum Zeichen, daß er nicht von Räubern ermordet sey.

Die ganze Verfassung dieser Gerichte, wie löblich sie auch in ihrem Ursprunge seyn mochten, mußte nothwendig zu Mißbräuchen führen. Sie dehnten ihre Gewalt über das ganze Reich aus, sie zogen auch solche Sachen und Personen, über die ihnen keine Gewalt zukam, vor ihre Stühle, und was das Schlimmste war, sie machten die unwürdigsten und schändlichsten Personen, die, wie eine Urkunde sagt, oft selbst des Galgens schuldig waren, zu Freischöffen. Von allen Seiten erhoben sich daher Klagen gegen sie, und die Kaiser Ruprecht, Siegmund und Albrecht, suchten die Mißbräuche abzustellen. In der gänzlich veränderten Criminalgesetzgebung, welche im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland eingeführt wurde, fanden die heimlichen Gerichte ihren Untergang.

---

48. Die Schweizer.

(1414 — 1450.)

Oesterreichs Macht in Helvetien, die seit den Schlachten von Sempach und Näfels schon aufgehört hatte, den Eidgenossen furchtbar zu seyn, war durch die oben (S. 448.) erwähnte unglückselige Theilnahme Herzog Friedrichs an der Flucht des Papstes Johann XXIII. nun fast ganz vernichtet. Die Auffoderung des Kaisers an die Schweizer, den ausgesprochenen Bann an Friedrich zu vollziehen, war zu günstig, als daß der kaum geschlossene Friede mit Oesterreich (oben S. 432.) davon hätte abhalten sollen; und wenn auch die alten redlichen Eidgenossen in den Gebirgen einiges Bedenken hatten,

so entschied Berns Vergrößerungslust dafür. Die Berner zeigten sich auch am thätigsten; sie eroberten in acht Tagen die Oesterreichischen Besitzungen im Aargau, worunter auch die alte Habsburgische Stammburg war, und eigneten sich dieses wohlbebauete und volkreiche Land an. Lucern zauderte gleichfalls nicht, und nahm Sursee, Reichensee, Wilmeringen u. a. m. Diesem Beispiele folgte Zürch und besetzte die ansehnliche Grafschaft Knonau; Baden und die freien Aemter aber, durch die Waffen aller Eidgenossen bezwungen, sollten gemeinsamer Besitz bleiben, indem man nach einem neuen Grundsatze beschloß, statt sie als neue Bundesbrüder aufzunehmen, Unterthanen aus ihnen zu machen. Oesterreich behielt nur noch die Städte Wintherthur, Rapperschwyl und Dießenhofen und den Thurgau, als die einzigen Ueberbleibsel seiner ehemaligen weit verbreiteten Herrschaft in Helvetien, und auch dieses nicht ohne die Besorgniß, daß sie früher oder später auf demselben Wege verloren gehen würden. Aber einige Jahrzehende nachher eröffnete sich ihm eine Aussicht zur Wiedererlangung des Verlornen und zur Rache für die vielfach erlittene Schmach, denn die Kräfte welche allen seinen Angriffen unbezwinglich gewesen waren, fingen an sich gegen einander selbst zu kehren. So stark zeigten sich nämlich in den Schweizern Ehrgeiz und Ländersucht, daß es zu einem Bürgerkriege kam.

Die Veranlassung dazu gab das Erbe des letzten Grafen von Tokenburg, der im Jahre 1436 starb. Zürch, von seinem tapfern, ehrgeizigen und unternehmenden Bürgermeister Rudolf Stüssi geleitet, erhob Ansprüche darauf, und andrer Seits Schwyz und Glarus. Die beiden letzten hatten die Wittwe und Seitenerben des Grafen gewonnen und auch der übrigen Kantone Bei-

tritt erhalten. So entstand ein Bund gegen Zürch, dessen Seele Itel Reding, Landammann von Schwyz, war, und ein innerer Krieg, der für Zürch unglücklich lief, so daß es einen nachtheiligen Frieden eingehen mußte (1440). Darüber wurden die Zürcher so mißvergnügt, daß sie in ihrer Leidenschaft der alten Gefahren vergaßen, und sich an Kaiser Friedrich um ein Bündniß gegen ihre Eidgenossen wandten. Friedrich, der sich der Zwietracht seiner Feinde höchlich freuete, ergriff diesen Antrag begierig; er machte selbst eine Reise in die Schweiz, wo er beim Anblick der zerstörten Thürme seines Stammschlosses Habsburg nur tiefern Ingrimm faßte, und erklärte, daß er als Deutscher König die Rechte und Freiheiten der Schweizer nicht anerkennen werde, wenn man seinem Hause den Aargau nicht zurückgebe. Vergeblich suchten die übrigen Eidgenossen, Zürch von diesem gefährlichen Bündniß abzumahnen; die Pfauenfedern, Oesterreichs Abzeichen, weheten von Zürchischen Helmen, und die rothen Oesterreichischen Kreuze (die Schweizer trugen weiße) vereinigten Oesterreichische und Zürchische Schaaren.

Der Krieg brach los, mit einer Erbitterung, die jeden Gräuel sich erlaubte. Dörfer loderten in Flammen auf, Kirchen wurden geplündert. Die Eidgenossen drangen siegreich über den Albis in die Nähe von Zürch (22. Juli 1443). Die Zürcher eilten zum Kampfe hinaus, und lagerten sich unweit ihrer Stadt in den Wiesen unweit des Flusses Sil. Da brachte ihnen eine Kriegslist Itel Redings Verderben. Er ließ zweihundert auserlesenen Jünglingen rothe Kreuze vorn auf die Brust heften, und befahl ihnen, sich hinter die Feinde zu schleichen. Die Schlacht begann; schon wichen die Zürcher, da erhoben die Schweizer hinter ihnen ein fürchterliches

Geschrei: „fliehe, Zürch, fliehe wer kann!" Ganz entmuthigt von diesen Schreckensworten, sahen die Zürcher, wie die Zweihundert der Brücke zustürzten, und obschon sie diese nunmehr an den weißen Kreuzen auf ihrem Rücken erkannten, so war doch die Furcht, daß sie die Brücke gewinnen möchten, nicht geringer. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich ihrer; Keiner dachte des Widerstandes, Alles drängte der Brücke zu. In dieser äußersten Gefahr dachte Rudolf Stüssi nur der Ehre des Vaterlandes. Mit seiner breiten Mordaxt stellte er sich mitten auf die Silbrücke und rief mit erschütternder Stimme: „haltet, Bürger, haltet!" Vergebens; die Schaaren flohen an ihm vorüber, er allein stand ernst und fest, und als nun Tod und Noth überall hereinbrachen, hielt er in seiner hohen Gestalt, wie ein Wehrthurm, die andrängenden Feinde noch auf. Da rannte ein Zürcher, den seine Vorwürfe beleidigten, auf ihn zu, rief: „daß dich Gottes Wunden — dies Wesen haben wir allein von dir!" und durchstach ihn mit dem Spieße. Von dem Falle des gewaltigen Mannes ertönte die Brücke. So starb Rudolf Stüssi einen Tod, würdig dem der gefeiertesten Helden Roms und Griechenlands an die Seite gesetzt zu werden. Mit den Fliehenden drangen Feinde in Zürch ein, und würden es behauptet haben, wenn ihre Zahl größer gewesen wäre. Draußen wütheten die Eidgenossen mit Plünderung und Brand, und zechten auf verbluteten Leichnamen sitzend. Solche Wuth hatte der Bürgerkrieg entzündet.

Schon vor dieser Begebenheit hatte sich Kaiser Friedrich an Frankreich gewandt, um eine Anzahl der dort dienenden Armagnacs als Hülfsvolk zu bekommen. Als nun Zürch nach dem Kampfe im Silfelde von einem großen Schweizerheere belagert wurde, mahnte man ihn

dringend um die versprochene Hülfe, und da die Reichsstände sich zu keinem Kriege gegen die Eidgenossen verstehen wollten, blieb ihm nichts übrig, als sein Begehren bei dem Französischen Könige zu wiederholen. Dieser, der eben einen Waffenstillstand mit England geschlossen hatte (oben S. 416.), und die Söldlinge, die ihm den Krieg geführt, gern los seyn wollte, erfüllte die Bitte Friedrichs mit solcher Bereitwilligkeit, daß er ihm, statt der gefoderten 5000 Armagnacs, 40,000 zusandte. Der Dauphin Ludwig selbst führte sie an, und rückte in die Gegend von Basel. Gegen ihn zog eine Schaar von sechzehnhundert tapferen Eidgenossen, und beschloß, unbekümmert um die außerordentliche Uebermacht, den Angriff bei St. Jakob an der Birs (26. Aug. 1444). Sie setzten vor der Mündung des feindlichen Geschützes und im Angesicht der unzähligen Schaaren am andern Ufer, über die Birs. Bald wurden sie getrennt; Viele wurden auf der offenen Aue umringt, aus der Ferne erschossen oder im Wasser niedergeritten; nur 500 bemächtigten sich eines Gartens und Siechenhauses, nicht um sich dort zu retten, sondern durch einen hartnäckigen, zehnstündigen Widerstand ihr Leben theuer zu verkaufen. Der Dauphin, voll Bewunderung und Ehrfurcht vor einer solchen Tapferkeit, die seinem Heere achttausend der tapfersten Mitstreiter gekostet hatte, berechnete, wie werth ihm die Freundschaft solcher Männer seyn könnte *), und machte Friede mit ihnen. Dafür wälzte er seine raubgierigen Schaaren auf die Deutschen Gränzländer, da die Ohnmacht des Reichs Frankreich schon damals zu den Eroberungsplänen aufmunterte, die es erst zwei

---

*) Bald entstand auch ein Bündniß mit Frankreich (1453), und damit begann, sagt ein Schweizerischer Schriftsteller, der schädliche Einfluß Französischer Thaler und Sitten.

Jahrhunderte später auszuführen vermochte. Die Armagnacs begingen im Elsaß scheußliche Unthaten; aber die Entschlossenheit, welche die Städte, besonders Strasburg, zeigten, bewog sie endlich, das Land zu räumen (1445).

In der Schweiz dauerte der Krieg noch einige Zeit mit wechselndem Glücke fort, bis endlich die von den Eidgenossen gewonnene Schlacht bei Ragaz (6. März 1446), den Herren die Hoffnung benahm, die Schweizer zu besiegen. Zürch trat von seinem Bund mit Oesterreich ab, und es ward jetzt zu größerer Sicherheit der gesammten Eidgenossenschaft der Grundsatz aufgestellt, daß für die Zukunft kein Einzelner eine Verbindung eingehen dürfe, welche dem alten Bunde nachtheilig seyn könne.

---

49. Italien.

(1412 — 1464.)

Der merkwürdige Kampf, welchen die Mächte dieses Landes für Gleichgewicht oder Uebermacht führten, dauerte noch immer fort, und wir sahen zuletzt Venedig (oben S. 439.) auch auf dem festen Lande daran Theil nehmen. Er begann jetzt mit erneuerter Thätigkeit, als seit dem Jahre 1412 der mündig gewordene Sohn des Johann Galeazzo Visconti, der Mailändische Herzog Philipp Maria (sein Bruder Johann Maria ward um diese Zeit ermordet) sich aus seiner Ohnmacht wieder erholte. In der ersten Zeit noch ungestört von Venedig, das mit Friaul und Dalmatien beschäftigt, und von Florenz, das von seinen bisherigen Anstrengungen erschöpft war, sammelte er, theils mit verrätherischer List, theils mit den Kräften seines geschickten Feldherrn Carmagnola, die

Trümmer seiner väterlichen Herrschaft wieder und trachtete nach neuen Erwerbungen. Genua ward seine erste Beute (1421). Als er aber anfing, seines Vaters Absichten auf Toscana zu erneuern, und Forli besetzte (1422), erwachten die Florentiner aus ihrer Ruhe. Sie ergriffen anfangs allein die Waffen; von dem „Geruch ihrer Goldfloren" gelockt, traten viele Kriegsschaaren in ihren Dienst. Aber sie erlitten bei Zagonara eine Niederlage (1424), und ein Versuch, den sie machten, mit Hülfe der Ausgewanderten Genua zum Aufruhr und zur Empörung zu bringen, mißglückte gleichfalls.

Doch sie verloren den Muth nicht, und rechneten auf Venedig, dessen Sicherheit und Ehrgeiz es erfoderte, jeden weitern Fortschritt Mailands zu hemmen. Zur That wurde es durch die Ermunterungen Carmagnola's bewogen. Dieser Feldherr war bisher das Werkzeug und der Freund des Mailändischen Herrschers gewesen; aber dieser, der, feig und unkriegerisch, in den Schlupfwinkeln seiner Schlösser seine ehrgeizigen Pläne ausbrütete, fing an, den Geist, den Reichthum und das Ansehn dieses Feldherrn zu fürchten, und suchte ihn zu demüthigen. Carmagnola floh nach Venedig, schreckte diesen Staat durch Enthüllung der ihm wohl bekannten ehrgeizigen Absichten des Herzogs, und unterstützte dadurch die Florentiner, welche Venedig zur Theilnahme an ihrem Kriege zu bewegen suchten*). Venedig ließ sich auch bereitwillig finden, und stellte den Carmagnola an die Spitze seiner Heere (1426). Die erste That, womit dieser sich an seinem alten Herrn rächte, und

---

*) „Genua, sagt der Florentinische Gesandte bei Simonetta, weil ihr ihm die Hülfe versagtet, machte Philipp Maria zum Herrn, wir, wenn ihr abermals zaudert, werden ihn zum König machen müssen, ihr dann zuletzt zum Kaiser."

dem neuen nützte, war die Eroberung von Brescia. Dieser Schlag wirkte. Visconti, der wegen dieses Angriffs auch Forli und die Nähe von Toscana hatte verlassen müssen, fügte sich einem Frieden, und überließ Brescia den Venetianern. Aber bald bereute er diese, von seinen eignen Unterthanen gemißbilligte Nachgiebigkeit, und ergriff im Vertrauen auf den Geist und das Glück der beiden berühmtesten Condottieri seiner Zeit, des Francesco Sforza und des Piccinino, die Waffen von neuem; doch seine Heere erlitten bei Maccalo durch Carmagnola eine große Niederlage (1427), und er mußte sich durch die Abtretung von Bergamo und einem Theil des Gebiets von Cremona einen neuen Frieden erkaufen.

Die Florentiner gewannen nichts dabei, als einige Ruhe, um sich zu neuen Kämpfen zu stärken. Denn als sie Lucca angriffen, trat der Herzog wieder gegen sie auf und kam der Stadt zu Hülfe. Venedig schloß sich wieder an die Florentiner an, voll Begierde, jetzt Cremona zu erlangen. Allein Carmagnola's Unglück vereitelte ihre Hoffnungen. Er ward bei Soncino völlig geschlagen, und eine ansehnliche, mit großen Kosten ausgerüstete Venetianische Flotte auf dem Po völlig vernichtet. Venedigs Unmuth machte dieses Unglück zu einer Schuld Carmagnola's, und rächte sich an ihm. Unter dem Scheine, sich mit ihm besprechen zu wollen, lockte man ihn nach Venedig, ließ ihn auf die Folter spannen und rasch enthaupten. Zum Glück war der Herzog von Mailand durch seinen Sieg erschöpft, und ein abermaliger Friede (1433) stellte Alles auf den alten Fuß her.

Aber der rege Ehrgeiz Philipp Maria's ruhete nicht, um die Schranken zu durchbrechen, welche ihm die beiden Republiken setzten. Er begann den Krieg von neuem;

Brescia sollte wiedergewonnen werden, der tapfre und kriegskundige Piccinino erhielt den Auftrag dazu. Aber diesmal fand dieser einen tüchtigen Gegner an dem Nebenbuhler seines Ruhms und seiner Kunst, dem Francesco Sforza, der in diesem Kriege den Verbündeten seinen Geist und seine Heere lieh. Beide Republiken, besonders Venedig, boten alle ihre reichen Kräfte auf. Der letztere Staat machte den kühnen Versuch, eine Flotte von der Etsch nach dem Gardasee zu Lande zu schicken; als diese vernichtet ward, ersetzte es rasch diesen Verlust, und schickte auf 600 Wagen eine neue Flotte dahin ab. Mit dieser siegten die Venetianer auf dem Wasser, Sforza siegte zu Lande, und so ward Brescia gerettet, weil Piccinino unterdeß gegen die Florentiner nach Toscana gezogen war, wo er bei Anghiari eine Niederlage erlitten hatte (1440). Indessen ging Piccinino nun zurück, stellte die Angelegenheiten des Herzogs wieder her, und brachte den Francesco Sforza von neuem in große Bedrängniß.

Aber plötzlich lösete sich der verwickelte Knoten der Verhältnisse. Der Herzog Philipp Maria, beleidigt von seinen Condottieri, besonders dem Piccinino, die, weil er kinderlos war, ihn noch bei seinem Leben beerben wollten, und für ihre Dienste Städte und Länder foderten, bot jetzt selbst den Frieden an. Er wandte sich an Sforza, dem er seine uneheliche Tochter zur Ehe versprach, und unter dessen Vermittelung kam der Friede zu Stande, zum größten Schmerz des überraschten Piccinino. Venedig behielt alle seine Eroberungen, und gewann noch Peschiera und einige andere Oerter, auf Kosten des Herzogs von Mantua, der mit Mailand verbunden gewesen war (1441). Ravenna mit seinem Gebiet ergab sich freiwillig an Venedig, welches auf diese Weise langsam aber sicher seine Macht auf dem festen Lande ausbreitete,

worauf jetzt sein Ehrgeiz gerichtet war. Dagegen ließ es sich unterdeß von den immer mächtiger um sich greifenden Türken seine wichtigsten Besitzungen an und in dem Griechischen Meere, Thessalonich, Negroponte und die Insel Lemnos rauben.

Florenz selbst ging ohne Erweiterung seines Gebiets aus allen diesen Kriegen hervor, denn selbst der Versuch Lucca zu erlangen, wollte nicht gelingen, und es hatte seine Kräfte nur angestrengt, um sich, nach dem Ausdrucke Macchiavels, in Armuth *) und Uneinigkeit zu stürzen, den Venetianern aber Herrschaft und Macht zu verschaffen. Statt Mailands mußte daher jetzt Venedig den Florentinern Besorgniß erregen, und dieses zeigte sich schon in der Art, wie sie bei dem Tode des unruhigen Philipp Maria (1447) an dem Kampfe über das Herzogthum Mailand Theil nahmen.

Dieses Verfahren ward durch die Veränderung, welche im Innern des Florentinischen Staates allmählig vorgegangen war, begünstigt. Aus dem stets regen und ununterbrochenen Kampfe zwischen dem Volke und den herrschenden Geschlechtern, erhob sich die stille und milde Größe des Mediceischen Hauses, welches sich der Volkspartei angeschlossen hatte. Johann Medici (gest. 1415) war der erste Gründer dieser Macht, und bediente sich dazu keiner anderen Mittel als seiner Weisheit und seiner durch Handel gewonnenen Reichthümer, welche er dem Ganzen wie den Einzelnen spendete, wo sich ein Bedürfniß zeigte. Sein Sohn Cosmo Medici griff mit denselben Mitteln schon entschiedener in die öffentlichen Angelegenheiten ein, als sein Vater gethan hatte. Er

*) 3,500,000 Dukaten brauchte Florenz in dem ersten Kriege gegen den Herzog.

erregte daher auch die entschiedenere Gegenwirkung einer Partei, die ihn zu stürzen suchte. Durch Ränke brachten sie eine Anklage gegen ihn zu Stande, und suchten es bis zu seiner Hinrichtung zu treiben. Allein mit seinem Gelde wandte Cosmo den Todesstreich von sich ab, so daß er nur verbannt wurde (1433). Dies diente indeß zu seiner Verherrlichung, und zeigte, wie fest seine Macht schon gegründet war. Denn in der Fremde ward er mit Ehre überhäuft, und in seinem Vaterlande gewannen seine Freunde und Anhänger so rasch das Uebergewicht, daß er schon im folgenden Jahre wieder zurückberufen und unter dem unglaublichsten Jubel, mit dem Zurufe: „Vater des Vaterlandes," wieder empfangen wurde.

Seit dieser Zeit behauptete er sich dreißig Jahre lang bis an seinen Tod (1464), doch ohne allen äußern Glanz, als das allein lenkende und regierende Haupt der Republik, mit einem Ansehn, wie nicht leicht ein Mann ohne Waffengewalt behauptet hat, bloß gestützt auf seine ungeheuren Reichthümer, die er mit der edelsten Freigebigkeit, zum Nutzen der Einzelnen und zur Verherrlichung seines Vaterlandes anwandte, und auf die Weisheit mit welcher er die inneren und äußeren Verhältnisse durchschauete.

Ehe wir aber den Kampf über das Herzogthum Mailand erzählen, müssen wir der früheren Begebenheiten in Neapel erwähnen. Johanna II., eine wegen ihres Leichtsinns und ihres unsittlichen Wandels berüchtigte Fürstin, war die Nachfolgerin des Ladislaus (oben S. 443.). Ihr Hof war der Schauplatz großer Ränke und Unruhen, zu welchen ihr Einverständniß mit einem gewissen Pandolfello, dem sie sich und ihr ganzes Reich überließ, den Grund legte. Da dieser Günstling von

niederem Stande war, so erbitterte seine Gewalt die Barone um so mehr, und sie verlangten von der Königin, sie solle, da sie von ihrem ersten Gemahl, dem Herzoge Wilhelm von Oesterreich, keine Kinder hatte, zu einer zweiten Ehe schreiten. Sie willigte endlich ein, dem Grafen Jacob de la Marche ihre Hand zu geben (1415), dem aber die Bedingung gemacht ward, sich des königlichen Titels und Rechts zu enthalten. So hoffte sich Pandolfello neben ihm behaupten zu können, zumal da er auch den ältern Sforza, der ein berühmter Condottiere und von Ladislaus mit Gütern im Königreiche beschenkt war, auf seine Seite gezogen hatte. Als aber der Graf de la Marche in Neapel erschien, so bedienten sich ihrer Seits die eifersüchtigen Barone gerade seiner, um ihren verhaßten Feind zu stürzen. Sie bewogen ihn, den Titel und die Gewalt eines Königs anzunehmen, welches er auch that. Darauf ließ er, ihren Vorstellungen und Einflüsterungen gemäß, den Pandolfello hinrichten, den Sforza in's Gefängniß werfen, und die Königin so einschränken, als ob sie eine Gefangene wäre.

Allein diese Eintracht zwischen ihm und den Baronen dauerte nicht lange. Da er viele Franzosen zu seinem Dienste brauchte, beleidigte auch er nun ihren Stolz. Es entstanden mannichfaltige Bewegungen zu Gunsten der Königin, die endlich ihre Freiheit und ihre Gewalt wiedererhielt. Der König verließ bald nachher das Reich (1419) und ging in ein Kloster. Die Königin, ihres Gemahls entledigt, überließ sich um so ungescheuter einem neuen Lieblinge, dem Caracciolo, der an ihrer Statt die ganze Regierung leitete. Es konnte nicht fehlen, daß er dadurch Neid und Haß erregte; besonders fand sich Sforza beleidigt. Um sich an ihm

und der Königin zu rächen, zog dieser die Rechte des Anjouschen Hauses hervor, und berief den Prinzen Ludwig den III., den Sohn des oben (S. 440.) erwähnten Ludwigs II., nach Neapel. Die Königin und ihr Anhang bedienten sich in dieser Noth der Eifersucht, die zwischen Sforza und einem andern sehr angesehenen Condottiere, dem Braccio di Montone, herrschte. Sie nahmen den Letztern in ihren Dienst, und um einen noch stärkern Rückhalt zu gewinnen, riefen sie den König Alfons V. von Aragonien, der eben mit der Eroberung von Corsika beschäftigt war, zu Hülfe, indem ihm die Königin die Nachfolge versprach (1421). Mit diesen beiden Kräften gelang es der Königin, Ludwig und Sforza, die schon bedeutende Fortschritte gemacht hatten, wieder zurückzutreiben, und sich und ihr Reich zu behaupten.

Aber nun brach Feindschaft zwischen ihr und ihrem Schützer aus. Alfons traf Anstalten, sich des Reichs so zu versichern, daß er den schon sichtbar gewordenen Wankelmuth der Königin und die Eifersucht ihres Lieblings nicht zu fürchten brauchte; er bemächtigte sich der Person des Caracciolo und wollte mit der Königin das Gleiche thun. Aber diese rettete sich, zog nun den Sforza wieder in ihren Dienst und rief den Anjouischen Prinzen herbei, den sie an Kindes Statt annahm (1423). Jetzt ward Alfons zurückgedrängt, und behielt nur einige Punkte; Ludwig von Anjou aber mußte in Calabrien zu Cosenza bleiben, um gegen einige Aragonisch gesinnte Barone und gegen Sicilien zu wachen. Um so ungehinderter schaltete Caracciolo als Herr und Gebieter des Ganzen.

Zwar schienen sich für Alfons neue Aussichten zu eröffnen, als Caracciolo sich endlich durch seinen Ueber-

muth selbst stürzte und Ludwig ohne Kinder starb (1434). Als aber auch die Königin gestorben war (1435), fand man in ihrem Testamente Ludwigs Bruder Renatus zum Erben eingesetzt. Alfons beschloß nun, sein Recht mit den Waffen geltend zu machen, und es nicht allein mit Renatus, sondern auch mit dem Papst Eugen IV. aufzunehmen, der anfangs seine oberlehnsherrlichen Rechte über Neapel für sich geltend machen wollte, zuletzt sich für den Anjouischen Prinzen erklärte. Die Neapolitanischen Barone waren zwischen beiden Bewerbern getheilt.

Im Anfange schien für Alfons Alles verloren. Denn indem er Gaeta belagern wollte, wurde er von den Genuesern, die dieser Stadt aus Handelseifersucht zu Hülfe kamen, geschlagen und selbst gefangen. Die Genueser überlieferten ihn dem Herzoge von Mailand, damals ihrem Oberherrn. Aus dieser Noth rettete sich Alfons mit Klugheit und Gewandtheit. Er stellte dem Herzoge vor, welche Gefahr daraus erwachsen würde, wenn die Franzosen sich in Neapel festsetzten, weil diese zu ihrer Sicherheit auch nach Genua und Mailand streben müßten und streben würden*), und überzeugte den Herzog so klar davon, daß dieser ihm seine Freiheit und seine Freundschaft schenkte. Dazu kam noch, daß Renatus beim Tode der Johanna in der Gefangenschaft des Herzogs von Burgund schmachtete, und als er daraus entlassen wurde, durch die Bezahlung eines schweren Lösegeldes so in Armuth versetzt ward, daß ihm, als er nach Neapel kam, die nothwendigen Geldmittel fehlten. So gelang es dem Alfons zuletzt, ihn aus dem Reiche zu verdrängen (1442) und bald darauf vom Papste die Belehnung zu

*) Wie wahr und gegründet diese Betrachtung war, wird die Neuere Geschichte lehren.

zu erhalten. Nach ferneren Erwerbungen in Italien strebte er nicht, sondern begnügte sich bis an seinen Tod (1458), in die Verhältnisse dieses Landes als bewaffneter Vermittler einzugreifen, und durch seine Verbindungen mit Einzelnen — wie die mit Venedig, als die Mediceer den Sforza begünstigten — die Störung des Gleichgewichts von Innen abzuwehren, oder durch die Vereinigung Aller, dem Auslande entgegenzutreten.

---

50. Francesco Sforza.

(Geb. 1401, gest. 1466.)

Seitdem Alberich von Barbiano angefangen hatte, Söldnerschaaren aus eingebornen Italienern zu bilden, mußten bei den Häuptern derselben, Condottieri genannt, sich wol allmälig andere Zwecke bilden, als bei den früher gebrauchten ausländischen Söldnern. Wollten diese durch Raub und Plünderung bloß Schätze erwerben, so strebten jene zuletzt nach Land und Herrschaft auf dem heimischen Boden. Eben so zweideutig in ihrer Treue als die Fremden, waren diese Italienischen Condottieri den Fürsten und Republiken, denen sie dienten, aus diesem Grunde um so gefährlicher. Es bedurfte daher einer großen Kunst, welche die Herzoge von Mailand, und Philipp Maria besonders, wohl verstanden, die Spannung und Feindschaft, welche zwischen den Condottieri selbst herrschte, zu benutzen, um den einen durch den andern in Schranken zu halten. Leichter konnte dies geschehen, seit sich förmlich zwei Parteien unter ihnen gebildet hatten, die eine von Braccio di Montone, die andere von dem ältern Sforza geleitet. Bei diesen Beiden sprach sich jenes Bestreben nach Land

und Herrschaft auch am bestimmtesten aus, und der Erstere schien sich diesem Ziele am meisten zu nähern. Er hatte den kraftlosen Zustand des Kirchenstaats während des Kostnitzer Conciliums benutzt, das ganze Gebiet zwischen Perugia und Rom in seine Gewalt gebracht, auch auf die letztere Stadt schon seinen Blick gerichtet, ja von einem Italienischen Königthume geträumt. Denn auch die eben von uns erzählten Neapolitanischen Händel, in welchen er von der einen Partei gebraucht ward, wollte er zur Erweiterung seiner Herrschaft benutzen, und zu Capua, das er schon besaß, das sehr wichtige Aquila noch hinzufügen. Hieran sollte ihn Sforza hindern, der, mit der Würde eines Connetable bekleidet und mit reichen Gütern ausgestattet, in diesem Königreiche gleichfalls schon mächtig war und der andern Partei diente. Allein beide Häupter endeten hier ihre Laufbahn. Auf dem Wege gegen Braccio ertrank Sforza in den Wellen der Pescara, und Braccio verlor gegen Sforza's Heer Sieg und Leben (1424).

Aber Beider Ruhm, Eifersucht und Wünsche vererbten sich, von Braccio auf den Piccinino, von Sforza auf seinen Sohn Francesco. Die oben von uns erzählten Kriege des Herzogs von Mailand Philipp Maria gegen Florenz und Venedig haben schon gezeigt, wie Beide ihre Eifersucht und ihren Ruhm bewährten. Wenn aber das Glück den Sforza weit mehr begünstigte, und ihn auf den herzoglichen Thron von Mailand hob, so schien es auch dem größern Verdienst zu huldigen.

Mit Allem ausgerüstet, was Ehrfurcht und Liebe erweckt, ward Sforza der Abgott aller Krieger. Die Würde seiner Gestalt unterstützte seine Beredsamkeit, wenn er seine Schaaren zum Kampf ermunterte; und wenn er

mit seinem blitzenden Schwert den Flüchtigen sich entgegenstemmte, wirkte seine durch ihre Stärke ausgezeichnete Stimme, wie der Donner durch das Schlachtgetümmel *). Indem er mit derselben Strenge, mit welcher er sich beherrschte, auch von seinen Soldaten den Gehorsam erzwang, gewann er auch ihre Liebe durch Großmuth und Freigebigkeit und durch die Lust, die er bezeigte, sie geschmückt in Gold, Silber und Seide zu sehen. Im offnen Kampfe der Waffen entwickelte er kriegskünstlerische Einsicht, und in der Verlegenheit einen Reichthum von Hülfsmitteln; in der Behandlung und Leitung der verwickelten Verhältnisse der Italienischen Staaten bewies er sich durch Besonnenheit und Schlauheit als Meister in jener arglistigen Staatskunst, welche der Geist und der Zustand dieses Landes erzeugt hatte.

Alle diese Eigenschaften halfen ihm das große und glänzende Ziel erringen, welches der Tod des kinderlosen Herzogs von Mailand, Philipp Maria, ihm aufsteckte. Er hatte, wie wir wissen, die uneheliche Tochter desselben geheirathet, aber mehr als von diesem Anspruche mußte er von der Schärfe seines Schwerts und seines Verstandes die Vernichtung der Schwierigkeiten erwarten, welche sich ihm entgegenstellten. Mailand selbst, von dem schrecklichen Joche der Visconti endlich befreit, wollte, um einem neuen zu entgehen, eine freie Verfassung begründen; andere Staaten, wie Florenz, schienen dies begünstigen zu müssen, oder sie suchten, wie Savoyen,

---

*) Als die Venetianer einmal während der Nacht sein Lager überfielen, weil sie ihn abwesend glaubten, eilte Sforza den Soldaten voran, und rief mit seiner furchtbaren Stimme: ich bin hier! um Jene dadurch aus ihrem Irrthum zu reißen und zurückzuscheuchen.

Ferrara, Venedig, und sogar Frankreich*), das Mailändische ganz oder theilweise für sich zu gewinnen.

Von einem Gegner befreiete ihn seine persönliche Freundschaft mit Cosmo von Medici, der durch sein Ansehn in Florenz diesen Staat zur Begünstigung von Sforza's Zwecken bewog; im übrigen mußte er Alles von seiner Klugheit erwarten. Er trat zuerst mit scheinbarer Verzichtleistung in die Dienste des neuen Mailändischen Freistaates, bemächtigte sich aber doch der Stadt Pavia, in deren Schlosse er einen aufgehäuften Schatz fand, und wußte die gerechten Besorgnisse Mailands über diesen Schritt zu beschwichtigen. Sein nächstes Augenmerk richtete er darauf, die Venetianer von der Besetzung Mailands abzuhalten. Es gelang ihm, sie aus Piacenza zu vertreiben; darauf erfocht er einen glänzenden Sieg über ihre Flotte, die der Stadt hatte zu Hülfe kommen sollen, bei Casalmaggiore, und brachte ihnen noch einen dritten Schlag bei Caravaggio bei (1448). In beiden Schlachten erlangte er durch seine Geistesgegenwart und Klugheit den Sieg**).

Die aus allen Eroberungen verdrängten Venetianer mußten für ihr altes Besitzthum fürchten, denn Sforza

---

*) Der Herzog von Orleans war, wie wir schon in der Französischen Geschichte gesehen haben, mit Valentina, der Schwester des letzten Herzogs, vermählt gewesen, und Carl VII. wollte die daherrührenden Ansprüche dieses Hauses unterstützen.

**) Blutig waren diese Schlachten nicht; die Condottieri begnügten sich, ihre Feinde zu fangen und zu entwaffnen. Nach Machiavelli's Erzählung soll in der oben angeführten viel gepriesenen Schlacht bei Anghiari, welche vier Stunden dauerte, nur ein einziger Mensch geblieben seyn und auch dieser nur, weil er vom Pferde gestürzt und zertreten wurde. Die Italiener waren daher ganz verwundert und empört über die Barbaren, die Franzosen und Savoyarden, welche den Krieg, als sie daran Theil nahmen, mit blutigem Ernst führten.

rüstete sich, Brescia zu belagern, das ihm die Mailänder zu seinem Eigenthum angewiesen hatten. Aber diese selbst fürchteten Sforza schon längst. Nur mit einem großen Aufwande von Schlauheit war er bisher im Stande gewesen, die Ränke seiner Feinde, unter denen die Piccinini besonders rege waren, zu vereiteln; er mußte besorgen, daß Mailand sich mit Venedig gegen ihn verbinden möchte. Er beschloß also, seinen Feinden zuvorzukommen, und machte selbst mit den Venetianern einen Bund, kraft dessen er Alles, was er im Gebiet von Brescia und Bergamo erobert hatte, räumte, und ihnen Crema und die Ghiara d'Adda überließ; Venedig versprach, ihm dafür mit Heeren und Geld zur Eroberung Mailands zu helfen. Vom Pferde herab machte er den versammelten Soldaten diesen Entschluß bekannt, der mit allgemeinem Beifall aufgenommen ward.

Die Mailänder, jetzt mit einem Kriege und einem Herrn bedrohet, rüsteten sich gegen beides mit höchster Erbitterung, wurden aber durch die reißenden Fortschritte Sforza's immer mehr bedrängt, der sein Lager endlich vor den Mauren ihrer Stadt aufschlug. Doch nun verschaffte ihnen nicht ihr Unglück, sondern Sforza's Glück, Hülfe und Freunde. Die Venetianer, besorgt über die Fortschritte ihres Verbündeten, erkannten jetzt, wie viel nützlicher es für sie seyn würde, Mailand als Republik neben sich zu haben. Nachdem sie noch Lodi durch Sforza's Vermittelung erlangt hatten, kündigten sie ihm ihr mit Mailand geschlossenes Bündniß an, vermöge dessen diese Stadt mit dem ganzen Gebiet zwischen der Adda, dem Ticino und Po, mit Ausschluß von Pavia, einen Freistaat bilden, er aber als Herr von Alessandria, Tortona, Parma, Pavia, Cremona u. a. m. erkannt werden sollte.

Sforza verhehlte seinen Unwillen hierüber besser als seine Soldaten, welche die abziehenden Venetianischen Schaaren beinahe gemißhandelt hätten, und suchte durch List zu seinem Ziele zu gelangen. Scheinbar bereitwillig diesem Frieden beizutreten, schickte er Abgeordnete nach Venedig, wollte aber dadurch nur Zeit gewinnen und die Venetianer hinhalten, um indeß die Mailänder, welche sich durch diese Unterhandlungen und einen Waffenstillstand, den Sforza eingegangen war, ganz sicher wähnten, rasch zu bezwingen. Und der Plan gelang vortrefflich. Die Mailänder eilten ihre Felder mit dem Korne, welches sie in der Stadt noch vorräthig hatten, zu besäen. Sobald dies, wie es Sforza vorher berechnet hatte, geschehen war, erklärte er, daß er den von seinen Gesandten eingegangenen Frieden nicht bestätigen werde, und begann, da der Waffenstillstand abgelaufen war, die Einschließung Mailands von neuem. Um die Zahl seiner Feinde zu vermindern, brachte er Savoyen durch einige Aufopferungen zur Ruhe. Unterdessen stieg die Noth in Mailand auf den höchsten Gipfel; denn die Schaaren der Venetianer, die der Stadt zu Hülfe kommen sollten, hielt Sforza um so leichter ab, weil weder der Feldherr noch die Regierung von Venedig Alles thaten, was sie hätten thun können, der erstere aus persönlichen Rücksichten, die zweite, weil sie hoffte, Mailand, auf's äußerste gebracht, werde sich zuletzt lieber ihr als dem Sforza überliefern. Allein alle Parteien in Mailand waren gerade in dem Widerwillen gegen Venedig einig, wie sehr sie auch sonst über den, von dem man Rettung hoffen und suchen sollte, uneinig waren.

In einer allgemeinen Versammlung schlugen Einige den König von Neapel, Andere den König von Frankreich, noch Andere den Papst dazu vor; allein diese Helfer

waren, andere Bedenklichkeiten nicht gerechnet, allzufern; endlich wagte Einer, den Sforza zu nennen. Der Gedanke, daß dieser sofort die ungeheure Noth, unter der Alle litten, enden könne, durchfuhr alle Gemüther; der Haß schwieg, das Verlangen nach ihm sprach sich laut aus, und die Thore wurden eröffnet, um ihn zu empfangen. Sforza rückte hierauf mit seinem Heere heran, und ließ die Soldaten mit Brot beladen, um das entgegenströmende hungrige Volk zu erquicken. So ritt er, an der Spitze seiner Schaaren und umrauscht von dem Jubel des Volks, in die Stadt ein (26. März 1450). Sein erster Weg führte in die Kirche der Jungfrau Maria, der Beschützerin des Viscontischen Hauses, der er vom Pferde herab, weil die ihn umwogende Menge ihm nicht abzusteigen erlaubte, dankte, während er selbst, so über Alle hervorragend, der Schutzgott schien, dem das frohlockende Volk seine Augen und seinen Dank zuwendete.

Alfons in Neapel und die Signorie in Venedig waren mit diesem Ausgang wenig zufrieden. Beide vereinten ihre Kräfte, um den neuen Herzog zu vernichten. Venedig ließ durch den Jacob Piccinino, den es in Sold nahm, Mailand angreifen, und Alfons schickte seine Schaaren gegen die Florentiner. Weder die Letzteren noch der Mailändische Herzog unterlagen, und der Krieg endigte sich mit einem gemeinsamen Bunde der vier Mächte, Florenz, Neapel, Mailand und Venedig, um die Ruhe im Innern und Sicherheit gegen Außen zu behaupten.

Diesem Systeme blieb Sforza bis an seinen Tod (1466) auch treu. Als nach Alfons Ableben dessen unehelicher Sohn und Nachfolger in Neapel, Ferdinand I., von dem Papste und den unruhigen Baronen

bedrängt, und von den Letzteren Johann von Anjou, ein Sohn des Prätendenten Renatus, herbeigerufen ward, so hielt Sforza die Florentiner, welche diesen Johann unterstützen wollten, davon ab, vermochte sie und die Venetianer zur Neutralität, und vermählte seine Tochter, die geistreiche und gelehrte Hippolyta, mit Ferdinands ältestem Sohne Alfons. Eine andere uneheliche Tochter hatte er mit Piccinino vermählt, und dadurch die alte Feindschaft zwischen der Sforzaischen und Braccianischen Partei beigelegt, deren Andenken endlich ganz vernichtet ward durch den vom Neapolitanischen König Ferdinand schändlicher Weise herbeigeführten Untergang des Piccinino. Damit endete das ganze Condottierivesen in Italien.

Ein Zeitraum glücklicher Ruhe trat jetzt in Italien ein, aber es war nur die Stille, die einem aufziehenden Ungewitter vorhergehet. Zwar von Deutschland aus war nichts mehr zu fürchten, und die beiden letzten Kaiser, welche zur Krönung nach Rom gingen, Siegmund und Friedrich III. *), waren mitten durch die Kämpfe und Bewegungen der Italienischen Staaten, wie Schatten ohne Kraft hindurchgezogen. Aber Frankreich drohete noch stets mit den Anjouischen Foderungen, und Aragonien vermißte ungern Neapel, das Alfons bei seinem Tode von dem übrigen Reiche, das er seinem Bruder hinterließ, losgerissen hatte. Wie Frankreichs Kraft aus dem langen Kampfe, gestärkt zu größeren Unternehmungen, hervorgegangen war, haben wir schon oben gesehen; wie Spaniens Zustand aber sich gleichfalls zu einer gefährlichen Stellung gestaltete, wollen wir noch in einem kurzen Rückblick betrachten.

---

*) Dieser wurde am 19. März 1452 von Nicolaus V. zu Rom gekrönt.

51. Spanien und Portugal.

(1406 — 1481.)

Noch war Spanien mit der Aufgabe beschäftigt, die Mauren als einen fremdartigen Stoff aus seinem Innern auszuscheiden, denn noch bestand Granada, wiewol am äußersten Saume des Spanischen Reiches. Heinrich III. von Castilien der den ernsten Willen, und auch wol die Kraft dazu besaß, diese letzte Wurzel einer sonst weit verbreiteten Pflanzung auszureißen, war in dem Augenblick, wo er die Ausführung beginnen wollte, gestorben (oben S. 274.), und die Unmündigkeit seines Sohnes Johanns II. erzeugte wie gewöhnlich wieder Verwirrung, Streit und Schwäche im Innern des Castilischen Staates, wodurch die Maurische Macht Ruhe und Befestigung gewann.

In den ersten Jahren der Minderjährigkeit, so lange Heinrichs Bruder, der edle und wackre Ferdinand, in Verbindung mit Johanns Mutter die Vormundschaft führte, wurde im Innern der Frieden gesichert, und mit einigem Erfolge der Krieg gegen die Mauren geführt, denen unter andern die Stadt Antequera genommen ward. Man hätte vielleicht in dieser Hinsicht noch größere Dinge erwarten können, da Ferdinand, ohne seine Verwaltung Castiliens aufzugeben, auch König von Aragonien ward. Dort war Martin (oben S. 277.) als der letzte des Stammes der alten Grafen von Barcelona gestorben (1410). Die Frage, wer unter den verschiedenen Bewerbern, dem Infanten von Castilien Ferdinand, dem Grafen Urgel, dem Grafen Luna, und dem Herzog von Calabrien, von denen jeder seine Partei hatte, die Krone von Aragonien erhalten solle, beschäftigte fast ganz

Spanien. Der Geist der Aragonischen Verfassung und der Einfluß des Justitia *) brachten es dahin, daß die Frage nicht durch die Waffen entschieden ward, sondern daß auf den ständischen Versammlungen der drei Bestandtheile des Reichs, Aragoniens, Valencia's und Cataloniens, neun gelehrten Männern, dreien aus jedem Theile, aufgegeben ward, die Ansprüche eines jeden Bewerbers zu untersuchen. Nach vielfältiger Prüfung des Rechts und Herkommens und alter Urkunden, entschieden diese endlich unter großen kirchlichen Feierlichkeiten für den Infanten Ferdinand von Castilien, für dessen Würdigkeit sich auch der verstorbene König noch bei seinen Lebzeiten erklärt hatte. Der neue König empfing zu Saragossa die Huldigung der Stände, und vom Papst Benedict XIII., der selbst aus einem vornehmen Spanischen Hause stammte und an der ganzen Verhandlung großen Antheil gehabt hatte **), die Belehnung mit Sicilien, Sardinien und Korsika.

Aber leider war sein Leben von kurzer Dauer. Er starb schon 1416, und sein Tod war für Aragonien — wo ihm sein uns aus der Italienischen Geschichte bekannter Sohn Alfons V. folgte — nicht so verderblich, als für Castilien. Der junge König dieses Reiches war seinem großen Berufe nicht gewachsen. Durch seine Mutter, welcher Ferdinand die Erziehung hatte überlas-

---

*) Nach einer der Verfassung Aragoniens ganz eigenthümlichen Einrichtung war dieser Justitia Richter in allen Streitigkeiten des Königs und der Stände, oder der Stände unter einander. Er durfte nicht aus den vornehmen Baronen, sondern nur aus dem niedern Adel erwählt seyn. Zurita vergleicht ihn mit den Tribunen Roms.

**) Um so aufgebrachter war daher auch Benedict XIII., als ihm Ferdinand, auf den Wunsch des Kaisers Siegmund und des Kostnitzer Conciliums, den Gehorsam aufkündigte (oben S. 449.).

sen müssen, war er ganz verweichlicht worden. Als er nach dem Tode derselben (1418) sich selbst überlassen blieb, zeigte er nur Empfänglichkeit für die Genüsse, die ihm Jagd und Turnier, Musik und Dichtkunst (in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte) gewährten, aber nicht Kraft und Lust zum Wirken im Staat und im Kriege. Auf einen solchen König Einfluß zu gewinnen, mußte bald der Gegenstand ehrgeitziger Bestrebungen werden. Ein junger Mann, Alvaro de Luna, der zur Gewandtheit in Allem was den König anzog, große Kraft des Geistes, Muth und List fügte, hatte schon unter den Kinderspielen sein Herz gewonnen. Johann ernannte ihn zum Connetable des Reiches, und war völlig in seinen Händen. Aber die jüngeren Söhne des verstorbenen Königs von Aragonien, Johann, Heinrich und Sancho, die durch den ererbten Besitz väterlicher Güter mächtige Glieder des Castilischen Reichs waren, beneideten ihn um diese Stellung. Anfangs benutzte der schlaue Alvaro die Eifersucht, welche die Brüder selbst gegen einander zeigten, seine Macht recht zu befestigen, endlich aber erregte die Größe seiner Gewalt allgemeine Unzufriedenheit. Die Infanten wurden die Häupter einer Verschwörung, die den Sturz des Günstlings bezweckte und erreichte. Alvaro mußte den Hof und den König verlassen (1427), welcher nun die Beute der siegenden Partei wurde. Aber so klug wirkte Alvaro von seiner Verbannung aus, und so ungeschickt benutzten seine Gegner ihren Sieg, daß er nach kurzer Zeit, von dem Volke als Schützer ersehnt, im Triumph zurückkehrte. Gegen wiederholte Versuche der Infanten, denen auch jetzt ihr älterer Bruder, der König Alfons von Aragonien, zu Hülfe kam, behauptete er sich fortwährend, wiewol diese beständige Aufmerksamkeit auf das Innere

Schuld war, daß er einen großen Sieg, den er bei Cabo de las Ginetas gegen die Mauren erfocht (1431), und der die Zerstörung Granada's hätte nach sich ziehen können *), nicht so benutzte, wie es möglich gewesen wäre. Aber seine ungeheuren Einkünfte, seine völlig unbeschränkte Macht über den König, welche seine Zeitgenossen als die Wirkung einer Zauberei betrachteten, sein Betragen, das den Stolz der Mächtigen oft beleidigen mochte, alles dies vermehrte die Zahl seiner Gegner, und bewog sie zu neuen Versuchen. Auch der Sohn des Königs, der Prinz Heinrich von Asturien, oder vielmehr dessen Liebling Pacheco, traten zu dem Bunde gegen ihn. Alvaro unterlag abermals, der König ward ein völliger Gefangener des Infanten Johann (1442). So lange er aber noch des Königs Liebe behielt, vernichtete er immer nach kurzer Zeit alle Gewalt seiner Gegner wieder, und kehrte auch diesmal siegreich auf seinen Platz zurück.

Endlich gelang es seinen Feinden, auch dieses Band zu zerreißen und ihn völlig zu stürzen. Eine neue Gemahlin Johanns, eine Portugiesische Prinzessin, war vorzüglich thätig, seinen Untergang herbeizuführen, obgleich ihre Vermählung das Werk des Connetable gewesen war. Es gelang, wie die Zeitgenossen behauptet haben, des Königs starke Liebe zu seinem Günstlinge durch die noch stärkere nach seinen Schätzen, den Früchten der königlichen Freigebigkeit, zu unterdrücken. Das gefährliche Unternehmen, den Mächtigen, der eine eigne Leib-

*) Mariana setzt den Verlust der Mauren auf 10,000, ein anderer Spanischer Schriftsteller gar auf 30,000 Mohamedaner; dazu kamen Thronstreitigkeiten und Parteiungen im Granadischen Reiche selbst; ein Thronbewerber befand sich bei dem Castilischen Heere. Alvaro's Feinde behaupteten, er habe sich von den geschlagenen Mauren bestechen lassen.

wache von 2000 Mann hatte, gefangen zu nehmen, ward zu Burgos ausgeführt. Der König verrieth den schimpflichen Beweggrund seines Handelns, indem er sich gleich nach der Verhaftnehmung des Günstlings mit der größten Eil seiner Schätze bemächtigte; seines Todes versicherten sich seine Gegner durch ein eben so eiliges und zugleich regelloses gerichtliches Verfahren. Auf dem Markte zu Valladolid empfing Alvaro mit der Würde eines großen Mannes den Todesstreich (1453).

Der ein Jahr darauf erfolgende Tod des von Reue, Schmerz und Schaam *) gefolterten Königes ersparte ihm die Schmach und Noth, welche die durch diesen Sieg übermüthig gewordenen Vasallen ihm bereiteten; desto stärker empfand sie sein Sohn, Heinrich IV. Eben so schwach und unselbständig wie sein Vater, ergab er sich ebenfalls seinem Lieblinge Pacheco, nunmehrigen Marquis von Villena. Aber unwürdiger als Johann, ward er auch noch schimpflicher behandelt, weil ihm dieser Liebling, in dem Kampfe des Königthums mit den Mächtigen, nicht wie Alvaro seinem Vater treu blieb, da freilich auch der eben so wankelmüthige König seine Gunst Anderen, besonders dem Bertrand de la Cueva, schenkte. Die trotzigen Großen verlangten von dem kinderlosen Könige, daß er seinen Bruder Alfons zum Kronerben erklären sollte (1459). Da nun seine zweite Gemahlin bald darauf (1462) eine Tochter gebar, Johanna, so ward die Sache dadurch nur verwickelter, weil man sie nicht für sein Kind halten wollte. Ein gefährlicher und mächtiger Bund der Großen, dem Pacheco und der König von Aragonien beitraten, nöthigte ihn, seine Toch-

---

*) Ganz durchdrungen von der Nichtigkeit seines Lebens, starb er mit den Worten: „Wollte Gott, ich wäre nur der Sohn eines Ritters, oder ein Mönch im Kloster Abrojo gewesen."

ter ihrer Thronrechte, und seinen Liebling Bertrand de la Cueva, seiner Aemter zu berauben; ja man schritt endlich zu seiner Absetzung *) und erhob seinen Bruder Alfons zum Könige (1465).

Der plötzliche Tod dieses Fürsten (1468) führte Heinrich IV. auf den Thron zurück, aber nur weil seine männliche Schwester Isabella, der die Mißvergnügten die Krone antrugen, sie ausschlug. Der König versöhnte sich nun wieder mit seinen Gegnern, indem er, mit Uebergehung seiner Tochter, diese seine Schwester zur Nachfolgerin erklärte. Pacheco kehrte in die Nähe des Königs zurück, und war in einem neuen Zwiste auf der Seite desselben oder dieser vielmehr auf der seinen. Dieser Zwist entstand über die Vermählung der Prinzessin Isabella. Pacheco wollte sie mit einem Portugiesischen Infanten vermählt wissen, wogegen der Erzbischof von Toledo eine Verbindung mit dem Aragonischen Königssohne Ferdinand betrieb.

Johann II., König von Aragonien, den wir schon als Gegner Alvaro's de Luna kennen gelernt haben, war der Nachfolger seines Bruders Alfons V. in diesem Reiche und in Sicilien; Neapel war an Ferdinand, einen natürlichen Sohn Alfonsens, gekommen. Johann hatte von seiner ersten Gemahlin Blanca (Erbin von Navarra, einer Enkelin Karls des Bösen) einen Sohn Karl, Herzog von Viana, der nach dem Tode der Mutter in ihrem Erbreiche folgen sollte. Darüber entstand

---

*) Mit welcher Beschimpfung des Königs die Großen dabei verfuhren, erzählt Mariana. Sie hatten eine Puppe mit allen königlichen Zeichen geschmückt, die den König Heinrich vorstellen sollte. Darauf ward das Sündenverzeichniß des Königs abgelesen, und der Puppe ein Theil des königlichen Schmucks nach dem andern abgezogen, bis sie endlich nackt war und vom Gerüst heruntergestoßen wurde.

späterhin Zwist zwischen Vater und Sohn; Johann ging so weit, daß er diesen, zu Gunsten des vorhin genannten Ferdinand (den er in einer zweiten Ehe erzeugt hatte) enterben wollte. Aber die Stände erklärten sich dagegen, die Catalonier ergriffen für den Prinzen Karl die Waffen. Johann mußte nachgeben, aber Karl starb schon 1461. Die Catalonier wollten seinen Tod, den sie als das Werk seiner Stiefmutter ansahen, rächen; sie begannen daher Krieg gegen die Königin und ihren Sohn Ferdinand, der sich trotz seiner Jugend an die Spitze seiner Partei stellte, da sein Vater alt und blind war.

Unter diesen Umständen ward die Vermählung mit Isabellen eingeleitet. Da Alles hier auf Schnelligkeit und Benutzung der günstigen Gelegenheit ankam, so eilte Ferdinand, trotz des bedenklichen und wichtigen Krieges in Catalonien, nach Valladolid; hier fand er auch Isabella, welche sich, aus Furcht von Pacheco aufgehalten zu werden, von Ocaña dorthin geflüchtet hatte. Beide feierten nun ihre Vermählung (1469), und benachrichtigten alsdann erst den König Heinrich und seinen Günstling Pacheco von diesem Schritte. Diese wünschten nun nichts eifriger, als die Neuvermählten aus Castilien zu vertreiben, und suchten dazu die Dienste der Castilischen Großen zu erkaufen.

Aber über den schlaffen König, die verachtete Königin und den gehaßten Günstling, siegten die schlaue Thätigkeit Ferdinands, die männliche Würde Isabellens, und das geistliche Ansehn des Erzbischofs von Toledo. Ihr Anhang wuchs täglich. Dies vermochte Heinrich IV., sich mit seiner Schwester auszusöhnen, und zu Segovia führte er das Pferd, worauf Isabella durch die Straßen ritt, zum Zeichen dieser Versöhnung, am Zügel.

Allein Pacheco, der den Verlust seines, zum Theil aus den eingezogenen Gütern der Aragonischen Infanten entstandenen Reichthums fürchtete, hörte nicht auf, die Abneigung des Königs gegen Ferdinand und Isabellen aufzuregen, und wiewol er um diese Zeit starb, so war es noch die Folge seiner Rathschläge, daß Heinrich auf dem Sterbebette (1474) seine Tochter Johanna für seine Nachfolgerin erklärte. Doch sein letzter Wille war so kraftlos, wie sein ganzes Leben gewesen war, und Alfons V., König von Portugal, suchte vergeblich die Rechte der Johanna, mit der er sich verlobte, zu verfechten. Isabella behauptete den Thron von Castilien, und in Aragonien, wo Johann die Catalonier bezwungen hatte, folgte nach dem Tode desselben (1479) Ferdinand als König. So war durch die Ehe dieser Herrscher der Grund zur Vereinigung der beiden Reiche zu einem Ganzen gelegt, aus welcher der große und glänzende Antheil hervorging, den die Spanier nun an den Welthändeln nahmen, wie der folgende Band lehren wird.

Für das Portugiesische Volk begann unter der Regierung Johanns des Unächten (oben S. 273.) eine Epoche des Glanzes und Ruhmes. Johann ging nach Afrika hinüber, und entriß den Mauren Ceuta; unter der Leitung eines seiner Söhne, des Infanten Heinrich, welcher in der Geschichte den Beinamen des Seefahrers führt, begannen die höchst folgenreichen Entdeckungen der Portugiesen im Weltmeere und an der Afrikanischen Küste, von welchen im folgenden Bande, im Zusammenhange mit dem Fortgange derselben, die Rede seyn wird. Nach einer acht und vierzigjährigen Regierung starb Johann, und hinterließ den Thron seinem Sohne Eduard I. (1433 — 1438). Dieser wollte die Eroberungen in Afrika fortsetzen, und schickte ein Heer unter der Anführung

rung seiner Brüder Ferdinand und Heinrich zur Eroberung von Tanger ab. Aber die Portugiesen waren unglücklich, erhielten nur gegen das Versprechen, Ceuta zurückzugeben, freien Abzug, und mußten den Infanten Ferdinand als Geisel zurücklassen. Ceuta wurde nicht geräumt, und Ferdinand starb darüber in harter Gefangenschaft *). Eduards Sohn und Nachfolger Alfons V. war glücklicher, und eroberte 1471 Tanger. Daß es ihm mit der Erwerbung Castiliens nicht gelingen wollte, ist schon bemerkt. Er starb 1481 an der Pest, woran auch sein Vater und Großvater gestorben waren.

---

52. Die Türken, bis zur Eroberung von Constantinopel.

(1300 — 1453.)

Der Gang der bisher erzählten Begebenheiten hat gelehrt, wie der Zusammenhang der Europäisch-christlichen Welt sich immer mehr aufgelöset hatte. Sie war, um die Worte des Aeneas Sylvius zu gebrauchen, ein Körper ohne Haupt; Papst und Römischer Kaiser waren glänzende Schatten. Dies bewährte sich besonders, als die dem christlichen Glauben und der Europäischen Bildung fremden und feindseligen Türken sich immer weiter ausbreiteten, und die Päpste vergebens versuchten, einen Feldzug der Europäischen Christenheit gegen sie zu Stande zu bringen.

Die Osmanischen Türken erhoben sich zunächst auf

---

*) Dieses Schicksal Ferdinands, der nachher heilig gesprochen wurde, ist in Calderons standhaftem Prinzen durch die Poesie verherrlicht.

den Trümmern des Seldschucken-Reichs zu Iconium. Der Emir Osman, von dem sie den Namen hatten, wurde vom letzten Sultan der Seldschucken mit Roßschweif und Kaftan, mit Schwert und Pferd und dem gewöhnlichen Herrschaftsdiplome über Karradscha Hissar belehnt; dem Sultan blieb noch zum Zeichen seiner Oberherrschaft das Recht der Münze und das Gebet am Freitage in der Moschee. Erst Osmans Sohn Orchan (1326 — 1360) eignete sich auch dieses, als Zeichen freier Selbständigkeit an, und wurde dadurch erst der eigentliche Gründer des Osmanischen Reichs. Er gab auch dem neuen Staate eine dem Seldschuckischen Reiche nachgebildete Verfassung, in Bezug auf Rechtsverwaltung, Finanzen- und Kriegswesen. Für das letztere ist die Einführung eines regelmäßigen Fußvolks, der sogenannten Janitscharen (Jenitschere, neue Truppen), und einer regelmäßigen Reiterei oder der Spahis besonders wichtig *). Er erweiterte das neue Reich durch Eroberungen von den Griechen in Asien und durch Unterwerfung anderer Türkischer Emirs. Sein Sohn Soliman setzte nach Europa über, und nahm Gallipolis (1357). Die Thronstreitigkeiten der Byzantinischen Fürsten, unter denen Johann Kantakuzenus (1346 — 1355) selbst die Türken zur Hülfe herbei rief, erleichterten Letzteren ihre Fortschritte. Orchans Sohn und Nachfolger Murad I. erweiterte daher seine Eroberungen in Europa über Thracien, Macedonien und die Bulgarei, und verlegte den Sitz seiner Herrschaft nach Adrianopel, als

---

*) Murad vollendete diese beiden Einrichtungen. Zu den Janitscharen nahm man Christenkinder, die zum Islam bekehrt wurden. Die Spahis erhielten in den eroberten Ländern Lehen, welche mit der Verpflichtung zum Kriegsdienste vom Vater auf den Sohn forterbten.

wollte er sie und seinen Glauben in Europa recht befestigen. Servien, Bulgarien und Bosnien wurden auch von seinen Heeren bedrängt.

Ungern hätte jetzt „der Schild des Glaubens" werden müssen, und werden können, da damals auf dem Throne dieses Reiches einer der berühmtesten seiner Könige saß, Ludwig I. der Große. Aber seine Händel in Italien und Dalmatien machten Ludwig gleichgültig gegen diese Gefahr, die indeß nach seinem Tode (1382), besonders seit dem großen Siege Murads über den Servischen Fürsten Lazarus auf der Ebne von Kossovo (1389), mit jedem Tage näher herandrängte. Endlich beschloß Ludwigs Nachfolger Siegmund, der nachmalige Kaiser, einen Zug gegen die Feinde des Glaubens zu unternehmen. Auch in den Franzosen hatte sich ein ritterlicher Sinn geregt, und ein Heer von 1000 Rittern nebst 12000 Fußgängern zog heran, Siegmund zu unterstützen und den Byzantinischen Kaiser Manuel II. (1391 — 1424), der in seinem letzten und einzigen Besitzthum, Constantinopel, aufs höchste bedrängt ward, zu retten. Das vereinigte Französisch-Ungerische Heer, so zahlreich, daß es sich vermaß, den Himmel, wenn er fallen wollte, mit seinen Lanzen zu halten, lagerte sich vor Nicopolis, um diese Stadt den Türken zu entreißen. Bajazeth, Murads Nachfolger, wegen seiner siegreichen Kraft Ilderim (der Blitz) genannt, rückte zum Entsatz heran, und die berühmte Schlacht, welche hier erfolgte (28. Sept. 1396), ward ein neuer Triumph der Türkischen Macht, welche der Sieger in seinem Stolze über den ganzen Occident auszubreiten drohete.

Zum Glück erhielten diese furchtbaren Waffen eine Ableitung. Der berühmte Timur oder Tamerlan, vom Geschlechte Dschingischans, hatte um diese Zeit die blu-

tige Bahn seines Ahnherrn betreten, und von Dschagatai aus an der Spitze Mongolischer Horden einen großen Theil von Asien unterworfen; jetzt griff er auch das Türkische Reich in Asien an. Bajazeth zog ihm entgegen, unterlag aber in der Schlacht bei Ancyra (1402) und fiel in die Hände des Siegers, der ihn in schimpflicher Gefangenschaft hielt*). Das Türkische Reich, das kaum ein Jahrhundert lang bestanden hatte, schien jetzt seinem Untergange nahe zu seyn. Timur starb zwar (1405), und sein ungeheures, kaum durch seine wilde Kraft zusammengehaltenes Reich, lösete sich wieder auf. Aber nun erhoben Bajazeths Söhne einen blutigen zehnjährigen Krieg unter sich über den Thron. Dies hätten die christlichen Fürsten benutzen sollen, um die Türkische Macht mit der Wurzel wenigstens aus dem Europäischen Boden zu reißen. Doch es geschah nichts. Die in England und Frankreich ausgebrochenen Kriege verzehrten dort alle ritterliche Kraft; Deutschland und Italien waren allzusehr mit sich selbst beschäftigt, und Ungern war durch die Beschaffenheit seiner Verfassung wie gewöhnlich in Parteikämpfe verwickelt. Der Byzantinische Kaiser Manuel, der am nächsten bedrängt war, konnte allein nichts ausrichten, zumal da es ihm an einer Flotte fehlte**), durch welche er den Türken die Verbindung zwischen Europa und Asien hätte abschneiden können. So gewann endlich der eine von Bajazeths Söhnen, Mohammed I., Zeit sich den Thron zu erkämpfen (1413) und das ganze Reich wieder zu vereinigen. Auch Siegmund wurde von diesen Begebenheiten ganz

---

*) Der Sage nach ward er in einen eisernen Käfig gesperrt.

**) Daß der Mangel einer Seemacht, den übrigens Genueser und Venetianer absichtlich befördert hatten, an dem Untergange des Byzantinischen Reichs Schuld war, sagt Phranzes ausdrücklich.

abgelenkt, wiewol er jetzt mit der Ungerischen Krone die Kaiserwürde verband, und in dieser zwiefachen Rücksicht zum Kampfe gegen die Feinde seines Königreichs und der Kirche, deren oberster Beschützer er war, einen um so größern Beruf gehabt hätte. Aber die Beilegung des Schisma und die Hußitischen Unruhen nahmen seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

Der Byzantinische Kaiser empfand zuerst den Trotz der wiederkehrenden Kraft des Türkischen Reichs. Murad II., Mohammeds Nachfolger (seit 1421), drohete schon mit einer Belagerung Constantinopels. In dieser Noth war es, wo der Byzantinische Kaiser Jahann VI. (1425 — 1448) auf der vom Papste Eugen IV. veranstalteten Kirchenversammlung zu Ferrara erschien (oben S. 468.) und die Vereinigung der Griechischen Kirche mit der Römischen zu Stande brachte, um die Kraft des christlichen Occidents für sich zu gewinnen. Eugen bemühete sich nun wirklich, Anstalten zu seiner Rettung zu treffen. Ungern konnte, als das nächste Land, am schnellsten helfen. Aber es war leider wieder in der heftigsten innerlichen Gährung. Siegmunds Nachfolger Albrecht war, wie wir wissen, nach einer sehr kurzen Regierung gestorben und hatte einen, erst nach seinem Tode gebornen Sohn, Ladislaus Posthumus, hinterlassen; eine Partei hatte nun den König von Polen, Wladislaus III., in's Land und auf den Thron gerufen, gegen welchen der Deutsche Kaiser Friedrich III., als Vormund des jungen Ladislaus, dessen Rechte und Ansprüche zu behaupten strebte. Der Papst suchte also zwischen diesen beiden Parteien Frieden zu stiften und den Kaiser selbst zur Theilnahme an einem großen Zuge gegen die Türken zu bewegen. Allein das letztere schlug Friedrich ab, und gab seine Händel mit den Schweizern vor (oben S. 485.);

in Beziehung auf das erstere willigte er nur in einen Waffenstillstand.

Diese Muße sollte nun endlich zu einem großen Unternehmen gegen die Türken benutzt werden. In Ungern war der Reichsfeldherr Johann von Hunyad, ein ausgezeichneter Mann, voll Eifer für die Erhaltung des Glaubens und der Ehre seines Volks; aber seine Landsleute theilten seine Begeisterung nicht. Es ward jetzt zwar auf sein Andringen ein Zug gegen die Türken beschlossen, aber nicht mit der ganzen Kraft des Reiches, denn die Schaar, welche der König Wladislaus und einige Magnaten aufstellten, war nur klein; das Hauptheer bestand aus 25,000 Söldnern, zu deren Werbung der Papst, der durch die Türken aus seinem Reiche vertriebene Despot von Servien und Hunyad selbst das Geld gegeben hatten. Der Letztere führte es, und erfocht zum Theil allein, zum Theil im Verein mit dem königlichen Heere, eine Reihe von glänzenden Siegen, durch welche die Kraft der Osmanen geschwächt, ihr Stolz gedemüthigt ward.

Murad, noch mit einem Kriege in Asien beschäftigt, bot einen für die Christen vortheilhaften Waffenstillstand an, der auch auf zehn Jahr zu Szegedin geschlossen ward (1440). Aber der Legat des Papstes, der Cardinal Julian, der gleich nach dem letzten glücklichen Feldzuge Hunyads darauf gedrungen hatte, unmittelbar auf Constantinopel zu ziehen und dieses Mal die Türken ganz aus Europa zu jagen, war damit sehr unzufrieden. Als daher jetzt die Nachricht einging, daß der Cardinal Franciscus mit einer ansehnlichen Seemacht im Hellespont erschienen sey, und sich anheischig mache, dem in Asien beschäftigten Sultan den Uebergang nach Europa abzuschneiden, lebten in Julian jene Hoff-

nungen wieder auf, die er mit seiner Beredsamkeit auch in den Gemüthern der Ungern zu erwecken strebte. Ueber den Bruch des auf das Evangelienbuch beschwornen Waffenstillstandes suchte er sie durch die Versicherung, daß man Ungläubigen sein Wort nicht zu halten brauche, zu beschwichtigen; es gelang ihm, auch den lange schwankenden Hunyad umzustimmen. Noch dieses Jahr (1444) sollten die Türken aus Europa gejagt werden.

Diese große Aufgabe aber sollte ein Heer ausführen, das nicht stärker als 10,000 Mann war, denn auch jetzt hatte der Ungerische Adel sich größtentheils der Ausrüstung entzogen, und der Despot von Servien, mit dem Bruche des Waffenstillstandes unzufrieden, nahm keinen Theil. Indeß zog das Heer doch voll Hoffnung gegen den Feind; als es aber in der Gegend von Varna angekommen war, erscholl die unerwartete Nachricht, daß Murad schon in Europa erschienen sey. Die durch sein Geld gewonnenen Genueser hatten ihm den Uebergang erleichtert, statt ihn daran zu hindern, und die in der Nähe aufgestellte christliche Flotte war getäuscht worden.

Das Ungerische Heer hielt nun mit dem weitern Vorrücken ein, und beschloß, bei Varna die Türken zu erwarten. Hunyad ordnete mit Klugheit und Geschick seinen kleinen, bloß aus Reiterei bestehenden Heerhaufen, gegen die ihm an Zahl weit überlegenen Spahis und Janitscharen Murads. Im Anfange der Schlacht schien das Glück ihm den Sieg zu gewähren; er schlug die beiden ersten, aus den Asiatischen und Europäischen Reitern bestehenden Treffen in die Flucht. Aber indem er diese verfolgt, greift, wider Hunyads Anordnung, der junge ruhmbegierige König mit seiner Polnischen Leibwache das aus Janitscharen bestehende Treffen an. Der

kleine Haufe von 500 Mann ward bald überwältigt und ganz vernichtet; des Königs Haupt, auf eine Pike gesteckt, gleichsam als das Sühnopfer für den gebrochenen Frieden, dessen Urkunde Murad auf einer Stange vortragen ließ, ermuthigte die Türken. Der von der Verfolgung zurückkehrende Hunyad, auch von einem Haufen beutesuchender Wallachen verlassen, konnte dem unaufhaltsam vordringenden Strom der Janitscharen nicht mehr widerstehen, und mußte sein Heil in der Flucht suchen (10. Nov. 1444).

Hunyad brannte vor Begierde, diese Niederlage zu rächen; er suchte daher alle Hindernisse, die in Ungern selbst lagen, hinwegzuräumen, und bat alle christliche Mächte um Hülfe, indem er ihnen vorstellte, daß sie jetzt den Türkenkrieg als eine gemeinschaftliche Angelegenheit ansehen müßten. Ungern selbst nahm wieder nur halben Antheil; von anderen Seiten kam keine Hülfe; selbst die Hoffnung, daß des Neapolitanischen Königs Alfons Flotte den Sultan Murad, welcher Skanderbegs*) Hauptstadt Croja belagerte, beschäftigen würde, ward getäuscht; und als Hunyad mit seinem Heere in Servien eingerückt war, erschien Murad vor ihm mit seiner ganzen Macht, umwickelte ihn auf den weiten Ebnen von Kossovo mit seinen zahlreichen Schaaren, überwand aber seine Tapferkeit erst am zweiten Schlachttage gänzlich, und erkaufte den Sieg mit theurem Blute (1448).

Von dem Ungerischen Adel entkamen Wenige. Hunyad selbst rettete sich durch eine abenteuerliche Flucht vor den Türken und den Nachstellungen des Servischen

---

*) Georg Kastriota, genannt Iskander Beg (Alexander der Herr), Fürst von Epirus, vertheidigte sich und sein kleines schwer zugängliches Reich mit außerordentlicher Tapferkeit drei und zwanzig Jahre lang gegen die Türkische Macht.

Despoten. Er ließ nun zunächst die Türkischen Angelegenheiten fahren; theils war er durch die mangelhafte Unterstützung entmuthigt, theils ward er, als nunmehriger Reichsverweser, durch innere Gährungen und durch die Händel mit Friedrich, dessen Mündel Ladislaus nun als Ungerischer König anerkannt war, beschäftigt. Man schloß also einen siebenjährigen Waffenstillstand, und obgleich die Türken nun diese Muße benutzten, um dem Byzantinischen Reiche ein längst gedrohetes Ende zu machen, so regte sich auch da Hunyad nicht. Zu dieser Gleichgültigkeit gegen den Fall Constantinopels soll er, der Sage nach, durch eine Prophezeihung bewogen worden seyn. Als er aus der letzten Schlacht entfloh, soll ihm ein ehrwürdiger Greis erschienen seyn, und mit dem feierlichen Ernst eines Sehers erklärt haben: der Glücksstern der Christen werde nicht eher aufgehen, als bis von den Zinnen Constantinopels die Roßschweife der Türken weheten.

Dazu traf nun der neue Sultan Mohammed II. (seit 1451) alle Anstalten. Von wildem Ehrgeiz beseelt, wollte dieser drei und zwanzigjährige Fürst dem Byzantinischen Kaiser Constantin XI., den sein Vater Murad, als Schiedsrichter in einem Bruderzwiste um den Thron, noch eingesetzt hatte (1448), die letzte stolze Trümmer seines sonst so mächtigen Reiches entreißen. Er eröffnete seinen Angriff damit, daß er, allen Abmahnungen und Bitten des Griechischen Hofes zum Trotz, einem von seinem Vater an der Asiatischen Küste angelegten festen Schlosse gegenüber, an der Europäischen neben Constantinopel ein zweites errichten ließ (1452). Hierdurch versicherte er sich des Durchgangs durch die Meerenge, und übte sein Recht darüber durch Anlegung einer Zollstätte für alle durchfahrende Schiffe. Den Angriff auf

Constantinopel verschob er auf den nächsten Frühling. Vergebens sah sich der bedrohete Kaiser während des Winters von allen Seiten nach Hülfe um; er erneuerte noch einmal die von dem Fanatismus der Griechen verworfene und auch jetzt nicht ehrlich gemeinte Vereinigung mit der Occidentalischen Kirche; aber alles war vergeblich; jeder, mit eignen Zwecken beschäftigt, blieb kalt und ruhig; selbst die Genueser in Pera schlossen mit dem Sultan einen besondern Vertrag, durch den sie sich auch nach Constantinopels Untergang zu erhalten hofften.

So blieb dem unglücklichen Constantin nichts übrig, als die Entschlossenheit, sich unter den Trümmern seiner Hauptstadt begraben zu lassen, denn an Rettung war nicht zu denken. Als Mohammed mit zahllosen Schaaren vor die Stadt rückte, konnte er nicht mehr als 5000 Griechen bewaffnen, zu denen noch 2000 fremde Söldlinge kamen, die unter dem Befehl eines edlen Genuesers, Giustiniani, standen. Zur Erleichterung der Griechen diente, daß sie den Hafen mit einer Kette verschließen und dadurch diese ganze Seite ihrer Stadt sichern konnten; denn wiewol sie zur Vertheidigung des Hafens und der Kette nur siebzehn Schiffe hatten, so war dies doch hinlänglich, da die Seemacht der Türken, die jetzt erst anfingen, selbst Schiffe zu bauen, sehr unbedeutend war*). Die Griechen konnten daher alle ihre wenigen Kräfte zur Vertheidigung der einzig angreifbaren Seite vom festen Lande her anwenden. Hier bot nun zwar der

---

*) Wie sehr die Europäer darin den Türken überlegen waren, zeigt das von Phranzes erzählte fast unglaubliche Gefecht von fünf Genuesischen Schiffen, welche Zufuhr nach Constantinopel bringen wollten, gegen 150 Türkische Fahrzeuge. Sie kämpften mit so glücklichem Erfolge, daß Mohammed, der dem Kampf vom Lande zusah, voll Wuth mit seinem Pferde in das Meer hineinreiten wollte, die feigen Türken zu bestrafen.

Türkische Sultan alle Kräfte auf. Die Kunst der alten und neuen Zeit mußte die Zerstörungsmittel hergeben; Kanonen und Ballisten schleuderten ihre Last gegen die Mauern und ihre Vertheidiger, und Minen sollten den Boden untergraben, worauf beide ruheten. Aber der Kaiser, und an seiner Seite Giustiniani, leisteten den herrlichsten Widerstand; die beschädigten Mauern wurden mit Schnelligkeit wiederhergestellt, und die Minen vereitelte man durch Gegenminen. Alle Bemühungen der Türken blieben erfolglos.

Der Sultan fühlte, er werde sich die Aufgabe leichter machen, wenn er den Angriff auch von der Hafenseite beginnen könnte. Da es unmöglich schien, die Ketten zu sprengen, so bahnte er sich kühn einen andern Weg. Er ließ platte Fahrzeuge über Bretter, die mit Thierfett bestrichen waren, zu Lande von Beschicktasch aus hinter Pera herumschaffen, bis an das Ende des Hafens, wo sie in's Wasser gelassen wurden. Da die schweren Schiffe der Griechen nicht bis dahin kommen konnten, so machten nun die Türken desto ungehinderter Anstalten zum Angriffe von dieser Seite. Dadurch ward der Fall Constantinopels entschieden; die an sich schon schwachen Kräfte der Griechen wurden durch die Vertheilung nun noch schwächer, und der durch das Türkische Geschütz herbeigeführten Zerstörung der Thürme und Mauern konnte nun nicht mehr so schnell abgeholfen werden.

Der letzte Augenblick erschien endlich, als Mohammed einen allgemeinen Sturm beschloß auf den 29. Mai 1453. Zwei Stunden lang widerstanden die Griechen dem gewaltigen Andrange der immer frischen und neuen Kräfte der Türken. Constantin, stets mitten in der größten Gefahr, ermunterte und befeuerte die Seinigen,

Giustiniani that das Gleiche, und war durch Rath und Beispiel der Hort der Stadt. Aber jetzt wird er verwundet und entfernt sich aus dem Schlachtgetümmel; viele Söldlinge folgen ihm. Der Kaiser sucht ihn zurückzuhalten, und so entsteht eine Lücke und Pause in der Vertheidigung, während die Türken ununterbrochen heranstürmen. Die muthigen Janitscharen dringen jetzt ein; Constantin stürzt sich verzweifelnd in den dicksten Haufen, und rettet sich durch den Tod vor den Schrecken, welche nun die Stadt und ihre Bewohner erfüllen.

Alle Gräuel der Plünderung wurden in der reichen *) Stadt geübt, die Griechischen Kirchen erfuhren allen Uebermuth des Religionshasses, die Menschen allen Schimpf und alles Elend von den blutgierigen Siegern. Doch trug Mohammed, als er endlich selbst triumphirend einzog, für die Erhaltung der Kirchen und öffentlichen Gebäude Sorge, da er die Stadt, statt Adrianopel, zum Sitze seiner Regierung zu machen beschlossen hatte. Zu diesem Behufe mußten fünftausend Osmanische Familien aus Asien und Thracien nach Constantinopel ziehen, und um die große Stadt nicht ganz zu entvölkern, behandelte er auch den großen Haufen der alten Bewohner mit Milde; er sicherte ihnen das Leben, und erlaubte ihnen die freie Ausübung der Religion, wozu ihnen ein Theil der Kirchen überlassen blieb; die übrigen wurden in Moscheen verwandelt, welches auch mit der prächtigen Sophienkirche geschah.

Siegreich herrschte nun der Islam in der Stadt, welche für das Christenthum gegründet war, und wäh-

---

*) Lucas Notaras, der erste Minister des Reichs, der gefangen worden war, bot dem Sultan seine großen Schätze dar. „Warum, sagte dieser erzürnt, wandtest du sie nicht zur Vertheidigung deines Fürsten und deines Vaterlandes an?“

rend er in dem Westen Europa's immer mehr nach Afrika zurückgedrängt ward, schien er hier von Asien aus mit neuer Kraft in Europa vordringen zu wollen. Die ganze Abendländische christliche Welt fuhr auch bei der Nachricht von Constantinopels Fall aus ihrer Sorglosigkeit auf. Ungern, Italien und Deutschland erschraken vor Allen. Der Kaiser Friedrich und die Päpste geriethen in Bewegung. Ein durch seine Beredsamkeit ausgezeichneter Franziscanermönch, Johann von Capistrano, durchzog die Länder, um das Kreuz gegen die Türken zu predigen. Endlich ward auf einer großen Versammlung, die Papst Pius II. nach Mantua ausgeschrieben hatte (1459), ein allgemeiner Kreuzzug beschlossen, und der Kaiser Friedrich, als das weltliche Oberhaupt der Abendländischen Christenheit, zum obersten Feldherrn bestellt. Aber diese Begeisterung erlosch schnell und ohne alle Wirkung. Nur wie ein Funke derselben ist die herrliche Vertheidigung Belgrads anzusehen, wo Hunyad und der Mönch Johann von Capistrano mit einem kleinen, bloß aus Bürgern und Bauern bestehenden Kreuzheere *) das 160,000 Mann starke Türkische Heer mit unglaublicher Kühnheit zurückschlugen, gegen 24,000 Türken vernichteten, und den stolzen Sultan Mohammed bis nach Sophia zurückwarfen (1456). Aber auch dieser Funke entzündete in den Gemüthern kein Feuer, und die Türkische Macht blieb in ihrer drohenden und furchtbaren Stellung.

---

*) Denn der Ungerische Adel nahm trotz der drohenden Gefahr so gut wie gar keinen Theil an dem Zuge, und der König Ladislaus war gar aus dem Lande geflüchtet.

53. Die Deutsche Herrschaft an der Ostsee, im Kampfe mit den Slaven.

In allen bisher erzählten Begebenheiten war es nur Germanischer Geist und Germanische Kraft, welche gehandelt und geschaffen hatten. Die Slavischen Völker waren ohne Einfluß auf die Zeit, und griffen nur mit geringer Theilnahme in die Begebenheiten ein. Durch die kriegerischen Kolonieen der Deutschen an der Ostsee wurde ihnen dieses Eingreifen auch sehr erschwert, und wir wollen hier noch einen Blick auf die Kämpfe werfen, welche aus diesem Verhältnisse hervorgingen. Um ihre Kraft zu verstärken, hatten sich, wie wir oben schon gesehen, die Deutschen Ritter und die Schwertbrüder vereinigt. Dies war nöthig, um besonders den damals noch heidnischen Litthauern gewachsen zu seyn, mit denen der Krieg ununterbrochen fortdauerte. Gegen Polen und Rußland gab ihnen der Zustand dieser Länder die größte Sicherheit.

Rußland seufzte unter dem Drucke der Mongolen (oben S. 106.) und war in völliger Ohnmacht. Die Chane von Kaptschack entschieden als oberste Richter in den Streitigkeiten der Russischen Fürsten, setzten sie nach Gutdünken ein und ab, und foderten von ihnen die Heeresfolge. Ganz Rußland war ihnen zinspflichtig. Es wurden bestimmte Steuern angesetzt, und Mongolische Einnehmer über zehn, hundert, tausend, zehntausend der Steuerbaren waren im Lande. Dieser unglückliche Zustand dauerte sehr lange, und der möglichen Befreiung von dem lastenden Joche ward nur langsam vorgearbeitet. Auf der einen Seite gelang sie endlich durch die allmählige Verschmelzung vieler Fürstenthümer, deren

Gebieter entweder ausgestorben, oder beraubt, oder rechtlich des Besitzes für verlustig erklärt worden waren. Dadurch wurden die Großfürsten zu Moskwa immer mächtiger, und herrschten über die noch übrigen mit größerer Gewalt. Auf der andern Seite kam den Russen zu Statten, daß in dem Staate von Kaptschack Parteihäupter aufstanden, die sich einander Herrschaft und Selbständigkeit streitig machten. Die Morgenröthe dieses neuen Tages, der für Rußland anzubrechen anfing, verkündigte sich durch den Glanz eines Sieges, den Dimitry, deswegen Donsky genannt, am Don gegen die Tartaren erfocht (1380). Die eigentliche Befreiung Rußlands fällt jedoch erst in die zweite Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts, und gehört also der Neuern Geschichte an.

Polen fing an aus seiner Ohnmacht zu erwachen, seitdem der oben (S. 185.) schon angeführte Wladislaus Lokietek das getheilte Reich bis auf einige abgerissene Stücke wieder vereinigt hatte (1320). Aber noch war es nicht stark genug, den Deutschen Rittern das ihm ehemals gehörige Pommerellen wieder zu entreißen, vielmehr behaupteten dies die Ritter nach einem langen und blutigen Kriege (1336). Die Vereinigung Polens mit Ungern unter Ludwig dem Großen dauerte nur kurze Zeit, und gab bei der Verschiedenheit der Völker dem Lande keine Stärke, vielmehr legte dieser Fürst durch die Freiheiten, die er als Fremdling dem Adel zugestehen mußte, den Keim zur Schwäche im Innern.

Aber Ludwigs Tod (1382) führte eine andere Verbindung herbei, welche Polen auf eine dem Orden gefährlichere Weise verstärkte. Dies war die mit Litthauen. Ludwig hatte zwei Töchter hinterlassen, Maria und Hedwig. Die erstere war, wie wir aus der vorigen Erzählung schon wissen, mit dem nachmaligen Kaiser

Siegmund vermählt, und nach Ludwigs Wunsch sollte ihr Gemahl beide Kronen, Polen und Ungern, wieder mit einander verbinden; allein die Polen wollten davon nichts wissen, und erklärten sich bereit, der Prinzessin Hedwig, und dem, welchem sie ihre Hand geben würde, ihre Krone zu reichen. Unter den vielen Fürsten aber, welche sich um ihre Hand bewarben, begünstigten die Polen den Großherzog Jagello von Litthauen, welcher mit allen seinen Unterthanen zum Christenthum überzugehen, seine Staaten *) dem Königreiche Polen einzuverleiben, und alle von Polen abgerissene Länder wieder zu erwerben versprach. Diese Anerbietungen waren so bedeutend, daß auch Hedwig sich bewegen ließ, ihm ihre Hand zu geben.

So wurde Jagello, in der Taufe Wladislaus benannt, König von Polen, und indem er darauf seinen Bruder Kasimir zum obersten Herzoge von Litthauen ernannte, doch so daß er den König von Polen als seinen Oberherrn anerkennen mußte, wurde die Kraft beider Reiche, wenn auch die Reiche selbst noch nicht unmittelbar, mit einander vereinigt. Diese Vereinigung konnte dem Deutschen Orden nicht anders als gefährlich werden, wiewol derselbe in den ersten Jahren noch durch Benutzung eines Familienzwistes im herzoglich-litthauischen Hause, sich Samogitien erkämpfte (1404), das ihm wegen der Verbindung mit Liefland überaus wichtig war.

Aber gerade über dieses Land entstand ein neuer Krieg gegen Polen und Litthauen, in welchem der Orden zuerst die ganze Schwere dieser vereinigten Macht in

*) Litthauen hatte die Zerrissenheit und Schwäche Rußlands benutzt, und sich auf Kosten desselben ausgedehnt.

in der unglücklichen Schlacht bei Tannenberg (1410) empfand. Dieser Schlag stürzte ihn von dem Gipfel des Glücks und der Macht, auf welchem er sich damals befand. Zum Glück für den Orden traten indeß Umstände ein, welche den König von Polen hinderten, den Krieg mit allem Eifer fortzusetzen. Auch kam nach Jagello's (Wladislaus II.) Tode (1434) sein unmündiger Sohn, und zwar erst nach vielen Schwierigkeiten, auf den Thron; die vormundschaftliche Regierung war schwach und von Unruhen erschüttert. Der Orden verlor daher in dem ewigen Frieden zu Brzesc (1436) nur Samogitien. Als Wladislaus III. mündig geworden war, zogen ihn die Ungerischen Angelegenheiten an und verwickelten ihn in die Türkenkriege, wo er auf dem Schlachtfelde von Varna sein Leben verlor (1444). Es ging nun wieder nicht ohne Störungen ab, bis sein Bruder Kasimir die Krone erhielt.

Diese Zeit hätte der Orden zu seinem Vortheil benutzen können, aber zum Unglück entwickelte sich in seinem eignen Schooße innere Zwietracht, welche einen Theil seiner Kraft dem äußern Feinde noch in die Hände lieferte. In dem Orden selbst entstanden zwei Parteien, die vom goldnen Vlies und die vom goldnen Schiff, und schwächten dadurch die Einheit und Kraft der Regierung; um so leichter erhob sich gegen dieselbe ein Bund der Städte und des Adels, welche mit der Herrschaft des Ordens unzufrieden waren *). Sie kündigten ihm endlich sogar den Gehorsam auf (1454), und unterwarfen sich dem Schutze Polens unter vortheilhaften

*) Der Preußische Adel beschwerte sich, daß kein Eingeborner in den Orden aufgenommen wurde; die Städte, daß sie durch Auflagen gedrückt, und dadurch, daß die Ordensritter selbst Handelsgeschäfte trieben, zugleich in ihrem Erwerb gestört würden.

Bedingungen. Die Preußen sollten alle Vorzüge der Polnischen Stände haben, insbesondere auch bei der Königswahl. Darüber begann ein heftiger, höchst verwüstender Krieg zwischen dem Orden und Polen, in welchem der erstere endlich unterlag. In dem Frieden zu Thorn (1466) mußte er nicht nur Kulm, Michelau, ganz Pommerellen, Marienburg, Elbing u. s. w. abtreten, sondern von dem Gebiet, welches er behielt, die Polnische Lehnshoheit anerkennen. Polen, welches sich nun mit Litthauen von der Ostsee bis an das schwarze Meer erstreckte, schien damals als eine große Slavische Macht den Germanischen gegenüber zu treten und zu einem größeren Einflusse auf den Europäischen Völker- und Staatenbund zu reifen.

54. Die Skandinavischen Reiche.

Dänemark wurde aus dem Zustande der Zerstückelung und Ohnmacht in welchem wir es verlassen haben (oben S. 104.) durch Waldemar III. (1340 — 1375) gerissen. Als dieser König die Regierung antrat, war das Reich unter sechs regierende Herren getheilt und sein Antheil war so klein, daß er kaum zu seinem Unterhalte hinreichte. Aber mit einer unermüdeten, ununterbrochenen Thätigkeit, die sich durch sein Sprichwort: „Morgen ist wieder ein Tag *)" beurkundet, setzte er seinen Zweck, das Ganze und in dem Ganzen Ordnung und Frieden wiederherzustellen, trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm äußere und innere Feinde entgegensetzten, endlich durch.

*) Daher sein Beiname Atterdag.

Zu den inneren Feinden gehörte der mächtige Adel, welcher eine strenge Regierung nicht dulden wollte. Der äußeren Feinde waren viele; die Hanse, die Schweden, die Herzoge von Mecklenburg und die Grafen von Hollstein, welche ihre Kräfte vereinigten, um die emporgekommene Macht Dänemarks wieder zu stürzen. Die Hanse wollte ihre Handelsvortheile auf die Schwäche, Ohnmacht und Verwilderung der Nordischen Staaten gründen. Schweden wollte Schonen, Halland und Blekingen wiedergewinnen. Diese Länder, obgleich von der Natur für Schweden bestimmt, waren früh schon ein Besitzthum der Dänen gewesen, aber in der Zeit der Auflösung des Dänischen Reichs hatten sie sich in den Schutz von Schweden begeben. Waldemar aber benutzte die Noth des Königs Magnus Smek von Schweden, und erlangte diese Provinzen wieder. Die darüber und sonst schon mit ihrem Könige unzufriedenen Schweden setzten ihn ab (1363), und riefen den Herzog Albrecht von Mecklenburg auf den Thron, der sich nun zur Wiedergewinnung jener Provinzen mit den übrigen Feinden Dänemarks verband. Allein Waldemar unterlag Keinem, außer der Hanse *). Von dieser mußte er sich den Frieden durch Bestätigung ihrer Handelsrechte, ja durch die Einräumung von Schonen auf funfzehn Jahr, erkaufen (1370). So gebieterisch herrschten diese Deutschen Städte durch ihren Reichthum und ihre Seemacht, daß sie sogar, als Waldemar ohne Hinterlassung männlicher Erben starb, eine Stimme bei der Königswahl

---

*) Wiewol er sie am meisten zu verachten schien. Denn als sieben und siebzig Städte der Hanse ihm ihre Fehdebriefe zuschickten, sagte er: Seven und seventig Hänse und seven und seventig Gänse, bieten mi nich de Gänse, so frag ik en Schit na de Hänse.

zu haben verlangten. Indeß bewirkte Margaretha, die Tochter Waldemars und Gemahlin Hakons VIII., Königs von Norwegen, eine Frau von großem Geiste, daß ihr kaum fünfjähriger Sohn Olaf mehreren anderen Bewerbern vorgezogen und zum Könige erwählt ward, und daß sie sowol in Dänemark als auch nach dem Tode ihres Gemahls (1380), in Norwegen die vormundschaftliche Regierung führte. Ja da auch ihr Sohn sehr früh starb (1387), ward sie in beiden Ländern, wiewol noch nie ein Beispiel der Art gewesen, als Königin erkannt.

Da Margarethens verstorbener Gemahl Hakon ein Sohn des Königs Magnus Smek von Schweden, der seinen Thron dem Albrecht von Mecklenburg hatte räumen müssen, gewesen, und die Hoffnung ihn wiederzuerlangen, von den Seinen nicht aufgegeben war, so erwachte in Margarethen der Gedanke, auch Schwedens Krone zu erringen, welche ohnehin auf dem Haupte Albrechts schwankte. Durch Geldfoderungen und Begünstigung der Deutschen hatte er eine große Partei gegen sich aufgeregt, welche den geheimen Wünschen der Margaretha entgegen kam. Von dieser unterstützt, wagte sie 1388 aus Halland mit einem Heere in Westgothland einzurücken.

Albrecht verachtete voll stolzen Uebermuths seine Feindin, welche er spottweise den König Hosenlos nannte, und schickte ihr einen Wetzstein, um ihre Nadeln daran zu schärfen. Aber ihr Heer schlug ihn bei Falköping, und als er nun gefangen vor sie geführt ward, befahl sie, ihm eine hohe Mütze zu bringen, weil er geschworen hatte, eine solche (seine gewöhnliche Kopfbedeckung) nicht eher aufzusetzen, als bis er Margarethen gedemüthigt.

Indeß war mit diesem Siege noch nicht Alles ge-

wonnen. Die Herzoge von Mecklenburg und einige Hanseſtädte verfochten des gefangenen Königs Sache; auch war Stockholm noch in den Händen der Deutſchen Soldaten und Bürger und ward von den berüchtigten Vitalienbrüdern *) unterſtützt. Aber noch ehe dieſe Verwirrung ganz gelöſ't war, ſchritt Margarethe ſchon zur Ausführung ihres großen Plans, die Vereinigung der Nordiſchen Reiche dauernd zu bewirken. Sie ließ ihren Vetter Erich von Pommern zu ihrem Nachfolger und zum Könige aller drei Reiche zu Calmar krönen (1397). Hier wurde auch die berühmte Calmariſche Union geſchloſſen. Die Skandinaviſchen Reiche ſollten von nun an nur Einen Herrſcher haben, den ſie mit gemeinſchaftlicher Ueberlegung aus den Söhnen des verſtorbenen Königs wählen würden, und im Fall eines Krieges verbunden ſeyn einander beizuſtehen. Es ward aber durch dieſe Union keine innere Verbindung der Völker zu Stande gebracht, in der das Gefühl ihrer volksthümlichen Beſonderheit untergegangen wäre; es war höchſtens eine äußere, die vorläufig ein friedliches Verhältniß unter ihnen erzeugte. Und auch dieſes blieb nur, ſo lange Margaretha lebte. Nach ihrem Tode (1412) zeigten ſich unter der Regierung Erichs feindſelige Reibungen zwiſchen Schweden und Dänemark. Das erſtere Land fand ſich ſchon dadurch, daß der Hauptſitz des Königs in Dänemark blieb, beleidigt, weil dadurch der Schein einer Abhängigkeit von dieſem Reiche erzeugt ward. Erich ſelbſt war ein Mann ohne ausgezeichnete Eigenſchaften, und ſeine verſtändige Gemahlin Philippa, Tochter des Königs

*) Sie führten dieſen Namen (von Victualien) weil ſie Stockholm mit Lebensmitteln verſorgen wollten, und wurden nachher eine furchtbare ſelbſt den Hanſeaten ſchwer zu beſiegende Räuberrotte.

Heinrich IV. von England, die ihm Margaretha als eine weise Rathgeberin zugesellt, riß der Tod früh von seiner Seite. Unter diesen Umständen erzeugte er weder Furcht noch Liebe.

In Schweden brach zuerst eine Empörung aus, unter Anführung eines gewissen Engelbrecht. Man klagte über die Gewaltthätigkeiten der Vögte, über die Abgaben, deren Ertrag außer Landes gehe, über die Abwesenheit Erichs, durch welche die Gerechtigkeitspflege gehemmt werde. Es ward daher dem Könige der Gehorsam aufgekündigt, und Engelbrecht zum Oberhaupte der Schweden erwählt (1435). Nachdem Erich einige Zeit versucht hatte, diesen Sturm zu beschwichtigen, ermattete er in seiner Thätigkeit und Anstrengung so sehr, daß er sogar Dänemark freiwillig verließ, um mit seinen Schätzen und seiner Geliebten auf der Insel Gothland ungestört leben zu können. Nun kündigten ihm auch die Dänen den Gehorsam auf, und riefen ohne die beiden anderen Reiche erst zu fragen, seiner Schwester Sohn, den Herzog Christoph von Baiern auf ihren Thron (1439). Norwegen schloß sich ihnen an, endlich auch Schweden, weil die eifersüchtigen Großen zuletzt lieber einem Fremden huldigten, als einem Einheimischen, dem Karl Knudson, der nach Engelbrechts gewaltsamer Ermordung Vorsteher des Reichs geworden war, und sichtbar nach dem Throne strebte.

Christoph suchte vor allem die Geistlichkeit, besonders in Schweden, zu gewinnen, weil diese die Union am meisten wünschte und beförderte; und dagegen die Hanseaten, besonders das Haupt derselben, die Stadt Lübeck, zu demüthigen, weil diese die innigere und festere Vereinigung der drei Nordischen Reiche am meisten zu verhindern suchten. Aber sein frühzeitiger Tod (1448)

störte die Vollendung seiner Zwecke. Die Schweden wählten jetzt, statt der Union treu zu bleiben, unter vielen Parteiungen wirklich den Karl Knudson zu ihrem Könige, während die Dänen und die ihnen zuletzt beistimmenden Norweger dem Grafen Christian von Oldenburg ihre Krone antrugen. Es wurden manche vergebliche Unterhandlungen gepflogen, wobei unter andern vorgeschlagen ward, daß wenn einer der beiden Herrscher sterben würde, sein Land sich dem überlebenden Herrn unterwerfen sollte, um so für die Zukunft wenigstens die Union wieder herbeizuführen. Da indeß Karl in Schweden die Geistlichkeit mit Einziehung einiger ihrer Güter bedrohete, um die Einkünfte der Krone zu vermehren, so nahm dieselbe sogleich eine feindliche Stellung gegen ihn an, und der Adel verband sich mit ihr. Der Erzbischof von Upsala, Jöns Bengtson, stand an der Spitze der Mißvergnügten, und kündigte dem Könige Karl den Gehorsam auf. Karl, der durch den Druck der Abgaben auch die Zuneigung des Volks verloren hatte, verließ das Reich und flüchtete nach Danzig (1457).

Der Erzbischof und die siegende Partei riefen nun den König von Dänemark herbei, und Christian erschien in Stockholm. Er ward als König von Schweden zu Upsala gekrönt, und die Union zwischen den drei Reichen erneuert und bestätigt. Aber diese neue Vereinigung, die nicht aus dem Bedürfniß der Völker, sondern nur aus dem Kampfe der Parteien hervorgegangen war, hatte keinen Bestand. Der König entzweite sich mit dem Erzbischof und setzte ihn gefangen. Die ganze Schwedische Geistlichkeit trat jetzt wieder gegen Christian auf, und fand Unterstützung bei den Bauern, die den Druck der Abgaben fühlten oder fürchteten Diese Umstände benutzten die Freunde Karls, ihn zur Rückkehr

einzuladen. Er folgte ihrer Auffoderung und erschien in Stockholm (1464).

Christian setzte nun sogleich den gefangenen Erzbischof in Freiheit, da er den Haß desselben gegen Karl kannte. Damit erreichte er den Sturz seines Gegners, denn der Erzbischof brachte Karln bald so ins Gedränge, daß dieser abermals allen Ansprüchen auf die Regierung entsagen und Schweden räumen mußte (1465). Aber die Absicht, sich selbst wieder auf den Schwedischen Thron zu bringen, wie er gehofft haben mochte, verfehlte Christian. Der Erzbischof, dessen eigentliche Zwecke unbekannt sind, war wenigstens eben so sehr Christians als Karls Feind, und das Land ward daher von drei Parteien zerrüttet und verwüstet. Aber selbst als der Erzbischof gestorben (1469), und auch der schon früher abermals nach Schweden zurückgekommene Karl ihm im Tode gefolgt war (1470), konnte Christian seinen Zweck nicht durchsetzen. Als er einen neuen Versuch machte, sich mit den Waffen in der Hand den Thron zu erzwingen, erlitt er auf dem Brunkeberg eine blutige Niederlage durch Sten Sture, einen alten Anhänger Karls und jetzigen Reichsverweser (1471).

Christian, der, wenn irgend Einer, durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit gewiß vorzüglich fähig war, die Verbindung der drei Reiche zu gründen und zu behaupten, gab nun seine weiteren Versuche, die Schwedische Krone zu erringen auf, aber nicht seine Hoffnungen. Er ließ fortwährend unterhandeln; ein glänzender Zug, den er damals (1474) durch Deutschland nach Rom antrat, scheint darauf Bezug gehabt zu haben, ja um sich vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen, ließ er sich vom Dänischen Reichsrathe eine Versicherung

ausstellen, daß er Alles angewandt habe, um die Trennung zu verhindern.

Er mußte bei seinem Tode (1481) seinem Sohne Johann die Erreichung dieser seiner Hoffnungen überlassen. Die folgende Geschichte wird aber lehren, daß auch jetzt kein dauerndes Verhältniß entstand. Statt der Vortheile, welche die innere Entwickelung der Nordischen Völker, oder ihr Handel und ihre äußere Sicherheit, aus dieser Vereinigung hätten ziehen können, erzeugte sich nur störender Krieg und ein immer wachsender eifersüchtiger Volkshaß.

---

55. Litteratur und Kunst.

Im vierzehnten Jahrhunderte begann in Italien, wie schon in dem Abschnitte von den großen Dichtern jenes Landes bemerkt ist, ein außerordentlicher Eifer die Schriftsteller des Alterthums kennen zu lernen, der im funfzehnten an Stärke noch gewann und sich auch über Italiens Gränzen immer weiter ausbreitete. Was von den Werken der alten Römer noch aufzufinden war, wurde mit der größten Emsigkeit hervorgezogen, mit Begierde und Bewunderung gelesen und als höchstes Muster für die Behandlung der Wissenschaften und schönen Redekünste betrachtet. Diese Richtung der Geister war von großen und folgenreichen Wirkungen, und alle Zweige des menschlichen Wissens, so wie die Erzeugnisse der Kunst sind mehr oder minder davon berührt worden. Man hat diese Epoche sogar die Wiederherstellung der Wissenschaften genannt, eine Bezeichnung, aus der man schließen müßte, daß die Wissenschaften und Künste (wie es denn in der That auch von Manchen so dargestellt

worden ist) ein Jahrtausend lang im tiefsten Schlummer und mit düstrer Grabesnacht der Barbarei bedeckt gelegen haben, bis sie um diese Zeit erweckt und als etwas Neues und Unerhörtes wieder in's Leben gerufen worden seyen. Daß dies aber eine völlig irrige Vorstellung ist, geht schon aus einigen Abschnitten in unserer bisherigen Darstellung hervor. Wissenschaften und Künste wurden schon viel früher mit großem Eifer getrieben; ja es fehlte nicht an Männern, welche die Alten gar wohl kannten, und in deren Werken der Einfluß dieser Bekanntschaft leicht zu entdecken ist. Auch verdient diese Epoche in so fern jenen pomphaften Namen nicht, als sie keinen der außerordentlichen Geister erzeugt hat, die in der Philosophie, Naturwissenschaft u. s. w. als Begründer einer neuen Zeit für Jahrhunderte da stehen. Nichts desto weniger hat sich jene thätige Begeisterung für das Alterthum besonders dadurch sehr wirksam gezeigt, daß der Geschmack durch sie verfeinert wurde und die Behandlung der Wissenschaften an Form, Ordnung und Klarheit außerordentlich gewann. Dieses und daß der Inhalt der alten Schriften vor den Augen Vieler eine neue, ihnen bisher unbekannte Welt eröffnete, regte die Geister zum Selbstdenken an, und half die Fesseln hemmender Autorität lösen. Wie aber jede einseitig verfolgte Richtung immer zugleich nachtheilige Wirkungen herbeiführt, blieben sie auch hier nicht aus. So hat in Italien die fast ausschließliche Beschäftigung mit dem Alterthum die neu erwachte einheimische Dichtkunst mehr gehemmt als gefördert.

Unter den Erweckern und Beförderern jenes neuen Eifers verdient Petrarca die erste Stelle. Wir haben schon gehört, mit welcher Liebe er sich der Lesung der Alten hingab; seine Begierde, immer mehr von ihnen

kennen zu lernen und Abschriften ihrer Werke aufzutreiben, war außerordentlich. Durch Italien, nach Frankreich, England und Spanien, ja nach Griechenland sandte er Briefe und Gelder zu diesem Zwecke. Aus dem letztern Lande erhielt er einen Homer, den er aber, weil er kein Griechisch verstand, erst auf seine Kosten in's Lateinische übersetzen lassen mußte. Auf seinen Reisen zog er keinem Kloster vorbei, ohne nachzuforschen, ob es nicht etwas für ihn enthalte. „Als ich, schreibt er in einem seiner Briefe, in meinem fünf und zwanzigsten Jahre die Schweiz und die Niederlande durchreisete, blieb ich eine Zeit lang in Lüttich, weil ich gehört hatte, daß hier ein beträchtlicher Vorrath von Büchern vorhanden wäre. Ich fand wirklich zwei Reden des Cicero, die ich noch nicht kannte, und die ich nachher durch ganz Italien verbreitet habe. Die eine schrieb ich, die andere ein Freund mit eigener Hand ab. Es kostete aber in dieser barbarischen Stadt viele Mühe, nur ein wenig Dinte aufzutreiben, und die ich endlich erhielt, war ganz safrangelb." So wurden damals manche Trümmer des großen Schiffbruchs der alten Litteratur aus dem Staube der Bibliotheken hervorgezogen. Wäre dieser Eifer um einige Jahrhunderte früher erwacht, so wäre die Ausbeute bedeutend größer gewesen. So erzählt Petrarca, daß er in seiner Jugend Schriften des Cicero und Varro gesehen, die er in reiferem Alter nirgends habe wiederfinden können.

Petrarca's Beispiel entzündete in ganz Italien Nacheiferung seiner Bestrebungen. Unter seinen unmittelbaren Schülern war Johann von Ravenna der vorzüglichste. Dieser lehrte die Lateinische Grammatik und Rhetorik in Venedig, Padua und von 1397 an in Florenz. Er zog viele ausgezeichnete Schüler, welche nachher in den

berühmtesten Städten Italiens mit dem größten Beifall lehrten. Die Liebe für die Römischen Schriftsteller mußte nothwendig eine nicht geringere für die Griechische Litteratur erwecken, auf welche die Römische als auf ihre Quelle und ihr Urbild immer hinweist. Aber die Griechische Sprache war in Italien noch sehr wenig bekannt, und es war schwer, gründlichen Unterricht darin zu erhalten. Als daher zwei gelehrte Griechen, Demetrius Cydonius und Manuel Chrysoloras, im Jahre 1393 nach Venedig kamen, um den Gefahren zu entgehen, welchen Constantinopel damals während Bajazeths Belagerung ausgesetzt war, reiseten zwei edle Florentiner, eifrige Schüler Johanns von Ravenna, nach Venedig, sie um Unterricht in der Griechischen Sprache zu ersuchen. Einer der Letzteren bewog nachher auch seine Landsleute, den Chrysoloras, der wieder nach Constantinopel gereis't war, nach Florenz zu rufen. Chrysoloras nahm den ehrenvollen Ruf an, und ward 1397, also mit Johann von Ravenna zu gleicher Zeit, als öffentlicher Lehrer der Griechischen Grammatik und Litteratur mit einer Besoldung von 100 Goldgulden angestellt. Ganz Italien beneidete Florenz um diesen Mann; man beeiferte sich, ihn an sich zu locken, und wirklich hat er späterhin in Pavia, Venedig und Rom das Griechische gelehrt und treffliche Schüler gebildet. Eine solche Bemühung um die Kenntniß dieser herrlichen Sprache herrschte damals in Italien, aufgeregt durch die Richtung, welche die Zeit nach dem Alterthume hin genommen hatte; so daß die vor den Türken fliehenden Griechen mehr ein zufälliges Beförderungsmittel als die Ursache dieser Begierde waren. Es gab um diese Zeit in Italien wenige Fürsten und andere besonders angesehene Männer, die nicht eine Ehre darin gesucht hätten, die

Kenntniß der Römischen und Griechischen Schriftsteller zu befördern, Gelehrte zu belohnen, zu ermuntern und in ihren Umgang zu ziehen. Vorzüglich zeichneten sich in diesem Bestreben die Medicäer aus. König Alfons von Neapel war ein so großer Bewunderer der Alten, daß eine Handschrift des Livius, die Cosmo von Medici ihm sandte, zwischen Beiden Versöhnung einer langwierigen Feindschaft stiftete, und der König ließ sich selbst durch die Besorgniß seines Leibarztes, daß die Blätter vergiftet seyn könnten, nicht abhalten, sogleich in derselben zu lesen.

Der nämlichen Zeit, welche nach den litterarischen Schätzen des Alterthums so eifrig forschte, that sich auch der Sinn für die Ueberreste der bildenden Kunst desselben auf. Wie die Bibliotheken nach Handschriften, so wurden die Schutthaufen Roms und anderer Orte nach Statuen in Marmor und Erz durchwühlt, und so nach und nach jene kostbaren Reste und Fragmente an's Licht gezogen, welche die Bewunderung und das Studium der Künstler und Kenner sind. Indeß finden sich schon früher Spuren von der Einwirkung der alten Werke auf eigenthümliche Erzeugnisse der Kunst. Denn auch in den bildenden Künsten fing sich im dreizehnten Jahrhundert in Italien ein neues Leben zu regen an. In der Architectur, noch mehr aber in der Bildhauerkunst, geschah dieses durch Nicolo Pisano (gest. 1270), von dem sich zu Pisa, Florenz, Siena, Padua, Venedig, Neapel und an anderen Orten Bauwerke und Sculpturen finden. Seine Gebäude gehören großentheils der sogenannten Gothischen Baukunst an, obgleich die Einzelheiten immer an antike Meister erinnern. In der Bildhauerkunst war er entschieden derjenige, welcher aus der Beschauung der Antiken zuerst einen erheblichen

Vortheil für seine eignen Werke zog. In der Mahlerei nimmt dieselbe Stelle Giotto zu Florenz ein, Zeitgenosse und Freund Dante's, der ebenfalls in den meisten Hauptstädten Italiens große Werke, in einer von der bisher allgemein üblichen, sogenannten Byzantinischen Weise, verschiedenen und viel freieren Art ausführte. Die durch diese Männer gebrochene Bahn ward jetzt vielfach betreten und weiter geführt; doch treffen wir in der ersten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts erst wieder auf Genien erster Größe, welche an der Spitze einer zweiten Epoche stehen. Wir nennen hier nur für die Architectur den Filippo Brunelleschi zu Florenz, der am dasigen Dome eine Kuppel von noch nicht gekanntem Umfang und Künstlichkeit wölbte; für die Bildhauerkunst den Lorenzo Ghiberti, der die berühmten Thüren am Baptisterium in derselben Stadt, mit Reliefen in Bronze, in einem höchst edlen Stil ausführte, und die verschiedenen Theile der Kunst schon mit großer Freiheit beherrschte; für die Mahlerei den Masaccio, der zu Florenz und Rom Werke von solcher Großheit im Charakter mahlte, daß sie lange Zeit Muster darin blieben. Um dieselbe Zeit lebten in den Niederlanden die beiden berühmten Brüder Hubert und Johann van Eyck, welche eine neue, höchst vorzügliche Weise in Oel zu mahlen aufbrachten *), und in der trefflichen Ausübung derselben

---

*) Johann van Eyck ist nicht in so fern Erfinder der Oelmahlerei, als er der erste war, welcher Farben zum Behufe des Mahlens mit Oel gemischt, sondern in dem Sinne, in welchem diese Erfindung eine große Bedeutung für die Kunstgeschichte gewann, dadurch nämlich, daß er zuerst die Farben in der Oelmahlerei auf eine Weise behandelte, welche ungleich vorzüglicher und vollkommner als die bisher ausschließlich geübte Art der Mahlerei in Tempera (d. h. mit Eigelb und Leim) erschien, und diese in einem Zeitraume von funfzig Jahren in ganz Europa verdrängte. S. Waagen, über Hubert und Johann van Eyck, S. 124.

auch den meisten übrigen Anfoderungen an die Kunst der Mahlerei auf eine bis dahin noch nicht dagewesene Weise entsprachen, so daß sie auf die fernere Entwickelung dieser Kunst in den Niederlanden, in Deutschland und Italien den größten Einfluß hatten.

Die Entwickelung der Tonkunst war weit schwieriger als die der bildenden Künste, weil sie nicht auf dem Boden des Alterthums fortbauen konnte, und eine Menge bestimmter Hindernisse jedem Fortschritte im Wege standen. So kannte man z. B. nur lange und kurze Noten, wie in der Prosodie lange und kurze Sylben; es fehlte das überall hindurchgehende Grundmaß des Taktes, so wie richtige Einsicht in die Behandlung der Consonanzen und Dissonanzen; endlich litt die musikalische Schreibkunst an den größten Unvollkommenheiten.

Der erste erhebliche Schritt zur Abstellung dieser Mängel geschah zur Zeit Kaiser Heinrichs V. durch Guido von Arezzo, indem er die musikalische Schrift verbesserte, die Schlüssel zur Anwendung brachte, die Zwischenräume zwischen den Linien benutzte u. s. w.

Ohne Vergleich wichtiger für die Geschichte der Musik ist Franko aus Köln, ein Zeitgenosse Kaiser Friedrichs I. Er erhöhte die Zahl der Noten auf vier von verschiedener Länge, und erweiterte gleichmäßig die Notenschrift; vor allem aber muß er als Begründer des Mensuralgesanges, des Taktes, genannt werden. Dies ist der Archimedische Punkt, von dem aus die musikalischen Kunstmittel sich buchstäblich in's Unendliche vermehren lassen. Nun erst lösete sich die Musik von dem höchst beschränkenden Zwange des bloß prosodischen Maßes, von dem mechanischen Schritte der eins und zwei, von der trockenen Einstimmigkeit oder dem langweiligen Mehrklange der Quinten und Octaven. Melodie und

Harmonie fanden seitdem ihre Entwickelung; Taktarten, Perioden, Nachahmungen, Fugen entspringen unaufhaltsam aus jenem Boden; so daß die Musik in Wahrheit erst seitdem eine eigene, unabhängige, allen Nachrichten zufolge von der antiken ganz verschiedene Kunst geworden ist*).

Johann de Muris aus der Normandie, und Franchinus Gastor (geb. 1451 in Lodi) erweiterten und vervollkommneten Franko's Lehre; und so wie sich neben der Italienischen Mahlerschule im funfzehnten Jahrhundert eine Niederländisch-Deutsche entwickelte, so treten Obrecht, Ockenheim und Josquin als Häupter der gleich merkwürdigen Niederländisch-Deutschen Schule der Tonkunst hervor.

56. Große Erfindungen.

Vier Erfindungen sind es, die im vierzehnten und funfzehnten Jahrhundert, theils als neu gemachte, theils als früher schon gekannte, aber nun erst ausgebreitete und allgemein angewandte, am meisten dazu beigetragen haben, der menschlichen Gesellschaft eine veränderte Gestalt zu geben, und eine neue Zeit herbeizuführen: der Compaß, daß Schießpulver, das Leinenpapier und die Buchdruckerkunst.

Wann die wunderbare Eigenschaft der Magnetnadel nach Norden zu zeigen zuerst beobachtet und auf die Schiffahrt angewandt wurde, ist unbekannt, wie die Geschichte so vieler anderen Entdeckungen in Jahrhunderten, welche um die Kenntniß der Nachwelt von ihren Thaten noch wenig bekümmert waren. Die gewöhnliche Mei-

*) v. Raumer, Geschichte der Hohenstaufen, Bd. V. S. 522.

Meinung nennt Flavio Gioja von Amalfi um das Jahr 1300 als Erfinder. Der Compaß ist es, welcher den Menschen den bisher unzugänglichen Ocean eröffnet und die Entdeckung ferner Erdtheile möglich gemacht hat. Diese großen Wirkungen desselben werden sich im folgenden Zeitraum zeigen.

Ueber die Erfindung des Schießpulvers sind die Meinungen noch verschiedner. Einige behaupten, daß die Europäer die Kenntniß desselben dem Morgenlande verdanken, wo es von Chinesern, Indern und Arabern längst gekannt gewesen sey; Andere bleiben bei der alten, bekannten Erzählung stehen, daß ein Deutscher Franciscanermönch, Berchtold Schwarz zu Freyburg im Breisgau, um 1354 die Erfindung gemacht habe. Wie dem auch sey, es ist gewiß, daß das Schießpulver seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts im Kriege gebraucht wird, und sich von der Zeit an immer weiter verbreitet. Anfänglich kannte man nur das grobe Geschütz, aus welchem Steine, erst später eiserne Kugeln geschleudert wurden. Es war anfangs noch so unförmlich, daß man sich seiner nur zu Belagerungen und Vertheidigungen fester Plätze, nicht aber im freien Felde bedienen konnte. Dann erfand man die kleineren Canonen, und endlich die Büchsen oder Musketen. Allmählig gewann dadurch die ganze Kriegskunst eine andere Gestalt; jetzt wirkten die Massen weit mehr in ihrer Gesammtheit gegen einander, die Einzelnen konnten sich meistens nur noch in der Anführung auszeichnen, und die persönliche Tapferkeit trat in den Hintergrund. Dies griff wiederum tief ein in die Verhältnisse des Staates und der bürgerlichen Gesellschaft. Das Ritterthum, ohnehin von keinen romantischen Ideen mehr genährt und getragen, erlosch bald völlig. Die schwer gerüstete Reiterei gab in den

Schlachten nicht mehr allein den Ausschlag, und der Adel, welcher dieselbe bildete, verlor dadurch an Macht und Bedeutung. Da die neue Waffe ein vorzüglich geübtes Fußvolk nöthig machte, so wurde der durch die Erschlaffung des Lehnswesens schon aufgekommene Gebrauch, den Krieg durch Söldner zu führen, immer allgemeiner, und der erste Grund zu den stehenden Heeren gelegt, von welchen wir in den Einrichtungen Karls VII. in Frankreich (oben S. 417.) schon einen Anfang gesehen haben.

Eben so tief als der Gebrauch des Schießpulvers in das Kriegs- und Staatswesen, griff die Erfindung der Buchdruckerkunst in das wissenschaftliche und litterarische Leben ein. Ihr ging die Entstehung der Holzschneidekunst im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts voran, welche zuerst auf Verfertigung der Spielkarten, die ursprünglich gemahlt worden waren, und der Heiligen-Bilder angewandt wurde. Von den Unterschriften, die man diesen hinzufügte, kam man auf den Gedanken, kleine Bücher in Tafeln von Holz zu schneiden. Aber alle übrige Mängel eines solchen Bücherdrucks ungerechnet, setzte dieß für jedes Blatt eines jeden Buches, wie bei Kupferstichen und Holzschnitten, auch eine besondere, zu nichts anderem taugliche Form voraus. Die Ehre des Gedankens, eine Anzahl einzelner Buchstaben auszuschneiden, sie beliebig zu Wörtern zusammenzusetzen und vermittelst einer Presse abzudrucken, gebührt einem Deutschen Edelmanne *). Es war Johann Guttenberg, genannt Gänsefleisch, aus dem ritterlichen Geschlechte derer von Sorgenloch (geb. 1397). Mainz war sein Geburtsort, doch hielt er sich etwa von 1420 bis 1445 in Strasburg auf. Hier arbeitete er insgeheim an seiner Druckerei, und zog nur einige begüterte Bürger dazu, um von ihnen Unterstützung zu erlangen.

---

*) Nach der Behauptung der Holländer hat jedoch Lorenz Janssen Koster zu Harlem schon etwas früher gleichfalls einzelne hölzerne Buchstaben zum Behufe des Drucks zusammengefügt. Wie dem auch sey, Guttenberg ist auf jeden Fall derjenige, von dem die Ausführung im Großen und die eigentlich fruchtbringende Anwendung jenes Gedankens ausgegangen ist.

Diese Druckversuche gingen indeß anfangs noch nicht über die Holztafeln hinaus, und statt der Druckerschwärze diente erst Dinte dann Lampenruß; erst später kam Guttenberg auf hölzerne, bewegliche Lettern, und dann auf metallne, die er mühsam aus Blei oder Zinn schnitt. Als er wieder nach Mainz gegangen war, trat er dort mit einen reichen Goldschmiede, Johann Fust oder Faust in Verbindung, von dem er Geld erhielt. Die Sache nahm nun einen erwünschten Fortgang, aber bald zerfiel Guttenberg mit Faust. Es kam zu einem Rechtshandel, den Guttenberg verlor, und alle seine Lettern und übrigen Geräthschaften wurden dem Faust zum Ersatz für dessen ansehnliche Geldvorschüsse zugesprochen. So wurde der Erfinder ganz verdrängt; Faust schloß einen neuen Verein mit einem andern Gehülfen, Peter Schöffer, der ein fähiger Kopf war und sich lange in Paris als Bücherabschreiber ernährt hatte. Faust war mit ihm so wohl zufrieden, daß er ihn zum Schwiegersohn annahm. Dieser Schöffer ist es auch, der die Kunst eigentlich zur Vollkommenheit gebracht hat, denn er erfand die zu den Lettern allein taugliche Metall-Mischung, die weder so weich war, daß sie sich schnell abnutzte, noch so hart, daß sie das Papier durchbohrt hätte. Auch die Schriftgießerei und die Firnißschwärze gehören ihm zu. Das erste große Werk, welches aus der Druckerei dieser Männer hervorging, war eine Lateinische Bibel in drei Folianten, wahrscheinlich 1456 vollendet, dann 1457 ein Psalter, wo zuerst Drucker und Jahrszahl genannt sind. Auf dem letzten Blatte sagen nämlich Faust und Schöffer, daß das Buch von ihnen beiden, ohne Federzug, durch eine künstliche Erfindung zu drucken und zu zeichnen, zu Stande gebracht sey *). Hier zeigt sich die Kunst schon in so großer Vollendung, daß sie, nach der Meinung Mehrerer, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffen worden ist. Faust starb 1466 zu Paris an der Pest, Guttenberg 1468 ohne sich des rühmlichen Lohnes

*) Inventione artificiosa imprimendi ac caracterizandi absque calami ulla exaracione sic effigiatus.

seiner langen Bemühungen erfreut zu haben, ein Schicksal, welches er mit mehr als einem großen Entdecker theilt. Wie sehr übrigens auch Faust und Schöffer ihre Kunst zu verheimlichen suchten, so gelang ihnen das doch nur kurze Zeit. Als 1462 in einem Kriege zweier um das Kurfürstenthum streitenden Erzbischöfe, Diether und Adolf, der Letztere Mainz eroberte, flohen unter mehreren anderen Einwohnern auch Druckergesellen, zerstreuten sich in Deutschland, Italien und Frankreich, und fanden überall gute Aufnahme. Nun bekamen Augsburg, Nürnberg, Rom, Venedig, Florenz und andere Städte in wenig Jahren eigene Pressen. Die Italiener legten sich mit besonderm Eifer auf die neue Kunst, und wandten sie besonders zur Vervielfältigung der alten Classiker an. Diese schnelle Verbreitung hatte die Buchdruckerkunst besonders dem einleuchtenden Vortheil zu verdanken, daß die Bücher nunmehr ungleich wohlfeiler zu haben waren, als in Abschriften, deren Preise natürlich nicht gering seyn konnten. Dazu trug noch eine andere gleichfalls Deutsche wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhundert gemachte Erfindung sehr viel bei, die des Leinenpapiers nämlich, ohne welche, bei der Theurung des früher üblichen Pergaments und Baumwollenpapiers, die Preise der gedruckten Bücher noch immer sehr hoch hätten seyn müssen. Wie sehr kamen nun beide Erfindungen einer Zeit zu Statten, wo die Begierde, alte und neue Schriftsteller kennen zu lernen mit so vieler Stärke erwacht war! Die Leichtigkeit sich mit dem, was Andere gedacht, ersonnen, erfahren und gesammelt hatten, bekannt zu machen, verbreitete den Sinn für Litteratur über eine ungleich größere Zahl von Menschen; die Reden der Denker und Gelehrten wurden nicht mehr bloß in den Hörsälen der Universitäten und den Zellen der Klöster vernommen, sie traten hinaus in die freien Räume des thätigen Lebens, wo sie im nächsten Jahrhunderte eine nicht geahnete Gewalt und Wirksamkeit bewährten.

Register
über den Vierten und Fünften Band.

(Die Römische Zahl deutet den Band, die Arabische die Seitenzahl an.)

Aargau, von Bern erobert, V. 484.
Abälard, IV. 408 fg.
Abassiden, IV. 116.
Abderahman, IV. 117.
Abendmahl unter beiderlei Gestalt, V. 455.
Absalon, Erzbischof von Lund, V. 101.
Abu-Bekr, Chalif, IV. 111.
Acre, von den Christen genommen, IV. 394; von Saladin, 448; von den Kreuzfahrern, 457; von den Mohammedanern, V. 69.
Adel d. Germanen, IV. 34. 38.
Adelbert, Erzbischof von Bremen, IV. 266 fg.
Adelheid, Gemahlin Otto's I., IV. 230.
Adelsgesellschaften, Deutsche, V. 422.
Ademar von Puy, IV. 356 fg.
Adolf von Nassau, Deutscher König, V. 176 fg.
Aeneas Sylvius Piccolomini, V. 470 fg.
Aistülph, König der Longobarden, IV. 146.
Agnes, Kaiserin, IV. 265 fg.
Akkon, s. Acre.
Alarich II., König der Westgothen, IV. 18. 21.
Albertus Magnus, V. 46.
Albigenser, IV. 488; V. 18. 54.
Alboin, IV. 80 fg.
Albrecht I., Kön. v. Deutschl., V. 171. 176. 179 fg.; 189 fg.
— II., Kön. v. Deutschl., V. 468 fg.
— von Meklenburg, Kön. v. Schweden, V. 531 fg.
— der Weise, Herzog von Oesterreich, V. 303.
— der Bär, Markgr. v. Brandenburg, IV. 389. 391 fg.; 433 Anm.
— der Entartete, Landgr. v. Thüringen, IV. 552; V. 10. 178.
Albornoz, Cardinallegat, V. 322 fg.
Alcantara, Ritterorden von, V. 89.
Alcavala, V. 263.
Alcuin, IV. 164.
Alexander II., Papst, IV. 283. 325.

Alexander III., Papst, IV. 426 fg.; 431. 438. 498; V. 16.
— V., Papst, V. 442.
Alexandria, Vernichtung der Bibliothek, IV. 112.
Alexius I., Comnenus, Byz. Kaiser, IV. 192. 264. 359. 478.
— III., Angelus, Byzantin. Kaiser, IV. 479.
— IV., Angelus, Byzantin. Kaiser, IV. 479 fg.
— V., Murzuphlus, Byz. Kaiser, IV. 481 fg.
Alfons VI., Kön. v. Castilien, V. 81.
— VII., König von Castilien, V. 82.
— X., Kön. v. Castilien, IV. 557; V. 87 fg.
— XI., Kön. v. Castilien, V. 261 fg.
— I., Kön. v. Aragonien, V. 81.
— II., König von Aragonien, V. 85.
— III., König von Aragonien, V. 274.
— V., Kön. v. Aragonien u. Neapel, V. 495 fg.; 503. 506. 541.
— I., Kön. v. Portugal, V. 93.
— IV., König von Portugal, V. 271.
— V., König von Portugal, V. 512 fg.
Alfred d. Große, IV. 309 fg.
Algeziras, von den Christen erobert, V. 263.
Alghieri, Schl. bei, V. 320. 336. Anm.
Ali, Chalif, IV. 111.
Aljubarota, Schl. bei, V. 272.
Allemannen, IV. 19. 76.
Allode, IV. 38.
Almohaden, s. Muahedim.
Amalasuntha, IV. 65.
Amalfi, IV. 264.
Amru, IV. 111.
Anaclet II., Gegenpapst, IV. 386 fg.
Anastasius I., Byz. Kais., IV. 11. 15.
Ancyra, Schl. bei, V. 516.
Andreas II., Kön. v. Ungern, IV. 485.
Andronikus Comnenus, Byz. Kaiser, IV. 478.
Angelsachsen, IV. 86 fg.
Anghiari, Schl. bei, V. 491; 500. Anm.
Annaten, V. 469. Anm.
Anschar, IV. 337.
Anselmus, V. 46.
Antiochien eingenommen, IV. 366.
Antrustionen, IV. 38.
Appenzell, zu den Eidgenossen, V. 430.
Apulien, von den Normannen erobert, IV. 263.
Araber, IV. 98 — 119. 135. 179 — 182.
Aragonien, IV. 346; V. 81 fg.; 274. 505 fg.
Arelatisches Reich, s. Burgund.
Arianismus, IV. 13. 84. 85.
Armagnac, der Graf v., V. 386.
Armagnacs, V. 386. 486 fg.
Arnold von Brescia, IV. 393. 416.
— von Melchthal, V. 192.

Arnold v. Winkelried, V. 427.
Arnulf, Kaiser, IV. 211 fg.
Arras, Friede zu, V. 414.
Artevelle, Jacob. v., V. 211.
— Philipp v., V. 381.
Arthur v. Bretagne, IV. 461.
Artus, V. 37.
Athelstan, Kön. v. England, IV. 315.
Athen, Aufhören d. Schulen, IV. 78; Herzogth., 483.
Austrasien, IV. 26.
Autharis, Kön. d. Longobarden, IV. 83.
Avaren, IV. 71. 92. 93. 96. 156.
Aversa erbaut, IV. 262.
Avignon, Verlegung des Päpstlichen Sitzes dahin, V. 132.
Azincourt, Schl. bei, V. 388.

Baco, Roger, V. 47.
Bagdad, Sitz des Chalifen, IV. 116; zerstört, V. 107.
Bajazeth, Sultan, V. 515 fg.
Baiern, an die Welfen, IV. 269; unter den Wittelsbachern, 442; V. 8.
Balduin I., Lateinischer Kaiser, IV. 483; V. 108.
— II., Lateinischer Kais., V. 102.
— von Flandern, IV. 358; wird Herr von Edessa, 364.
Baliol, Johann, König von Schottland, V. 144 fg.
— Eduard, Johanns Sohn, Kön. v. Schottland, V. 209.
Bamberg, Bisthum, IV. 246.
Barcelona, Grafschaft, IV. 346; mit Aragonien vereinigt, V. 82.
Basentello, Schl. bei, IV. 238.
Basilius I., Byz. Kaiser, IV. 187.
— II., Byz. Kaiser, IV. 187.
Batu, V. 106.
Baubrüderschaften, V. 478.
Baukunst, Gothische, V. 476 fg.
— in Italien, V. 541.
Becket, Thomas, IV. 497 fg.
Bedford, Herzog v., V. 392.
Belisarius, IV. 62 — 74.
Benedict V., Papst, IV. 234.
— IX., Papst, IV. 342.
— XII., Papst, V. 292 fg.
— XIII., Papst, V. 433. 449. 506.
— der heilige, von Nursia, IV. 48.
Benedictiner, IV. 49.
Beneficium, IV. 38.
Benevent, Schl. bei, IV. 549.
Berengar, König von Italien, IV. 230.
Bern, zu den Eidgenossen, V. 311.
Bernhard, der heil., IV. 387. 398 fg.; 405. 411; V. 14.
Bettelorden, IV. 490 fg.
Bilderstürmende Kaiser, IV. 123 fg.
Bildhauerkunst, V. 541.
Bischöfe, IV. 47.
Blanca von Castilien, V. 67.
Boccaccio, V. 371.
Böhmen, IV. 225; V. 171. 184 fg.; 197. 348 fg.; 452 fg.; 458 fg.
Böhmisch-Brod, Schlacht bei, V. 462.

Boemund, Fürst von Tarent, IV. 265. 358 fg.; Fürst von Antiochien, 370.
Boethius, IV. 15 fg.
Boleslav, Herzog von Polen, IV. 244 fg.
Bologna, Universität, V. 50.
Bonifacius, der heilige, IV. 138 — 142.
— VIII., Papst, V. 122 fg.; 149. 275.
— IX., Papst, V. 432.
Bornhövede, Schl. bei, V. 102.
Boso, Kön. des Cisjuranischen Burgund, IV. 201.
Bouvines, Schl. bei, IV. 463.
Brabant, Herzogthum, V. 7.
Brabanssons, IV. 501.
Braccio di Montone, V. 495. 497 fg.
Brandenburg, zur Wendenzeit, IV. 225. 229; an Albrecht den Bären vererbt, 433. Anm. — Die Mark, V. 11; an die Wittelsbacher, 281; an die Luxemburger, 348; an die Hohenzollern, 465.
Braunschweig, wird ein Herzogthum, IV. 523.
Bretagnischer Erbfolgestreit, V. 213. 236.
Bretigny, Friede zu, V. 233.
Bruce, Robert, König von Schottland, V. 151. 153 fg.
— David, Kön. v. Schottl., V. 209 fg.
Brun, Rudolf, V. 305.
Brunehild, IV. 28 fg.
Brunelleschi, Filippo, V. 542.
Buch, Captal de, V. 236. 239.
Buchdruckerkunst, V. 546.
Bürgerstand, s. Städte.
Bulgaren, IV. 71. 119. 182 fg.; 187.
Bulle, goldene, V. 344 fg.
Burgundisches Reich, älteres, IV. 18. 20. 26. 28. 36.
Burgund, das Cisjuranische und Transjuranische, IV. 201; vereinigt, 213; an Deutschland, 254 fg.
— Herzogthum, IV. 205; V. 234. 384. Anm.; 392. Anm.
Byzantinisches Reich, IV. 55 — 79. 92 — 98. 118 — 130. 182 — 192. 478 fg.; V. 108 fg.; 328. 514 fg.

Cairo, gegründet, IV. 181.
Calais, von den Engländern genommen, V. 218.
Calatrava, Ritterorden von, V. 89.
Calixtiner, V. 459.
Calixtus II., Papst, IV. 380.
Calmarische Union, V. 533.
Canonisches Leben der Geistlichkeit, IV. 209.
Canonisches Recht, V. 50. Anm.
Canossa, Heinrich IV. daselbst, IV. 397 fg.
Capetinger, IV. 203.
Cardinäle, IV. 282.
Carmagnola, V. 489.
Caroccio, IV. 526.
Carrara, das Haus, V. 329. 434 fg.
Cassiodor, IV. 14.
Castilien, IV. 346; V. 81 fg.; 256 — 274. 505 fg.
Castruccio Castracani, V. 206. 285.
Centenarien, IV. 160.
Ceuta, erobert, V. 512.

Chalifat von Bagdad, endet gänzlich, V. 107.
Chalifen, IV. 111.
Chaucer, Geoffry, V. 242. Anm.
Chioggia, Krieg von, V. 327.
Chlodwig, IV. 17 — 25.
Chlotilde, Chlodwigs Gemahlin, IV. 18.
Chorasan, IV. 181.
Chosroes I., IV. 62. 79.
— II., IV. 96.
Chovaresmier, IV. 535. Anm.; V. 105.
Christenthum, Zustand i. Westeuropa, IV. 46; von den Franken angenommen, 19; von den Angelsachsen, 87; im Frankenreiche ausgebreitet, 136 fg.; von den Sachsen angenommen, 159; nach Skandinavien verpflanzt, 337; nach Rußland, Polen und Ungern, 340 fg.; nach Liefland und Preußen, V. 94 fg.; nach Lithauen, 528.
Christian von Oldenburg, König der drei Nord. Reiche, V. 535 fg.
Christoph I., König von Dänemark, V. 101.
— von Baiern, Kön. der drei Nord. Reiche, V. 534.
Chrodegang, Bischof, IV. 219.
Chrysoloras, Manuel, V. 540.
Cid, IV. 347.
Circus, Parteien des, IV. 59.
Cistercienser, V. 20.
Civitella, Schl. bei, IV. 263.
Clarendon, sechszehn Artikel von, IV. 498.
Clemens III., Papst, IV. 446. 448. 465.
— III., Gegenpapst, IV. 304.
Clemens IV., Papst, IV. 549. 559.
— V., Papst, V. 131 fg.; 195. 205.
— VI., Papst, V. 295 fg.
— VII., Papst, V. 333.
Clerus, IV. 47.
Cluniacenser, V. 19.
Cölibat, s. Ehelosigkeit.
Cola di Rienzi, V. 350 fg.
Colonna, das Geschlecht, V. 130. 201. 286. 352 fg.; 450.
Comnenen, IV. 188.
Compagnien, V. 230. 237. 249.
Compaß, V. 544.
Condottieri, V. 497.
Constans II., Byz. Kaiser, IV. 120.
Constantin IV., Byz. Kaiser, IV. 120.
— V., Copronymus, Byz. Kaiser, IV. 125 fg.
— VI., Byz. Kaiser, IV. 129.
— VII., Porphyrogenitus, Byz. Kaiser, IV. 187.
— XI., Byz. Kaiser, V. 521 fg.
Constantinopel, IV. 57; belagert, 118. 119; V. 110.; von den Kreuzfahrern erobert, IV. 482; von Michael Palåologus, V. 111; von den Türken, 524.
Constanze, Heinrichs VI. Gemahlin, IV. 445. 471.
Cordova, Chalifat von, IV. 117. 344.
— von den Christen erobert, V. 85.
Corporationen, V. 23.
Corpus iuris, IV. 57.
Corsica, V. 275.

Corte nuova, Schlacht bei, IV. 527.
Crecy, Schlacht bei, V. 215.
Crescentius, IV. 237. 240. 242.
Cueva, Bertrand de la, V. 509 fg.
Cypern, Königreich, IV. 459.

Dänemark, IV. 336 fg.; V. 101 fg.; 530 fg.
Dänen, IV. 160. 229; in England, 307 fg.; ermordet, IV. 319.
Dante, V. 359 fg.
Dalmatien, V. 321 Anm.
Dandolo, Heinrich, Doge von Venedig, IV. 480 fg.
Dauphiné, an Frankreich, V. 220 Anm.
Decret Gratians, V. 51 Anm.
Decretalen, Pseudo-Isidorische, IV. 274 fg.
Desiderius, König der Longobarden, IV. 150 fg.
Deutsche Dichter der Schwäbischen Zeit, V. 39.
Deutscher Ritterorden, IV. 452; V. 96 fg.; 526 fg.
Deutschland, IV. 199. 207—261. 265—273. 291—306. 371—394. 412—446. 464—478. 508 fg.; 518—546. 556 fg.; V. 3 fg.; 164—204. 277—300. 337 fg.; 420 fg.; 433. 444 fg.; 458 fg.; 464—483. 487.
Dimitri Donsky, V. 527.
Dionysius der Gerechte, König von Portugal, V. 270.
Ditmar von Merseburg, IV. 243 Anm.
Doctorenwürde, V. 52.
Döffingen, Schl. bei, V. 423.
Dominicaner, IV. 492; V. 18.
Dschingischan, IV. 104 fg.
Dunois, der Graf, V. 393.
Dunstan, IV. 316 fg.

Eberhard II., Graf von Würtemberg, V. 172.
— III., Graf von Würtemberg, V. 423.
Edda, V. 100.
Edessa, von den Christen gewonnen, IV. 363; an die Saracenen verloren, 397.
Edgar, Kön. v. Engl. IV. 316.
Edmund, König von England, IV. 315.
— Ironside, IV. 320.
Edred, Kön. v. Engl. IV. 316.
Eduard, der Bekenner, König von England, IV. 323 fg.
— I., Kön. von England, V. 78 fg.; 118 fg.; 140 fg.
— II., Kön. von England, V. 153 fg.
— III., Kön. von England, V. 163. 207 fg.; 225. 232 fg.; 240 fg.; 338.
— der schwarze Prinz, V. 215. 223 fg.; 238 fg.; 239. 251 fg.; 267.
— I., König von Portugal, V. 512.
Edwy, Kön. v. Engl., IV. 316.
Egbert, Kön. v. Engl., IV. 307.
Eginhard, IV. 164.
Ehelosigkeit der Geistlichen, IV. 287 fg.
Eid der Bischöfe, V. 13.
Eidgenossen, s. Schweiz.

Eidhelfer, IV. 42.
Eleonore, Gem. Ludwigs VII. und Heinrichs II., IV. 407.
Emir al Omara, IV. 180.
England, IV. 86. 306 — 335. 493 — 508; V. 71 fg.; 140 — 164. 207 fg.; 221 fg.; 237 fg.; 372 — 380. 392. 415 fg.; 418.
Enzius, König von Sardinien, IV. 528. 530. 544.
Erich von Pommern, König der Nord. Reiche, V. 533. fg.
Erlach, Rudolf von, V. 309.
Ernst, Herzog von Schwaben, IV. 255.
Erwin von Steinbach, V. 477.
Erzämter, IV. 227. 558.
Eselsfest, V. 33.
Esthland, V. 95.
Ethelred, K. v. Engl. IV. 318.
Ethelwolf, König v. England, IV. 308.
Eudocia, IV. 188.
Eugen III., Papst, IV. 393. 401.
— IV., Papst, V. 467 fg.; 517.
Eurich, König der Westgothen, IV. 85.
Evesham, Schl. bei, V. 79.
Exarchat von Ravenna, IV. 77; den Päpsten geschenkt, 147.
Eyck, Hubert u. Johann van, V. 542.
Eyubiden, IV. 447.
Ezzelin de Romano, IV. 524. 526.

Fagiola, Uguccio, V. 204 fg.
Fasten, IV. 52.
Fatime, IV. 111.
Fatimiden, IV. 181.
Faust, Johann, V. 547.
Feen, V. 37.
Fehde, IV. 41.
Felix V., Gegenpapst, V. 469 fg.
Ferdinand III., König von Castilien, V. 85 fg.
— IV., Kön. v. Castilien, V. 258 fg.
— I., Kön. v. Aragonien, V. 506.
— II., Kön. v. Aragonien, V. 510 fg.
— I., Kön. v. Neapel, V. 510.
— Kön. v. Portugal, V. 271.
— Infant von Portugal, V. 513.
Feudum, IV. 38.
Flandern, V. 120. 125. 137. 207. 381.
Florenz, V. 202 fg.; 288. 315 fg.; 439 fg.; 489 fg.; 492 fg.
Fontenay, Schl. bei, IV. 197.
Fontevrauld, der Orden, V. 20.
Franken, die, IV. 17 — 32. 131 — 174.
— Herzogthum, Auflösung desselben, V. 8.
Frankreich, IV. 200 — 207. 406 fg.; 453 fg.; V. 54 fg.; 61 fg.; 116 — 140. 206 — 256. 381 — 420. 487.
Franko aus Köln, V. 543.
Franziscaner, IV. 491 fg.
Franziscus, der heilige, von Assisi, IV. 490.
Fredegunde, IV. 28 fg.
Freie Maurer, V. 479 Anm.
Freigrafen, V. 482.
Freischützen, V. 417.

Friedrich I., Kaiser, IV. 413 — 451; V. 51.
— II., Kaiser, IV. 469. 471. 477. 508 — 546; V. 101.
— III., Kaiser, V. 469 fg.; 484 fg.; 504.
— von Oesterreich, König von Deutschland, V. 277 fg.
— II., Kön. v. Sicilien, V. 204. 275.
— von Hohenstaufen, Herzog von Schwaben, Vater Kaiser Friedrichs I., IV. 379. 384 fg.
— Herz. v. Schwaben, Sohn Friedrichs I., IV. 449. 451.
— VI., Burggraf von Nürnberg, wird Kurfürst von Brandenburg, V. 466.
— der Streitbare, Herz. von Oesterreich, IV. 524; V. 9.
— (Leopolds des Frommen Sohn), Herzog von Oesterreich, V. 431. 447 fg.
— der Gebissene, IV. 552; V. 178. 187.
— v. Baden, IV. 550; V. 9.
Friesen, IV. 133.
Fürst, Walther, V. 192.
Fulda, gelehrte Schule zu, IV. 215.

Galanterie, V. 26.
Gaveston, Peter, V. 154 fg.
Gefolgschaften, IV. 34.
Gelasius II., Papst, IV. 379.
Gelimer, IV. 62 fg.
Gellheim, Schl. bei, V. 181.
Genua, IV. 394. 456. 467. 531; V. 275. 319 fg.; 327 fg.;
Gepiden, IV. 10. 12. 80.
Gerhard von Eppenstein, Kurfürst von Mainz, V. 176 fg.
Germanen, IV. 32 fg.
Gesetze Deutscher Völker, IV. 13. 39 fg.
Geßler von Bruneck, V. 190.
Getreue, IV. 38.
Ghibellinen, Ursprung des Namens, IV. 391 Anm.
Ghiberti, Lorenzo, V. 542.
Giotto, V. 542.
Giustiniani, V. 522.
Glarus, zu den Eidgenossen, V. 307.
Gloucester, der Herzog von, V. 392. 416.
Gorm der Alte, IV. 337.
Gottesfrieden, IV. 206.
Gottesurtheile, IV. 42.
Gottfried von Bouillon, IV. 304. 358 fg.
Gottschalk, Fürst der Wenden, IV. 268 fg.
Grafen, bei den alten Deutschen, IV. 33; in der Salischen Zeit, 381.
Gregor I., Papst, IV. 84. 86. 87 fg.
— II., Papst, IV. 125. 139.
— III., Papst, IV. 143.
— V., Papst, IV. 241.
— VII., Papst, IV. 281 — 306. 332. 353; V. 13.
— IX., Papst, IV. 513 fg.; 518 fg.; 528 fg.; V. 18. 51 Anm.
— X., Papst, V. 165.
— XI., Papst, V. 327. 332.
— XII., Papst, V. 440. 449.
Gregorius von Tours, IV. 24.
Griechisches Feuer, IV. 118.

Grimoald, König der Longobarden, IV. 85.
Grönland entdeckt, IV. 339 Anm.
Guelfen, s. Welfen.
Guesclin, Bertrand du, V. 235 fg.; 242 fg.; 267.
Guido von Lusignan, König von Jerusalem, IV. 447.
— von Arezzo, V. 543.
Günther von Schwarzburg, Gegenkönig, V. 341 fg.
Gundobald, König der Burgunder, IV. 18 fg.
Guttenberg, Johann, V. 546.
Guzman, Perez de, IV. 258.

Hadrian I., Papst, IV. 150.
— IV., Papst, IV. 415 fg.; 421 fg.
Hanno, Erzbischof von Köln, IV. 266 fg.
Hanseatischer Bund, V. 479 fg.; 531.
Harduin von Ivrea, IV. 245.
Haro, Lope de, V. 256.
Harald, IV. 323; König von England, 324 fg.
— Harfagr, König von Norwegen, IV. 338.
Harun al Raschid, IV. 116. 163.
Harzburg, IV. 271.
Hastings, Schl. bei, IV. 327.
Hauteville, Geschlecht, IV. 262.
Hedschra, IV. 103.
Heinrich I., d. Vogelsteller, IV. 221 fg.
— II., Kaiser, IV. 243 fg.
— III., Kaiser, IV. 257 fg.; 280.
Heinrich IV., Kaiser, IV. 265 fg.; 287. 291 fg.; 371 fg.
— V., Kaiser, IV. 372 fg.
— VI., Kaiser, IV. 444. 464 fg.
— VII., Kaiser, V. 195 fg.
— Friedrichs II. Sohn, Röm. König, IV. 509. 521 fg.
— Raspe, Gegenkönig, IV. 539 fg.
— Lateinischer Kaiser v. Constantinopel, V. 108.
— I., Kön. v. Frankreich, IV. 205. 260.
— I., Kön. von England, IV. 494 fg.
— II., Kön. v. England, IV. 407. 455. 497 fg.
— III., Kön. von England, V. 63. 71 fg.
— IV., Kön. von England, V. 376 fg.
— V., Kön. von England, V. 380. 387 fg.; 392.
— VI., Kön. von England, V. 392. 413.
— (von Trastamare) II., der Unächte, König von Castilien, V. 265 fg.
— III., Kön. von Castilien, V. 273.
— IV., Kön. von Castilien, V. 509 fg.
— Graf von Portugal, V. 82. 92.
— der Stolze, Herzog von Sachsen und Baiern, IV. 385 fg.
— der Löwe, Herz. v. Sachs. und Baiern, IV. 392. 419. 433. 436 fg.; 439 fg.; 464 fg.
— Jasomirgott, Herzog von Baiern, IV. 392; von Oesterreich, 419.

Heinrich der Erlauchte, Markgraf von Meißen, V. 10.
— der Fromme, Herzog von Niederschlesien, V. 106.
— der Seefahrer, Infant von Portugal, V. 512.
Heloise, IV. 408 fg.
Heptarchie, IV. 86; vereinigt, 307.
Heraklius, Byz. Kaiser, IV. 95 fg.
Hermann von Luxemburg, Deutscher Gegenkönig, IV. 305. 371.
— von Salza, Großmeister des Deutschen Ordens, IV. 516; V. 97.
Hermannfried, Kön. von Thüringen, IV. 27.
Herzoge, bei den alten Deutschen, IV. 34; in der Karolingischen Zeit, 161. 208; in der Sächsischen, 248; in der Salischen, 257. 260.
Herzogthümer, Deutsche, IV. 220; Auflösung der alten, V. 6 fg.
Hessen, V. 10.
Hierarchie, s. Papstthum.
Hieronymus v. Prag, V. 453. 454. 458.
Hildebrand, s. Gregor VII.
Hittin, Schlacht bei, IV. 447.
Hohenstaufen, im Kampfe gegen Kaiser Lothar und die Welfen, IV. 385; regieren das Römisch-Deutsche Reich, 390 fg.; ihr Untergang, 546 fg.
Hohenzollern, V. 8; erwerben Brandenburg, 466.
Honorius II., Papst, IV. 385.
— III., Papst, IV. 491. 508 fg.
Horebiten, V. 461.
Hroswitha, IV. 250.
Hugo Capet, IV. 203.
Hulaku, V. 107.
Hunyad, Johann v., V. 518 fg.
Huß, Johann, V. 452 fg.
Hußitenkrieg, V. 458 fg.

J
Jacob I., König von Aragonien, V. 86. 92.
— Erlandson, V. 103.
Jacobäa, Erbin von Hennegau u. s. w., V. 392.
Jacquerie, V. 230.
Jagello, Großherzog von Lithauen und König von Polen, V. 528.
Janitscharen, V. 514.
Iconium, IV. 182. 450.
Jerusalem, kommt an die Araber, IV. 112; an die Seldschucken, 353; von d. Kreuzfahrern eingenommen, 369; Königreich, 371. 394 fg.; 447; von Saladin genommen, 448; an Friedrich II. abgetreten, 516; von den Chowaresmiern erob., 535.
Innocenz II., Papst, IV. 386 fg.
— III., Papst, IV. 462 fg.; 469 fg.; 474 fg.; 479. 488. 490. 502 fg.; V. 17. 83.
— IV., Papst, IV. 533 fg.; 539 fg.; 543 fg.; 546 fg.; V. 11. 15. 74. 94.
— VI., Papst, V. 322.
Inquisition, V. 18.
Interdict, IV. 503.
Interregnum in Deutschland, IV. 556 fg.
Investiturstreit, IV. 290. 377. 380.

Jobst (Jodocus), Markgr. von Mähren, V. 421. 444. 465.
Jöns Bengtson, V. 535.
Johann VIII., Papst, IV. 208. 279.
— XII., Papst, IV. 233.
— XXII., Papst, V. 205. 282. 288 fg.
— XXIII., Papst, V. 442 fg.; 444 fg.; 454.
— I., Tzimisces, Byzantin. Kaiser, IV. 187.
— II., Comnenus, Byzantin. Kaiser, IV. 478.
— V., Byz. Kaiser, V. 328.
— Kantakuzenus, Byz. Kaiser, V. 328. 514.
— VI., Byz. Kaiser, V. 468. 516.
— Vatatzes, Kaiser von Nicäa, V. 109.
— König von Frankreich, V. 221 fg.; 232 fg.
— ohne Land, Kön. von England, IV. 459 fg.; 501 fg.
— König von Böhmen, V. 197. 216 Anm.; 277 fg.; 289 fg.
— I., Kön. von Castilien, V. 270.
— II., Kön. von Castilien, V. 505 fg.
— II., Kön. v. Aragonien, V. 510.
— I., der Unächte, Kön. von Portugal, V. 272. 512.
— von Brienne, Titularkönig von Jerusalem, IV. 511; Kaiser von Constantinopel, V. 110.
— der Unerschrockne, Herzog v. Burgund, V. 384 fg.; 390.
— Albrechts I. Neffe und Mörder, V. 187 fg.
Johannes Duns Scotus, V. 47.
Johann von Procida, IV. 553.
— von Ravenna, V. 539.
Johannes Scotus Erigena, IV. 214.
Johanna I., Königin von Neapel, V. 297. 333.
— II., Königin v. Neapel, V. 493 fg.
— d'Arc, V. 395 fg.
Johanniter, IV. 395.
Irene, Kaiserin, IV. 127 — 130.
Irland, IV. 137; von Heinrich II. erobert, 500.
Irmensäule, IV. 150.
Irnerius, V. 51.
Isaac Angelus, Byz. Kaiser, IV. 448. 478 fg.
Isabella, Königin v. Castilien, V. 510 fg.
Islam, IV. 104.
Island, bevölkert, IV. 339; Cultur, V. 99 fg.
Italien, IV. 1. 8 fg.; 65 — 85. 143. 150. 199. 212 fg.; 230 fg.; 237 fg.; 240 fg.; 245 fg.; 256 fg.; 261 fg.; 301 fg.; 386 fg.; 393. 414 fg.; 470 fg.; 511 fg.; 518 fg.; V. 198 fg.; 285 fg.; 290 fg.; 313 fg.; 350 fg.; 488 — 504.
Juden, IV. 216. 360. 401. 454. 460; V. 80.
Jury, IV. 314.
Justin I., Byz. Kaiser, IV. 15. 56.
— II., Byz. Kaiser, IV. 92.
Justinian I., Byz. Kaiser, IV. 55 fg.
— II., Byz. Kaiser, IV. 120.
Justitia in Aragonien, V. 506.

Kaiserthum, westliches, wiederhergestellt, IV. 157.
Kalka, Schl. an der, V. 106.
Kanut, König von Dänemark und England, IV. 320.
Kaptschack, V. 107.
Karmathier, IV. 179.
Karl Martell, IV. 133 fg.
— der Große, IV. 148—174; als Held der Rittergedichte, V. 36.
— der Kahle, IV. 195 fg.; 200. 208.
— der Dicke, IV. 208 fg.
— IV., Kaiser, V. 299. 325. 337 fg.; 357. 370.
— der Einfältige, König von Frankreich, IV. 202.
— IV., Kön. v. Frankreich, V. 140.
— V., Kön. v. Frankreich, V. 223 fg.; 226 fg.; 235 fg.
— VI., Kön. v. Frankreich, V. 381 fg.; 391 fg.
— VII., Kön. v. Frankreich, V. 389 fg.; 397 fg.; 414 fg.
— I. (von Anjou), König v. Neapel, IV. 548 fg.; 552 fg.
— Robert, König von Ungern, V. 185.
— der Kleine, König v. Neapel und Ungern, V. 333.
— Knudson, König v. Schweden, V. 534.
— der Böse, König von Navarra, V. 221 fg.; 228 fg.; 234. 241.
— Herz. von Viana, V. 510.
Karolinger, IV. 146. 200. 207.
Karthäuser, V. 20.
Kasimir der Große, König v. Polen, V. 293 Anm.
Katharer, IV. 487.
Ketzer, IV. 485; V. 17 fg.
Khaled, IV. 111.
Kinderpocken, IV. 59.
Kirche, IV. 46 fg.
Kirchenbann, IV. 219.
Kirchenstaat, IV. 471; V. 322.
Kirchenversammlungen, zu Basel, V. 462. 467 fg.; Constantinopel, IV. 126; Ferrara, V. 468; Kostnitz, 446 fg.; Lyon, IV. 534 fg.; Pisa, V. 441 fg.; Vienne, 132 fg.
Klöster, IV. 49; V. 21.
Konrad I., König v. Deutschland, IV. 220 fg.
— II., Kaiser, IV. 252 fg.
— III., Kön. v. Deutschl., IV. 385 fg.; 390 fg.; 402 fg.
— IV., Römischer König, IV. 540. 544. 547 fg.
— Römischer König, Heinrichs IV. Sohn, IV. 372.
— von Marburg, V. 18.
Konradino, IV. 548 fg.
Koran, IV. 105.
Koreïschiten, IV. 100.
Kossovo, Schl. bei, V. 515.
Koster, Lorenz Janssen, V. 546.
Kostnitzer Friede, IV. 442.
Krone, eiserne, IV. 84.
Kreuzerhöhungsfest, IV. 98.
Kreuzzug, der erste, IV. 357 fg.; Konrads II. und Ludwigs VII., 402 fg.; Friedrichs I., 448 fg.; Philipp Augusts u. Richards Löwenherz, 453 fg.; gegen Constantinopel, 478 fg.; von Kindern, 485; Andreas II., 485; Friedrichs II., 513 fg.; Ludwigs des Heiligen erster, V. 55 fg.; zweiter, 65.

Kreuzzüge, allgemeine Würdigung u. Folgen, V. 69 fg.
Kurfürsten, IV. 558; V. 345.
Kurverein, erster, zu Rense, V. 294.

Ladislaus, König von Neapel, V. 440 fg.
— Posthumus, V. 517.
Lambert von Aschaffenburg, IV. 383.
Lamego, Cortes von, V. 93.
Lancaster, Thomas, Graf von, V. 155 fg.
— Johann, Herzog von, V. 270. 273.
Landenberg, Beringer von, V. 190.
Landeshoheit, V. 8.
Lanfrancus, V. 45.
Langton, Stephan, IV. 502 fg.
Langue d'oc, V. 35 Anm.
Lanze, heilige, IV. 367.
Lateinisches Kaiserthum, IV. 483 fg.; V. 108 fg.
Laupen, Schlacht bei, V. 310.
Lausitz, an Böhmen, V. 348.
Layen, IV. 47.
Legaten, V. 13 fg.
Legnano, Schl. bei, IV. 437.
Lehen, Constitution Kais. Konrads darüber, IV. 256.
Lehnsverfassung, Ursprung, IV. 37 fg.; Wachsthum, IV. 161; in ihrer Vollendung, V. 3; in England, IV. 330.
Leinenpapier, V. 548.
Leicester, Simon Graf von, V. 76.
Leipzig, Universität zu, V. 453.
Leo III., Papst, IV. 156.
— IX., Papst, IV. 260. 263. 281.
— der Isaurier, Byzantinischer Kaiser, IV. 123 fg.
Leon, IV. 346; mit Castilien auf immer vereinigt, V. 85.
Leopold der Glorreiche, Herz. v. Oesterr., V. 277 fg.; 301.
— der Fromme, Herzog von Oesterreich, V. 425 fg.
Leovigild, König der Westgothen, IV. 85.
Leudes, IV. 38.
Lewes, Schlacht bei, V. 78.
Liebeshöfe, V. 38 Anm.
Liebesmahle, IV. 53.
Liefland, V. 94.
Lissabon erobert, V. 93.
Litthauen bekehrt u. mit Polen vereinigt, V. 528.
Litteratur, alte, V. 537 fg.
Lombardei, IV. 81.
Lombardischer Städtebund, IV. 429. 432. 439. 512. 520. 526 fg.
Longobarden, IV. 80 — 85. 143 fg.; 150 fg.
Lothar I., Kaiser, IV. 193.
— II., Kaiser, IV. 383 fg.
— II., Kön. v. Lothringen, IV. 199. 277 fg.
Lothringen, IV. 199. 224. 237; V. 7.
Lucern zu den Eidgenossen, V. 303.
Ludwig d. Fromme, IV. 193 fg.
— der Deutsche, IV. 193 fg.; 207 fg.
— von Baiern, Kaiser, V. 278 — 300.

Ludwig, VI., König von Frankreich, IV. 406.
— VII., König von Frankreich, IV. 400. 404. 407.
— VIII., König von Frankreich, V. 54.
— IX., König von Frankreich, IV. 530.; V. 53—68.
— X., Kön. v. Frankreich, V. 139.
— Dauphin (Ludwig XI.), V. 419. 487.
— der Große, Kön. von Ungern und Polen, V. 298. 317. 527.
— I., von Anjou, Kronprätendent von Neapel, V. 334.
— II., v. Anjou, Kronprätendent von Neapel, V. 440 fg.
— III., von Anjou, Kronprätendent von Neapel, V. 495.
— der Aeltere, Kurfürst von Brandenburg, V. 281. 240.
— der Römer, Kurfürst von Brandenburg, V. 347.
— Herzog von Orleans, V. 382 fg.
Lübeck, Hauptort des Hanseatischen Bundes, V. 481.
Luitprand, König der Longobarden, IV. 143.
Luna, Alvaro de, V. 507 fg.
Lyon, wird Frankreich einverleibt, V. 136.

Macedonisches Kaiserhaus, IV. 187.
Märzfelder, IV. 132.
Magdeburg, Erzbisthum, IV. 235.
Magna charta, IV. 505.
Mahlerei, V. 542.
Mailand, trotzt dem Kaiser Konrad II., IV. 256; den Hohenstaufischen Kaisern, 420. 423. 512; von Friedrich I. zerstört, 427; zur Zeit Heinrichs VII., V. 199; unter der Herrschaft der Visconti, 323 fg.; wird ein Herzogthum, 433; an Fr. Sforza, 503.
Mainz, Reichstag Friedrichs II. daselbst, IV. 523.
Major Domus, IV. 39. 131.
Malek Schah, IV. 182.
Mamelucken, V. 59.
Manichäer, IV. 61 Anm.
Manfred, Kön. von Sicilien, IV. 547 fg.
Manuel Comnenus, Byz. Kaiser, IV. 478.
— II., Byz. Kaiser, V. 515.
Marcel, Stephan, V. 227 fg.
Marco Polo, V. 70.
Margaretha, Königin der drei Nord. Reiche, V. 532.
— von Anjou, Gemahlin Heinrichs VI., V. 416.
— Landgräfin von Thüringen, IV. 551.
— Maultasche, V. 295. 347 Anm.
Marianenritter, s. Deutsche Ritter.
Marocco erbaut, V. 81.
Martin V., Papst, V. 450. 466.
— Kön. von Aragonien, V. 277.
Masaccio, V. 542.
Mathäus Paris, V. 16.
Mathilde, Kaiserin und Königin von England, IV. 378. 496.

Mathilde, Markgräfin v. Toscana, IV. 296 fg.; 372. 379.
Mathildische Güter, IV. 379. 387. 436.
Mauritius, Byz. Kais., IV. 93.
Maupertuis, s. Poitiers.
Medici, Cosmo, V. 492 fg.; 492. 541.
— Johann, V. 492.
Medina, Mohammeds Flucht dahin, IV. 103.
Meißen, Markgrafschaft, IV. 225; V. 10.
Mekka, IV. 100.
Mereniden, V. 91.
Merovinger, IV. 17; abgesetzt, 146.
Merseburg, Schlacht bei, gegen die Ungern, IV. 226; zwischen Heinrich IV. und Rudolf, 304.
Messe, IV. 52.
Michael I., Byz. Kaiser, IV. 183.
— Paläologus, Byz. Kaiser, V. 110.
Ministerialen, IV. 39.
Minnelieder, V. 40.
Minoriten, IV. 492.
Minstrels, V. 38.
Missi dominici, IV. 161.
Mittelalter, allgemeine Würdigung, IV. 6.
Moawijah, Chalif, IV. 113.
Mönchsorden, IV. 48 fg.; 490; V. 19.
Mohammed der Prophet, IV. 98 — 104.
— I., Türk. Sultan, V. 516.
— II., Türkischer Sultan, V. 521 fg.
Molai, Jacob, V. 135.
Mongolen, V. 104 fg.; 515.
Monte Cassino, IV. 48.
Morabethen, V. 81.
Morgarten, Schl. bei, V. 302.
Mortimer, Roger, V. 161 fg.
Moslemen, IV. 104.
Motassem, Chalif, IV. 179.
Muahedin, V. 83.
Mühldorf, Schl. bei, V. 280.
Münster in Strasburg, V. 477.
Murad I., Sultan, V. 514.
— II., Sultan, V. 517.
Münzverfälschungen, V. 88. 135.
Musik, V. 543.
Mystik, V. 48.

Näfels, Schl. bei, V. 429.
Narrenfest, V. 32.
Narses, IV. 68. 75 fg.
Navarra, IV. 346.
Neapel, Universität daselbst, IV. 511.
Neapolitanisches Königreich, IV. 556; V. 297 fg.; 317. 333. 440 fg.; 493 fg.
Nepomuck, Johann von, V. 420. 421 Anm.
Neustrien, IV. 26.
Nibelungen, V. 40.
Nicäa, eingenommen, IV. 363; Kaiserthum, 484.
Nicephorus I., Byzantin. Kaiser, IV. 182.
— II., Phocas, Byzantin. Kaiser, IV. 187.
Nicolaus I., Papst, IV. 273 Anm.; 275 fg.
— II., Papst, IV. 264.
— V., Papst, V. 472.

Nicopolis, Schl. bei, V. 515.
Nika-Aufruhr, IV. 60.
Nogaret, Wilhelm von, V. 128 fg.
Nordsächsische Mark, IV. 225.
Normandie, IV. 202; mit Frankreich vereinigt, 462.
Normannen, IV. 202. 208. 211. 261 fg.; 335 fg.;
Norwegen, IV. 338; V. 532 fg.
Nürnberg, Burggrafthum, V. 8.

Odin, IV. 336.
Odoacer, IV. 9 fg.
Oelmahlerei, V. 542.
Oesterreich, IV. 419; V. 9. 171.
Omar, Chalif, IV. 111.
Omijaden, IV. 103. 114. 116.
Orchan, Sultan, V. 514.
Ordale, s. Gottesurtheile.
Oriflamme, IV. 456 Anm.
Ordonnanz-Compagnien, V. 417.
Orleans, belagert, V. 393; gerettet, 402; das Mädchen von, s. Johanna d'Arc.
Osman, V. 514.
Osmanen, s. Türken.
Ostern, IV. 51.
Ostgothen, IV. 9 fg.; 36. 65 — 78.
Otfried, IV. 216.
Othman, Chalif, IV. 111.
Otto I., Kaiser, IV. 227 fg.
— II., Kaiser, IV. 236 fg.
— III., Kaiser, IV. 239 fg.
— IV., Kaiser, IV. 463. 474 fg.
— der Finne, Kurfürst von Brandenburg, V. 348.
Otto v. Nordheim, IV. 266 fg.
— von Wittelsbach, erster Herzog v. Baiern, IV. 442.
— von Wittelsbach, Pfalzgraf, IV. 475.
— von Freisingen, IV. 452.
Ottokar, König von Böhmen, V. 9. 168 fg.
Ourique, Schl. bei, V. 93.
Oviedo, IV. 346.

Pacheco, V. 508 fg.
Pallium, IV. 87.
Papstthum, Anfänge, IV. 87 fg.; steigende Macht, 273 fg.; 284 fg.; nach Gregor VII., V. 11 fg.
Päpstin Johanna, IV. 279.
Paris, Universität, V. 52.
Paschalis II., Papst, IV. 372. 375 fg.; 495.
Patriarchen, IV. 88.
Patricius von Rom, IV. 148.
Paulicianer, IV. 487.
Pelayo, IV. 346.
Percy, Heinrich, V. 378.
Persisches Reich, IV. 62. 113.
Peter der Grausame, König von Castilien, V. 264.
— II., König von Aragonien, V. 85.
— III., König von Aragonien, IV. 553; V. 273.
— IV., König von Aragonien, V. 276.
— Kön. v. Portugal, V. 271.
— von Ailly, V. 446. 450. 456.
— von Amiens, IV. 353.
— Waldus, IV. 487.
— von Vinea, IV. 544.

Petrus Lombardus, V. 52.
Petrarca, V. 367 fg.; 538 fg.
Pfalzgrafen, IV. 249.
Pfingsten, IV. 51.
Pfründenwucher, V. 16. 73.
Philipp, König von Deutschland, IV. 473 fg.
— I., Kön. v. Frankreich, IV. 205. 287. 334.
— II., August, Kön. v. Frankr., IV. 453 fg.; 459 fg.; 472.
— III., König von Frankreich, V. 116.
— IV., König von Frankreich, V. 118—139. 183.
— V., Kön. v. Frankreich, V. 140.
— VI., Kön. v. Frankreich, V. 207 fg.
— der Kühne, Herz. v. Burgund, V. 234. 381.
— der Gute, Herz. v. Burgund, V. 391 fg.; 414.
Phokas, IV. 93 fg.
Photius, IV. 273 Anm.
Piast, IV. 340.
Piccinino, V. 490.
Pipin von Herstall, IV. 132 fg.
— der Kleine, IV. 145 fg.
Pisa, IV. 394. 456. 467. 531; V. 204. 275; kommt an Florenz, 439.
Pisani, Victor, V. 329.
Pisano, Nicolo, V. 541.
Plantagenet, IV. 407.
Poitiers, Schl. bei, V. 224.
Polen, IV. 341; V. 96. 184. 527 fg.
Pommern, wird Deutsches Reichsland, IV. 440.
Portugal, V. 92 fg.; 270 fg.; 512.
Prämonstratenser, V. 21.
Prag, Universität zu, V. 349. 452 fg.
Praguerie, V. 415 Anm.
Preciſten, V. 16.
Predigermönche, IV. 492 fg.
Preußen, V. 96 fg.; 526 fg.
Procope, die beiden, Anführer der Hußiten, V. 461 fg.
Procopius, Geschichtschreiber, IV. 63.
Provenzalen, V. 35.

Rabanus Maurus, IV. 215.
Raimund IV., Graf von Toulouse, IV. 356 fg.
— VI., Graf v. Toulouse, IV. 488.
— VII., Graf v. Toulouse, IV. 489; V. 54.
Rainulf, Graf von Aversa, IV. 262.
Ravenna, eingen., IV. 11. 70.
Reccared, König der Westgothen, IV. 85.
Regner Lodbrok, IV. 336.
Reliquien, IV. 54.
Renatus v. Anjou, Kronprätendent v. Neapel, V. 496.
Rheinischer Bund, IV. 557.
Richard I., Löwenherz, König von England, IV. 456 fg.; 460. 501.
— II., König v. England, V. 372 fg.
— von Cornwallis, Römischer König, IV. 557 fg.
Riga erbaut, V. 95.
Ripuarische Franken, IV. 19.
Ritterbürtige, V. 25.

Rittergedichte, V. 36.
Ritterorden, geistliche, IV. 395.
Ritterwesen, V. 22 fg.
Robert, König von Frankreich, IV. 205.
— Latein. Kaiser von Constantinopel, V. 109.
— König von Neapel, V. 199 fg.; 285. 297. 369.
— I. (Rollo), Herzog der Normandie, IV. 202.
— II., Herzog der Normandie, IV. 358. 494.
— Guiscard, IV. 263 fg.; 306.
Roderich, König der Westgothen, IV. 115.
Roger, Großgraf von Sicilien, IV. 264.
— II., erster König von Sicilien, IV. 386; V. 50.
Roland, IV. 153.
Rollo, s. Robert.
Römisches Recht, V. 50.
Rom, eingenommen, IV. 67. 73. 74. 75. 306; Unruhen dort, 156. 234. 237. 241. 242. 377. 387. 393. 417. 520; V. 201. 286. 358.
Romanische Sprachen, IV. 45.
Romanus III., Diogenes, Byz. Kaiser, IV. 188 fg.
Roncalischer Reichstag Friedrichs I., IV. 424.
Roncesvalles, Niederlage bei, IV. 153.
Rosamunde, IV. 80.
Rotharis, Kön. der Longobarden, IV. 85.
Rudolf von Habsburg, V. 165 fg.
— von Schwaben, IV. 266; Gegenkönig, 302 fg.
— erster König des Transjuranischen Burgund, IV. 202.
Rudolf III., Kön. von Burgund, IV. 254.
Rütli, Bund daselbst, V. 192.
Ruprecht von der Pfalz, Kön. von Deutschland, V. 433.
Rurik, IV. 340.
Russen, IV. 186.
Rußland, IV. 339; V. 106. 526 fg.

Sachsen, IV. 150 fg.; 159; das Herzogthum, 221 Anm.; dessen Auflösung, 440.
Saladin, IV. 446. 459.
Salado, Schl. am, V. 262.
Salerno, IV. 264; V. 50.
St. Jakob an der Birs, Schl. bei, V. 487.
Sancho IV., Kön. von Castilien, V. 92. 256 fg.
Saracenen, IV. 118.
Saragossa, von den Christen erobert, V. 81.
Sardinien, IV. 430 Anm.; 528; V. 275.
Saxo Grammaticus, V. 100.
Scala, Can della, V. 202. 288.
— Mastino della, V. 290. 313 fg.
Schießpulver, V. 545.
Schilten, IV. 114.
Schisma der Griechischen und Lateinischen Kirche, IV. 273 Anm.; großes, des Abendlandes, V. 333. 432.
Schlesien, an Böhmen, V. 290. 348.
Schleswig, Markgrafschaft, IV. 225.

Schöffer, Peter, V. 547.
Schöffen, IV. 34.
Scholastik, V. 43 fg.
Schottland, V. 143 fg.; 208 fg. 219.
Schwaben, Auflösung des Herzogthums, V. 8.
Schwarz, Berchtold, V. 545.
Schweden, IV. 338. 531 fg.
Schweiz, V. 189 fg.; 301 fg.; 425 fg.; 483 fg.
Schweppermann, Seifried, V. 280.
Schwertritter, V. 95 fg.
Seidenbau nach Europa, IV. 58.
Seiden-Manufacturen im Abendlande, V. 70.
Seldschucken, IV. 181. 189. 363.
Sempach, Schl. bei, V. 427.
Send, IV. 218.
Sendgrafen, s. Missi.
Sevilla, von den Christen erobert, V. 87.
Sforza, Condottiere, V. 494. 497.
— Franz, Sohn des Vorigen, V. 490 fg.; 498 fg.; Herzog von Mailand, 503 fg.
Sicilien, IV. 264. 386. 465 fg.; 471. 510 fg.; 519. 553 fg.; V. 216.
Sicilische Vesper, IV. 554.
Siegmund, Kaiser, V. 335. 421. 443. 444 fg.; 455 fg.; 459 fg.; 463 fg.; 515.
Silbergruben bei Goslar, IV. 235.
Silfeld, Schl. im, V. 485.
Simonie, IV. 280.
Simplicius, IV. 78.
Skalden, IV. 336; V. 100.
Skanderbeg, V. 520.
Skioldunger, IV. 336.
Slaven, IV. 155. 208. 339.
Snorro Sturleson, V. 100.
Soissons, Schl. bei, IV. 18.
Soltwedel, die Mark, IV. 389.
Sophienkirche, IV. 57.
Sorbenwenden, IV. 221 Anm.
Sorbonne, V. 64.
Spanien, IV. 85 fg.; 115. 117. 344 fg.; V. 80 fg.; 256—277. 505 fg.
Spahis, V. 514.
Spenser, Hugo, V. 156 fg.
Sprachen der alten Deutschen, IV. 42.
Städte, Deutsche, IV. 225. 382; V. 6. 347. 422. 473 fg.; Französische, IV. 406; V. 126; Englische, V. 79 Anm.; Castilische, 89; Aragonische, 92.
Staufacher, Werner, V. 191.
Stephan II., Papst, IV. 146. 149.
— König v. Engl., IV. 496.
— der heilige, König von Ungern, IV. 343.
Stüssi, Rudolf, V. 485 fg.
Sture, Sten, V. 536.
Sueven, IV. 85.
Suger, IV. 406.
Suna, IV. 106.
Suniten, IV. 114.
Sven, König von Dänemark u. Engl., IV. 319 fg.; 337.
— Estritson, König von Dänemark, IV. 338.
Syagrius, IV. 17.
Sylvester II., Papst, IV. 242. 250.
Symmachus, IV. 16.

Taboriten, V. 459 fg.
Taginas, Schl. bei, IV. 75.
Tagliacozzo, Schl. bei, IV. 550.
Talbot, V. 393. 418.
Tamerlan, ſ. Timur.
Tanger erobert, V. 513.
Tancred, der Kreuzfahrer, IV. 358 fg.
— König von Sicilien, IV. 565 fg.
Tannenberg, Schl. bei, V. 529.
Tataren, ſ. Mongolen.
Taulerus, V. 48.
Tejas, IV. 75 fg.
Tell, Wilhelm, V. 193.
Tempelherrenorden, IV. 396; aufgehoben, V. 132 fg.
Temudſchin, ſ. Dſchingiſchan.
Teſtri, Schlacht bei, IV. 132.
Thaſſilo, Baiernherz., IV. 155.
Theodat, IV. 65 fg.
Theoderich, König der Oſtgothen, IV. 9—17.
— I., Kön. v. Auſtraſien, IV. 26.
Theodor Laskaris, Kaiſer von Nicäa, IV. 484.
Theodora, Gemahlin Juſtinians I., IV. 56.
— Gemahlin des Theophilus, IV. 186.
Theophania, Otto's II. Gemahlin, IV. 236.
Theophilus, Byzantin. Kaiſer, IV. 186.
Thomas von Aquino, V. 46.
Thorner Friede, V. 530.
Thüringer, IV. 26 fg.
Thüringen, die Landgrafſchaft, kommt an Meißen, V. 10.
Tiberius, Byz. Kaiſer, IV. 92.
Timur, V. 515.
Togrul-Beg, IV. 181.
Tokenburger Krieg, V. 484 fg.
Toledo, von den Chriſten erobert, V. 81.
Toloſa, Schl. bei, V. 83.
Torre, della, V. 200.
Totilas, IV. 72 fg.
Toulouſe, fällt an die Franzöſiſche Krone, V. 116.
Trapezuntiſches Kaiſerthum, IV. 484.
Tribonianus, IV. 57.
Troubadours, V. 36.
Türken, IV. 92.
— Osmaniſche, V. 513 fg.
Tunis, Kreuzzug dahin, V. 65 fg.
Turniere, V. 28 fg.
Turpin, V. 37.
Tusculum, zerſtört, IV. 466.
Tyrol an Oeſterreich, V. 347 Anm.

Ulphilas, deſſen Bibelüberſetzung, IV. 42.
Ungern, IV. 211. 221. 224. 226. 232. 258. 342 fg.; V. 106. 185. 515 fg.
Univerſitäten, erſte, V. 49 fg.
Unterhaus, Engliſches, V. 78.
Urban II., Papſt, IV. 354 fg.; 372.
— IV., Papſt, IV. 548.
— V., Papſt, V. 324.
— VI., Papſt, V. 333. 432.
Utraquiſten, V. 458.

Valencia, von den Chriſten erobert, V. 86.

Va-

Valentina, Herzogin von Orleans, V. 384.
Vandalenreich zerstört, IV. 62 fg.
Varna, Schlacht bei, V. 519.
Vasallen, IV. 38.
Vassen, IV. 38.
Vehmgerichte, V. 481 fg.
Venedig, IV. 394. 456. 479 fg.; V. 315 fg.; 319 fg.; 327 fg.; 336. 434 fg.; 489 fg.; 491. 500 fg.
Verdun, Vertrag von, IV. 199.
Victor II., Papst, IV. 261. 282.
Vitalienbrüder, V. 533.
Vitiges, IV. 66 fg.
Visconti, Azzo, V. 315 fg.
— Bernabo, V. 323 fg.
— Galeazzo, V. 322 fg.
— Johann, V. 317 fg.
— Johann Galeazzo, V. 337; wird Herzog, 434.
— Lucchino, V. 316.
— Matteo, V. 200. 282 Anm.
— Philipp Maria, V. 488 fg.
Vivonne, Schl. bei, IV. 22.

Waräger oder Wäringer, IV. 340.
Wahlstadt, Schl. bei, V. 106.
Waisen, V. 461.
Waldemar I., Kön. von Dänemark, V. 101.
— II., Kön. v. Dänemark, V. 95. 101 fg.
— III., Kön. v. Dänemark, V. 530 fg.
— Markgraf von Brandenburg, V. 281 Anm.
— der Falsche, V. 339 Anm.
Waldenser, IV. 487.
Waldstädte, Schweizerische, V. 191.
Wales, von Eduard I. unterworfen, V. 142.
Wallace, William, V. 147 fg.
Wallfahrten, IV. 54.
Walther von Brienne, Herzog von Athen, V. 316.
— Habenichts, IV. 359.
Wappen, V. 31.
Wehrgeld, IV. 41.
Weihnachten, IV. 50.
Weinsbergerinnen, IV. 392.
Welf IV., Herz. v. Baiern, IV. 269.
— V., Herz. von Baiern, IV. 372. 379. 385.
Welfelsholz, Schlacht bei dem, IV. 379.
Welfen, IV. 391. 552.
Wenceslaus, König v. Böhmen und Deutschland, V. 420 fg.; 433. 458 fg.
— IV., Kön. v. Böhmen, V. 184.
Westgothen, IV. 21. 37. 85 fg.; 115.
Wikleff, Johann, V. 379.
Wiener Concordaten, V. 472.
Wilhelm von Holland, Deutscher Gegenkönig, IV. 543 fg.; 557.
— der Eroberer, IV. 324; König von England, 329 fg.
— II., Kön. v. England, IV. 493 fg.
— I., Kön. v. Sicilien, IV. 421.
— II., Kön. v. Sicilien, IV. 438.
— von Hauteville, erster Graf von Apulien, IV. 263.

Willibrod, IV. 137.
Wilzen, IV. 155.
Wippo, IV. 254
Wittichind, Geschichtschreiber, IV. 231.
Wittekind, Anführer d. Sachsen, IV. 152.
Wittenagemot, IV. 315.
Wittenberg, Mittelpunkt des neuen Herzogthums Sachsen, IV. 440.
Wladimir d. Große, IV. 340.
Wladislaus Lokietek, König von Polen, V. 184.
— III., König von Polen u. Ungern, V. 517 fg.;
Wormser Concordat, IV. 380.

Xerez de la Frontera, Schl. bei, IV. 115.

Yermuck, Schl. bei, IV. 111.
Ynglinger, IV. 338.

Zacharias, Papst, IV. 143.
Zehnten, IV. 162.
Zeno, Byz. Kaiser, IV. 9.
Ziska, V. 458 fg.
Zug, zu den Eidgenossen, V. 307.
Zülpich, Schlacht bei, IV. 19.
Zünfte, V. 474 fg.
Zürch, zu den Eidgenossen, V. 304; im Bunde mit Oesterreich, 485 fg.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn.

An=

Anzeige von Büchern,
welche in demselben Verlage erschienen sind.

Von Fried. Ancillon.

Ueber den Geist der Staatsverfassuugen und ihren Einfluß auf die Gesetzgebung. (Erster Band.) gr. 8. 1825. geh. . . . . 1 Rthlr. 20 Sgr.

Ueber Glauben und Wissen in der Philosophie; ein Versuch. gr. 8. 1824. geh. . . . . 20 Sgr.

Nouveaux Essais de politique et de philosophie. 2 Vol. gr. 8. 1824. . . . . 5 Rthlr.

Heinsius (Theodor) Teut,

oder theoretisch-praktisches Lehrbuch der gesammten Deutschen Sprachwissenschaft. 5 Bände. Dritte verbesserte Auflage (seit 1824 vollendet.) 8. . . . . 5 Rthlr.

Die Theile auch einzeln, unter folgenden Titeln:

1. Sprachlehre der Deutschen. . . 1 Rthlr. 5 Sgr.
2. Vorschule der Sprach- und Redekunst, oder Anleitung zum richtigen Sprechen, Schreiben und Verstehen der Deutschen Sprache. . . . . 1 Rthlr. 15 Sgr.
3. Der Redner und Dichter, oder Anleitung zur Rede- und Dichtkunst. . . . . 22½ Sgr.
4. Geschichte der Sprach-, Dicht- und Redekunst der Deutschen . . . . . 1 Rthlr. 15 Sgr.
5. Stoff zu Ausarbeitungen und Reden, in einer Menge wissenschaftlich geordneter Aufgaben, Abhandlungen ꝛc. 20 Sgr.

Schriften von Washingt. Irving,
in Deutscher Uebersetzung von S. H. Spiker.

Bracebridge-Hall, oder die Charaktere. 2 Bände. gr. 12. 1823. geh. . . . . 3 Rthlr.

Jonathan Oldstyle's Briefe. 8. 1824. geh. 15 Sgr.

Erzählungen eines Reisenden. 2 Bände. gr. 12. 1825. geh. . . . . 3 Rthlr.

Skizzenbuch von Gottfr. Crayon. 2 Bände. gr. 12. 1825. geh. . . . . 3 Rthlr.

Ferner:

Aeschyli Persae. Ad fidem librorum manuscriptorum et editionum antiquarum emendarunt, integram lectionis varietatem textui subiecerunt, et commentario critico atque exegetico instruxerunt E. R. Langeus et G. Pinzgerus. 8 maj. 1825. 1 Rthlr. 10 Sgr., fein Pap. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Aeschyli Persae. Ex Recensione E. R. Langei et G. Pinzgeri. Subjecta est varietatis Schuetzianae notatio. 8 maj. 1825. . . . . $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Braniß (C. J.) über Schleiermachers Glaubenslehre; ein kritischer Versuch. gr. 8. 1824. geh. . . . . 25 Sgr.

Büsching (J. G.) das Schloß der Deutschen Ritter zu Marienburg. gr. 4. Mit 7 Kupfern in Aquatinta, in Fol. 1823. . . . . 4 Rthlr.

Felicitas. Ein Roman, von der Verfasserin der Erna ꝛc. gr. 12. 1825. geh. . . . . 1 Rthlr. 15 Sgr.

Lüdemann (W. von) Züge durch die Hochgebirge und Thäler der Pyrenäen. Mit 2 Charten. 8. 1825. geh. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Mollien's (G.) Reise nach Columbia, in den Jahren 1822 und 1823. In drei Abtheilungen: I. Reise durch Columbia. II. Geschichte u. Verfassung der Republik Columbia. III. Geographisch-statische Schilderung des Landes. Aus dem Franz. übersetzt von Fr. Schoell. gr. 8. 1825. 1 Rthlr. 20 Sgr.

Müller, kurzgefaßtes Neugriechisches Wörterbuch, Griechisch-Deutsch und Deutsch-Griechisch. Nebst einer Uebersicht der nothwendigsten grammatischen Regeln. 8. 1825. cart. $17\frac{1}{2}$ Sgr.

Napoleon's Feldzug in Rußland im Jahre 1812. Aus dem Franz. der Histoire de l'expédition de Russie par M*** (von Chambray) übersetzt und mit neuen Planen, Charten und Erläuterungen versehen von L. Blesson. 2 Bde. gr. 8. und 1 Heft Kupfer u. Tabellen. 1824. 4 Rthlr. 15 Sgr.

Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen. Jahrgang 1825, bestehend aus 6 Heften. gr. 4. Mit Kupfern. . . . . 3 Rthlr.

Triest (Ober-Bau-Director) Handbuch zur Berechnung der Baukosten für sämmtliche Gegenstände der Stadt u. Landbaukunst. Zum Gebrauch der einzelnen Gewerke und der technischen Beamten in 18 einzelnen Abtheilungen. gr. 4.

Erschienen sind bereits:

Abtheil. I. Die Arbeiten des Maurers. 1824. . . $1\frac{2}{3}$ Rthlr.
" II. Die Arbeiten des Zimmermanns. 1825. $1\frac{1}{2}$ Rthlr.

Diejenigen, welche auf das ganze Werk subscribiren, zahlen ein Fünftel von dem Preise der einzelnen Abtheilungen weniger.

Druckfehler.

Im Vierten Bande.

Seite	13	Zeile 8 v. u.	l. bezeigte
=	16	= 16 v. o.	l. erzeigt
=	23	= 8 v. o.	l. unter den
=	36	= 12 v. o.	l. unter die Herrschaft
=	41	= 5 v. u.	l. die Entscheidung
=	56	= 6 v. o.	l. Bauern
=	62	= 14 v. u.	l. an seine Könige
=	114	= 12 v. u.	l. an dem
=	149	= 12 v. o.	l. Stephan II.
=	188	= 2 v. o.	l. den ersten Kaiser
=	189	= 3 v. o.	l. seinem
=	247	= 5 v. o.	st. 910 l. 919.

Im Fünften Bande.

Seite 468 Zeile 6 v. o. l. Johann VI.

STADTBIBLIOTHEK AUGSBURG

Lys.

Becher

Lys.

Becher